


Dei
Sub Numine
Viget








G. I. ZOLLIKOFER.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

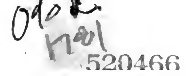


Neunzehnten Bandes Erstes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1776.



Inhalt.



Dis-

Inhalt.

I.

Versuch über die Einseitigkeit des Stoischen und Epikurischen Systems in der Erklärung vom Ursprunge des Vergnügens.

So unrichtig und mangelhaft auch die Erklärung seyn mag, welche Epikur von dem Ursprunge des Vergnügens giebt, so sind es doch gewiß andere Erklärungen, welche theils die Alten, theils die Neuern dem Epikur entgegengesetzt haben, nicht weniger. Und wenn sich fast alle wohldenkende Weltweisen für die Stoische Theorie erklären, so scheinen sie mehr an die Moral zu denken, welche daraus folgt, als an die Grundsätze, auf denen sie wirklich bestehet. Es wäre jedoch noch die Frage, ob die Epikurische Moral aus Epikurs Erklärung vom Ursprunge des Vergnügens, oder aus seinem Atheismus folgt; und ob diese Erklärung an sich, oder erst durch Verbindung mit atheistischen Begriffen über die Natur und künftige Bestimmung der menschlichen Seele, zu dem erniedrigenden und trostlosen System führet, welches Epikur, wenn auch nicht in seinem Wandel ausgeübt, doch ganz gewiß in seinen Lehrsätzen gegründet hat. Dieser Frage müßte noch eine Untersuchung vorangehen, über den Unterschied einer Erklärung des Vergnügens, und einer Theo-

rie der Glückseligkeit, d. h. der Bestimmung des Menschen. Derjenige nämlich, welcher sagt: die Empfindung des Vergnügens ist seiner nächsten formellen Ursache nach, ein Gefühl von dem Wohlstande des Körpers, sagt nun darum noch nicht: die Glückseligkeit oder Bestimmung des Menschen besteht in der sinnlichen Lust, — wenn er hinzusetzt: (und das thut Epikur) auch die Uebungen der Weisheit und Tugend sind Ursachen dieses angenehmen Gefühls. So haben z. B. Aristoteles und die Stoiker selbst, so wie unter den neuern Locke, Bonnet, und so viele andere den von Leibnitzen völlig widerlegten Satz behauptet, daß die formelle und nächste Ursache aller unserer Ideen eine Bewegung des Sensoriums sey. Sagen sie aber damit: daß die Kultur des Verstandes allein in einer Kultur des Sensoriums bestehe? — Uns dünkt, die Fälle sind einander sehr gleich. Wenn also Epikur sagt: die Empfindung des Vergnügens ist zunächst ein Gefühl von dem Wohlstande des Körpers, das Gefühl einer angenehmen Rührung der Organen, welches unser urtheilendes geistiges Wohlgefallen an Vollkommenheit begleitet, und das Wohlgefallen, was an sich ein Urtheil ist, zu einer Empfindung macht, so folgt daraus noch nicht, daß die Glückseligkeit des Menschen in der alleinigen Lust der Sinne, und in der Erhaltung des körperlichen Wohlstandes bestehe. Wenn aber, (damit ich das obige Beyspiel fortsetze,) ein Demokrit sagt: Die Seele ist nichts, und alles, was wir Ideen, Begriffe u. s. w. nennen, ist nichts anders

ders als eine materielle Bewegung des Sensoriums; so folgt allerdings daraus, daß die Kultur des Verstandes nichts anders sey, als eine Kultur des Sensoriums. Und wenn Epikur sagt: Es ist weder Gott, noch Vorsehung, noch Unsterblichkeit der Seele, und es sind in diesem halbthierischen Leben alle Endzwecke enthalten, welche der Mensch erreichen kann: (und das sagt Epikur so gewiß, daß man sich vergeblich bemüht ihn zu rechtfertigen,) dann folgt allerdings: daß die ganze Tugend des Menschen nur eine Mittelabsicht sey, welche theils einzelne angenehme, ästhetische und moralische Empfindungen, theils die Erhaltung des Körpers überhaupt zum Gegenstande hat, — die letztere, um die Organen zum sinnlichen Vergnügen lebhafter und dauerhafter zu machen.

Es ist also gar nicht unsere Absicht die Moral des Epikur zu rechtfertigen. Epikur würde gewiß mehr dabey gewinnen, als die Tugend, wenn die historische und kritische Wahrheit nicht verlieren sollte. Indessen scheint uns jedoch seine Erklärung von dem Ursprunge des Vergnügens eine Wahrheit zu enthalten, welche vielleicht der Stoischen Erklärung zu ihrer Vollständigkeit mangeln dürfte. Wir wollen diese beiden Systeme mit einander vergleichen.

Epikur scheint da, als er das Vergnügen durch ein Gefühl des körperlichen Wohlstandes erklärte, oder vielmehr als er diese Erklärung ausdachte, ganz allein der Selbsterfahrung gefolgt zu seyn, gar nichts (freylich war das ein Fehler) von

Grundsätzen über die beste Bestimmung des Menschen vorausgesetzt zu haben. Er scheint bey seiner Erklärung nichts anders zu wollen, als das wörtlich ausdrücken, was der Mensch zunächst und am lebhaftesten empfindet, wenn er in dem Zustande des Vergnügens ist.

Und nun, was empfinde ich denn zunächst, und am lebhaftesten, so fragt Epikur, wenn ich Vergnügen empfinde? Die geistige Vollkommenheit meiner Seele? Die Seele selbst kann sich nicht empfinden. Oder die geistige, sittliche ästhetische Vollkommenheit der Dinge, die auf mich wirken und mir das Vergnügen verschaffen? Diese Vollkommenheit nehme ich wahr, ich schätze, beurtheile sie. Das ist aber ein Werk des Verstandes nicht des Empfindungsvermögens in der engern Bedeutung. (Denn eigentlich ist freylich Urtheil und Empfindung beym Epikur einerley.) Dieses Urtheil, dieses urtheilende Wohlgefallen also, ist oft eine Quelle, oft die Ursache, niemals die Empfindung des Vergnügens selbst. Diese Empfindung, so wie ich sie in jedem Falle des Vergnügens in mir habe, ist nichts anders als das Gefühl von dem Wohlstande meines Körpers. Ich empfinde aber entweder den Wohlstand der ganzen Maschine, oder nur die ausnehmende Thätigkeit einiger ihrer einzelnen Theile. Im ersten Falle ist mein Vergnügen Indolenz, Freyheit vom Schmerz, im andern Fall ist es Lust. Das Vergnügen der Indolenz besteht in dem Gefühle der Thätigkeit und Tüchtigkeit meines ganzen Körpers, und in dem dar-

darinne liegenden Bewußtseyn des Lebens, der Dauer, in welchem Bewußtseyn wiederum eine gewisse Ahndung des längern Lebens, der längern Fortdauer enthalten ist. Das Vergnügen der Lust entspringt nicht allein aus der ergötzenden Rührung einzelner Theile und Werkzeuge; sondern zugleich aus der Empfindnng einer ausnehmenden Wirksamkeit meines ganzen Körpers, bey welcher jenes Bewußtseyn des Lebens und der Dauer, und jenes ahndende Gefühl des Fortlebens, der Fortdauer noch stärker ist.

Auch Vergnügungen des Verstandes und des Herzens sind Gefühle des körperlichen Wohlstandes. Denn die Ideen, welche eine Vollkommenheit des Verstandes oder des Herzens vorstellen, setzen mein Sensorium, und dann den ganzen Körper in Wirksamkeit. — So kann ich also keine Vollkommenheit beurtheilend bewundern, ohne in meinen Organen auf eine ergötzende Weise gerührt zu werden, ohne die Thätigkeit und den Wohlstand meines Körpers wahrzunehmen, d. h. ohne Vergnügen zu empfinden.

Verstand und Tugend sind also in jedem einzelnen Falle, Quellen angenehmer Empfindungen. Aber sie sind noch mehr, sagt Epikur, sie sind Mittel zur Glückseligkeit überhaupt. Denn erstlich: die Uebungen des Verstandes gewähren mir unmittelbar angenehme Empfindungen, indem sie mir die vergangnen Vergnügungen erneuern, und die zukünftigen vorbilden. Wenn ich also Weisheit und Tugend ausübe, so thue ich es, um der ange-

nehmen Empfindungen theilhaftig zu werden, welche aus dem Wohlstande meines Körpers entstehen, deren ich aber oft nicht anders als durch Befriedigungen des Ehrgeizes, durch Aeußerungen der Großmuth, Edelmüthigkeit u. s. w. theilhaftig werden kann. Körperlicher Wohlstand ist also der Endzweck, auf welchen ich bey allen Anstrengungen des Verstandes und der Tugend hinsehe, und wenn mich diese Mittel oft schon als Mittel vergnügen, so ist es nur, weil sie mir den Endzweck, die Lust, theils ins Gedächtniß zurückbringen, theils in der Hoffnung vorstellig machen, und mir also schon als Mittel, Vergnügen, d. h. Gefühl des körperlichen Wohlstandes verschaffen.

Hier nun, in dem Uebergange zur Tugend, ist es, wo das Epikurische System nicht nur in sich selbst gezwungen und widersprechend, sondern auch für den Menschen entehrend, und auf eine gewisse Weise trostlos ist. Folgt aber daraus, daß sein Grundbegriff von dem Ursprunge des Vergnügens gar nichts Wahres enthalten könne? oder daß die Stoische Erklärung des Vergnügens wahr seyn müsse, weil sie der Gegensatz der Epikurischen ist?

Ich nehme hier das Stoische System in der weitesten Bedeutung, und begreife alle diejenigen Hypothesen darinne, welche das Vergnügen ganz allein aus einer Vorstellung des Zustandes der geistigen Vollkommenheit entstehen lassen, und selbst die sinnlichen Vergnügungen aus dunkeln Vorstellungen der Vollkommenheit erklären.

Und

Und wirklich sind auch alle die verschiedenen Theorien, welche die Neuern auf die Bahn gebracht haben, nichts anders als verschiedene, und zum Theil willkührliche Abänderungen des Hauptsatzes, in welchem selbst die Peripatetiker mit den Stoikern übereinkommen: das Vergnügen ist ein Zustand der geistigen Vollkommenheit; nur daß ein jeder die geistige Vollkommenheit anders bestimmt, oder vielmehr mit andern Worten aussagt. Descartes und Kästner setzen die Vollkommenheit der Seele in der Befriedigung der Eigenliebe, und darum sagen sie, das Vergnügen ist ein Zustand der befriedigten Eigenliebe. Gassendi und nach ihm Sulzer finden die Seele vollkommen, wenn sie sich mit Ideen beschäfftigt, und daher die Erklärung des Vergnügens aus der Ideenbeschäfftigung, ein Begriff, den auch Spinosa gehabt hat. Wolf sagt: Die Seele hat ein wesentliches Bestreben Uebereinstimmung oder Einheit in dem Mannichfaltigen zu finden. Wo sie also Uebereinstimmung, d. i. Vollkommenheit außer sich findet, da hat sie selbst Vollkommenheit erreicht. Der Abt Pouilly sagt, die Seele ist vollkommen, wenn sie in einer Thätigkeit ist, welche beschäfftiget ohne zu ermüden. Das Vergnügen ist also, nach seiner Erklärung, ein Zustand der gemäßigten unangestrengten Thätigkeit.

So sehr diese verschiedenen Hypothesen von einander abzugehen scheinen, so kommen sie doch alle in den Hauptsatze überein, daß das Vergnügen ein Zustand geistiger Vollkommenheit sey. Es

sey uns nun also hier, wo wir keine kritische Litterargeschichte über die Grundsätze der Moral schreiben, erlaubt, das System, welches das Wesen des Vergnügens in der geistigen Vollkommenheit setzt, das Stoische zu nennen. Und das ist nun überall der Gegensatz des Epikurischen; ja sogar in der Betrachtung, daß es mehr auf Grundsätzen als auf Erfahrungen beruht.

Meine Seele, sagt der Stoische Weltweise, ist ein Geist, und nicht ein Haufen materieller Urstoffe. Entspringt die Empfindung, welche ich Vergnügen nenne, nur allein aus dem vollkommenen Zustande meines Körpers, so ist der Wohlstand dieses Körpers alles, was ich erreichen kann, und so ist das Wesen in mir, welches denkt und empfindet, entweder gar keiner Vollkommenheit fähig, oder doch keiner solchen, welche Vergnügen und Glückseligkeit gewährt. So bin ich mir also selbst gleichgültig, ich, das empfindende denkende Wesen, — wenn ich in mir selbst keine Vollkommenheit erreichen, keine Glückseligkeit empfinden kann, oder vielmehr ich bin gar nichts, unabhängig von diesem Körper, als ein Zuschauer seines Zustandes. Sollte ich aber wohl einen Körper für mein Ich, für mein Wesen, für den Wirkungskreis aller meiner Kräfte, für das Ziel meiner Bestimmung erkennen, dessen Theile immerfort sich mit andern Theilen vertauschen, und endlich von meiner Seele und von einander selbst trennen? Erkenne ich nicht diesen Körper für das Eigenthum meiner Seele, meines Selbst? So muß doch meine Seele, so muß doch

Ich,

Ich, unabhängig von diesem Körper, ein Wesen seyn. Und läßt sich ein Wesen denken, das keiner Vollkommenheit fähig ist? und ein empfindendes lebendiges Wesen, was seine Vollkommenheit entweder gar nicht, oder mit Gleichgültigkeit wahrnimmt? — So bin Ich also, wenn dieser Körper alle meine Empfindsamkeit erschöpft, nach dem Tode Nichts. Denn Nichts seyn, heißt nicht empfinden, keiner Glückseligkeit fähig seyn. Nein! Mein Geist ist der Ausfluß und der Abdruck des allervollkommensten Geistes. Alle meine Bestrebungen gehen ins Ewige, ins Unendliche, und meine Fähigkeiten können also nicht in diesen Körper eingeschränkt seyn. Dieser Körper ist der Kerker eines Geistes, welcher nach der Unendlichkeit, d. h. nach seiner Bestimmung arbeitet. Der Tod wird mir diesen Kerker einst aufschließen; aber Weisheit und Tugend werden mir ihn schon in diesem Leben erweitern. Und die Uebungen der Weisheit und Tugend sind es nun, welche mich von meinem Körper entfernen, und meiner Vollkommenheit, meiner Bestimmung nähern. Aber diese Uebungen sind Thätigkeiten meines Geistes, nicht Bewegungen der thierischen Maschine. In diesen geistigen Thätigkeiten allein fühle ich mich selbst, indem ich meinen Körper vergesse. Und wenn ja dessen Wohlstand überhaupt, oder die sanften Rührungen seiner einzeln Organen, mich zuweilen ergötzen können, so ist es nur, weil dieser Wohlstand oder diese Rührungen meinen Geist mit mannichfaltigen Ideen beschäfftigen, in welchen selbst, dunkle Vorstel-

stellungen der Vollkommenheit enthalten sind. Nicht der wollüstige Reiz der Nerven ist es, was einen Geist vergnügen kann, sondern die mannichfaltigen und übereinstimmenden Bewegungen, aus welchen dieser Reiz entstehet. — So ist also alles Vergnügen ein Zustand geistiger Vollkommenheit.

Der Fehler, welchen ich in beiden Systemen bemerke, ist die Einseitigkeit. In dem einen wird nur die menschliche Organisation, in dem andern nur allein die menschliche Seele in Betrachtung gezogen, — aber in keinem von beiden die menschliche Natur. In dem einen denkt man nur an die niedere, in dem andern nur an die höhere Bestimmung des Menschen, aber in beiden vergißt man den Zusammenhang der niedern menschlichen Bestimmung mit der höhern. In dem einen ist der Mensch ein bloßes Thier, in dem andern ist er ein reiner Geist, und in keinem von beiden ist er eigentlich ein Mensch. In beiden Systemen wird die eine der beiden Hauptarten des Vergnügens auf eine höchst gezwungene Weise erklärt. In dem Stoischen System trifft dieses die sinnlichen; in dem Epikurischen trifft es die geistigen Vergnügungen. Ein besonderer Charakter des Stoischen Systems ist der Enthusiasmus.

Es ist mit der Einseitigkeit dieser Theorien über das Vergnügen, wie mit der Einseitigkeit der Theorien über die Seelenwirkungen überhaupt; oder vielmehr, die einseitigen Erklärungen des Vergnügens sind in einseitigen Begriffen von dem Wesen

der

der Seele gegründet. Der Enthusiasmus aber, welchen ich dem Stoischen System ins besondere vorwerfe, beruhet auf einem bekannten Enthusiasmus der Platonischen Psychologie. Die Seele eines Aristoteles ist ein Wesen, das kaum ein anderes Vermögen hat, als das Vermögen von Bewegungen des Sensoriums gerührt zu werden, und die in diesen Bewegungen vorgestellten materiellen Ideen wahrzunehmen, — ein Wesen, welches, unabhängig von dem Sinnenerkänntniß keine Idee und außerhalb dem Sensorium keine Thätigkeit hat. — Aber Platons Seele ist ein reiner Geist, der die ganze Fülle seiner Ideen in dem Inbegriffe seines Wesens beschließt, der von dem Sensorium keine Begriffe empfängt, sondern nur Veranlassungen seine Begriffe zu äußern, dessen Thätigkeit von dem Sensorium nicht erweckt, sondern im Gegentheil vielmehr eingeschränkt wird. Darum, sagt Plato, ist dieses Leben eine Sklaverey; deren Ketten erst der Tod auflöset, ob wohl die Weisheit sie schon in dem gegenwärtigen Leben erleichtert.

Sollte ich aus jenen beiden Systemen der Psychologie ein drittes machen, so würde ich den Enthusiasmus eines Plato und Leibnitz durch den Beobachtungsgeist eines Aristoteles und Locke mäßigen. Ich würde das ganze System von allgemeinen Begriffen, welches zusammen die Vernunft ausmacht, unabhängig von dem Sinnerkenntniß, in der Seele voraussetzen. Dennoch aber würde ich das Sensorium nicht ihren Kerker, sondern lieber ihren gegenwärtigen Wirkungskreis

nen-

nennen. Ich würde alle Ideen als geistige Zustände, als alleinige Seelenwürkungen betrachten; allein ich würde, getreu der Erfahrung, den Stoff zu diesen Ideen, den Anlaß zu diesen Seelenwirkungen in dem Sensorium finden. Ich würde den Körper, den die Seele empfindet und bewegt, sehr genau von der Seele, und die Thätigkeiten des Körpers sehr genau von den Wirkungen der Seele unterscheiden. Aber ich würde dem Körper durchgängig die genausten Verhältnisse mit der Seele geben, und jede Wirkung der Seele von einer Thätigkeit des Körpers begleiten lassen.

Und sollte ich aus jenen beiden Theorien des Vergnügens eine dritte machen, so würde ich das Intellecktuelle der Stoiker durch das Sinnliche des Epikur mehr zu dem Ton der Menschheit herabstimmen. Ich würde das Vergnügen des Menschen, weder allein aus körperlichem Wohlstand, noch allein aus geistiger Vollkommenheit, sondern aus beiden Principien zusammen entstehen lassen. Ich würde das sinnliche Gefühl des körperlichen Wohlstandes eben so wenig von dem geistigen Vergnügen, als das intellecktuelle Wohlgefallen von dem sinnlichen Vergnügen gänzlich ausschließen, sondern beides für wesentliche Bestandtheile des Vergnügens erkennen, welche, jedoch in ungleichen Verhältnissen, zusammen gemischt wären, je nach dem das Vergnügen geistiger oder sinnlicher ist.

Und so wäre das Vergnügen, in jedem einzelnen Falle, ein aus Wohlgefallen an Vollkommenheit und aus Gefühl des körperlichen Wohlstandes

des zusammengesetzte Empfindung. Wir wollen uns bemühen diesen Satz, welcher die beiden Systeme in eins verbindet, 1) aus der Erfahrung, 2) aus gewissen Grundsätzen zu erweisen.

Man kann in einer jeden Empfindung des Vergnügens, ganz deutlich diese zweyerley Modificationen der Seele unterscheiden. Z. B. ich sehe ein Meisterstück der Maler- oder Bildhauerkunst. Ich sehe Wahrheit und Richtigkeit in allen Verhältnissen, der Linien, Farben, Lichter, und der Schatten in jedem einzelnen Theile des Werkes; Verhältnisse der einzelnen Theile untereinander, in Stellungen, Geberden u. s. w. und alles zu einem Endzwecke, eine Geschichte rührend, oder einen Gedanken durch die Allegorie anschauend zu machen. Ich sehe Verstand, Witz, Gefühl, Fertigkeiten des Künstlers, — also Vollkommenheiten eines Geistes. Das alles zusammen ist das Wohlgefallen an Vollkommenheit. Ist aber das bey geistigen Vergnügungen die ganze Empfindung? Nein, wenn auch das Object des Vergnügens noch intellecktueller und die Empfindung selbst noch reiner und geistiger ist, als in dem gegenwärtigen Falle, so fühle ich dennoch, außer diesem Wohlgefallen an Vollkommenheit, auch eine angenehme Bewegung meines Körpers, welche ohnstreitig von der größern Wirksamkeit der Phantasie entsteht. Alle meine Nerven sind in Thätigkeit und in einer ergötzenden Spannung. Die Werkzeuge des Lebens arbeiten mit verdoppelter Kraft, das Herz verstärket seine Schläge, der Lauf des erwärmten Bluts wird schneller. Alle meine

Muskeln sind elastischer. Ich bin wirklich in diesem Zustande nicht von meinem Körper abgesonderter als sonst, sondern vielmehr näher mit ihm verbunden. Ich lebe gedoppelt, auch wann ich geistige Vergnügungen schmecke, anstatt, daß nach dem System des Stoikers, ich da halb todt seyn müßte. Was ist aber alles das, was ich in diesem Zustande der Begeisterung, außer dem Wohlgefallen an Vollkommenheit, noch fühle anders als Gefühl des körperlichen Wohlstandes? Welcher Mann, welcher Philosoph ist so weise, so ernsthaft, daß er diesen physischen Theil der Empfindung, auch von den allerreinsten geistigen Vergnügungen ausschließen könne? Alle Vergnügungen, auch die allerreinsten, die Vergnügungen der Weisheit und Tugend, und selbst der Religion, (die letztern am allermeisten) sind den klärsten Erfahrungen zufolge aus diesen zwey Bestandtheilen zusammengesetzt, aus Wohlgefallen an Vollkommenheit und aus Gefühl von dem Wohlstande des Körpers. Und es dürfte vielleicht schwerer seyn, in den gröbern sinnlichen Lüsten des Menschen das geistige Wohlgefallen an Vollkommenheit zu finden, als von den allerreinsten Freuden des Geistes, das Gefühl des körperlichen Wohlstandes abzutrennen. Wie gezwungen ist es nicht, wenn einige Weltweise das sinnliche Vergnügen überhaupt, so wie das Sinnliche in den geistigen Vergnügungen, aus einer dunkeln Vorstellung der Vollkommenheit, oder aus der durch die Bewegungen des Körpers entstehenden Ideenveränderung erklären, gleich als ob es ganz unter

der Würde des Menschen wäre, in dem Wohlstande des Körpers, in seiner nähern und ein längeres Leben weissagenden Verbindung mit der Seele, unmittelbar ein Objekt des Vergnügens zu finden; gleich als ob das physische Leben sich erst in einen allgemeinen Begriff von geistiger Vollkommenheit einkleiden müßte, um uns zu interessiren, oder als ob die Thätigkeiten der Maschine die uns in diesem Leben umgiebt, uns nicht durch ihre Beziehung auf das Leben selbst, sondern nur als Idee, als Ursachen unserer geistigen Zustandesveränderung werth seyn dürften.

So sehr auch die Würde des Menschen durch jenen philosophischen Enthusiasmus erhoben zu werden scheint, welcher alle angenehme Empfindungen von physischen Bewegungen des Körpers unabhängig macht: so verliert doch gewiß manche Wahrheit in diesem System mehr, als der Mensch darinn gewinnt. Ich will nur ein einziges Beyspiel anführen.

Sollte nicht bey der philosophischen, oder vielmehr pedantischen Verachtung der Sinnlichkeit des Vergnügens, und dann der Künste selbst, etwas von diesen enthusiastischen Begriffen zum Grunde liegen? Wie viel könnten nicht die Künste, die redenden sowohl als die bildenden, bey dem Gottesdienste, bey bürgerlichen Feyerlichkeiten, ja selbst bey der Gesetzgebung, und bey dem Vortrage wichtiger Wahrheiten wirken? Aber wie oft hören wir nicht sagen, daß eben dann die Vergnügungen unsers Geistes unrein und ungeistig werden, wenn sie

 von

von kützelnden Rührungen der Sinne (so nennt man die göttlichen Wirkungen der Künste,) begleitet werden! — Ich habe noch andere wichtige Nachtheile dieses Stoischen Enthusiasmus im Sinne. Aber ich will mich in den Schranken meiner Absicht zu erhalten suchen.

Epikur also findet das Wohlgefallen an Vollkommenheit, in der Empfindung des Vergnügens gar nicht, anstatt daß die Stoiker nur dieses und nichts von dem Gefühle des körperlichen Wohlstandes darinn wahrnehmen. — Eigentlich ist das Wohlgefallen an Vollkommenheit eine Wirkung der Urtheilskraft — des reinen Verstandes — welche für sich allein, ohne von jenem physischen Gefühle begleitet zu werden, nur in einem reinen Geiste Glückseligkeit wirken kann. Unsere geistigen Regungen sind nicht ein reines Wohlgefallen an Vollkommenheit, und die Eintheilung in geistiges und sinnliches Vergnügen ist nur in soferne richtig, in wie ferne sie anzeigt, daß in einigen unsern Vergnügungen das Wohlgefallen an Vollkommenheit, in andern das Gefühl des körperlichen Wohlstandes lebhafter ist.

Hieraus folgt, daß wir uns von der Glückseligkeit eines ganz reinen und körperlosen Geistes kaum einen Begriff machen können.

II. Aber ich gehe noch weiter. Ich behaupte, daß es die Bestimmung unsers Daseyns, und also die göttlichen Absichten erfodern, daß unser Vergnügen in jedem Falle aus dem Wohlgefallen an Voll-

kom-

kommenheit und aus dem Gefühle des körperlichen Wohlstandes zusammengesezt sey.

Wenn ich das Vergnügen mit Rücksicht auf göttliche Endursachen betrachte, so ist jede angenehme Empfindung theils ein Endzweck, theils ein Mittel der Glückseligkeit.

Erstens ein Endzweck. Das ist an sich klar. Denn die Glückseligkeit, wenn ich sie von dem ganzen Leben eines Menschen abstrahire, ist nichts anders als die Mehrheit angenehmer Empfindungen. So ist also jede einzelne angenehme Empfindung ein Theil der Glückseligkeit, — folglich ein Theil von dem Endzwecke meines Daseyns.

Anderns ein Mittel: Das ist nicht so an sich klar, aber nicht minder gewiß. Einzelne angenehme Empfindungen sind eigentlich nur in sofern Stücke der ganzen Glückseligkeit, in wieferne sie die **Mehrheit** angenehmer Empfindungen in dem ganzen Leben eines Menschen, d. h. die Glückseligkeit selbst befördern. Wie können aber einzelne angenehme Empfindungen das thun? Indem sie mir anzeigen, daß ich mich in demjenigen Zustande der Vollkommenheit meines Wesens befinde, an welche die Glückseligkeit verknüpft ist. Denn so verschieden auch die Meynungen der Weltweisen über die Vollkommenheit, oder über das höchste Gut sind, so kommen sie doch darinn alle überein, daß die Glückseligkeit aus der *Vollkommenheit* entspringe; — ich wollte lieber *sagen:* die Glückseligkeit sey nichts anders als der

Genuß unserer Vollkommenheit. Wenn also die Gottheit will, daß ich glückselig seyn soll, so will sie zugleich, daß ich vollkommen sey.

Aber was ist meine Vollkommenheit? Die Folge meiner Verhältnisse mit dem Ganzen, dessen Theil und Triebwerk ich bin, das Resultat von der Einschränkung aller meiner Fähigkeiten gegeneinander; sie ist die Tüchtigkeit und Integrität des ganzen Wesens, welche eben erfordert wird, wenn mein ganzes Leben überhaupt, mehr Vergnügen als Schmerz enthalten, d. i. wenn es glückselig seyn soll.

Nun aber übersehe ich weder den Plan des ganzen Weltsystems, dessen Theil und Triebwerk ich bin, noch die ganze Beschaffenheit meiner Natur. Wie kann ich also wissen, ob ich Vollkommenheit erreiche, wenn ich nicht übersehe, in welchem Verhältnisse ich mich mit andern Dingen befinde, und wie ich, meine Fähigkeiten gegeneinander einschränken soll, um vollkommner zu seyn? Wenn also die Glückseligkeit der göttliche Endzweck meiner Bestimmung, und zugleich die Wirkung meiner Vollkommenheit ist: so mußte mich die Gottheit lehren, in jedem Augenblicke meines Lebens den Zustand der Vollkommenheit von dem entgegengesetzten zu unterscheiden. Und dieß lehrt sie mich 1) durch Vernunft und Erfahrung, nach welchen ich meinen Zusammenhang mit der Welt und die Beschaffenheit und Kräfte meiner Natur im Ganzen und in Absicht auf die Glückseligkeit meines ganzen Lebens erkenne; 2) durch Empfindungen des Vergnü-

gnügens, und des Schmerzens, welche mir für jeden einzelnen Zustand meines Lebens ein Merkzeichen sind, an welchem ich die Vollkommenheit von der Unvollkommenheit unterscheide.

Was ist der Schmerz in Rücksicht auf göttliche Endursachen? Ein Störer meiner Ruhe? meiner Glückseligkeit? So müßte die Qual lebendiger Wesen an sich selbst ein göttlicher Endzweck seyn können. Das ist widersinnig. Offenbar ist der Schmerz ein Wink, ein Kennzeichen, durch welches ich von einer gegenwärtigen Unvollkommenheit in meiner Natur benachrichtigt werde, und zugleich ein innerster Reiz, der meine Fähigkeiten, zur Abwendung dieser Unvollkommenheit in Thätigkeit setzt. Diese Endursache ist von dem sogenannten körperlichen Schmerze ganz bekannt. Aber sie ist von den übrigen unangenehmen Empfindungen nicht minder klar.

Wenn ich also Vergnügen empfinde, so habe ich in irgend einem Theile meine Natur Vollkommenheit erreicht. Das ist zuverlässig. Ob aber dieses Vergnügen meine Glückseligkeit im Ganzen befördern, ob es nicht Schmerz nach sich ziehen, ob es mich nicht eines größern Vergnügens unfähig machen werde? das kann ich freylich aus den einzelnen angenehmen Empfindungen eben so wenig lernen, als aus den unangenehmen, ob sie nicht zu dem Ganzen meiner Glückseligkeit gehören. Das zu wissen muß ich, von Erfahrung und Vernunft gelehrt, das Verhältniß meiner Empfindungen zu meiner Natur im Ganzen berechnen. Die Fertig-

keit das Verhältniß der angenehmen und unangenehmen Empfindungen zu den Fähigkeiten und Bestimmungen unsere Natur zu berechnen, ist es, was wir Weisheit oder Tugend nennen.

Wir folgern aus den bisherigen Betrachtungen einen Unterschied der angenehmen Empfindungen, der uns von einiger Wichtigkeit zu seyn dünkt. Einige nämlich entspringen aus der Vollkommenheit einzelner Theile, andere aus der Vollkommenheit des ganzen Systems unsrer Natur. Jene geben Freude oder Lust, diese Zufriedenheit und Ruhe. Z. B. wenn ich ein Meisterstück der Natur, oder der Kunst anschaue, oder einen schönen Lehrsatz durchdenke, oder eine großmüthige Handlung ausüben sehe, oder eine gute Handlung selbst ausübe, — oder auch wenn ich einen köstlichen Wein trinke, — dann empfinde ich Lust. Wenn ich aber ohne von einem einzelnen Gegenstande besonders gerührt zu werden, den guten Zustand meines Verstandes und meines Herzens, und die Gesundheit meines Körpers in dem einzigen zusammengesetzten Gefühle des angenehmen Selbstbewustseyns empfinde, und zugleich die Vortrefflichkeit Gottes, die Vollkommenheit der Welt, den Wohlstand derer die ich schätze und liebe, alles dieses in einer einzigen Idee übersehe, dann und so lange dieser angenehme Zustand fortdauert, empfinde ich Zufriedenheit. Wahrscheinlicherweise hat das Epikur mit der Indolenz sagen wollen,

welche

welche ganz gewiß etwas anders, als ein bloß verneinender Begriff ist.

Aus dieser Anmerkung scheint wider unsere eigene Hypothese zu folgen, daß das Gefühl des körperlichen Wohlstandes nicht wesentlich zu jenen Empfindungen der Lust gehören müsse, welche aus der Vollkommenheit einzelner Theile unserer Natur entspringen, sondern nur zu den Empfindungen der Zufriedenheit, in welcher wir den vollkommnen Zustand unsers ganzen Selbst wahrnehmen.

Es ist wahr, jede einzelne angenehme Empfindung zeigt nicht die durchgängige Vollkommenheit unseres Zustandes an. Aber davon sind wir doch ganz gewiß überzeugt, daß keine einzelne angenehme Empfindung bestehen könne, wenn nicht so zu sagen das **Wesentliche** unsrer Natur in einem vollkommnen Zustande ist, in welchem die Möglichkeit der einzelnen Vollkommenheiten enthalten ist. Was ist aber das **Wesentliche** unserer Natur? Die Seele und der Körper, den sie empfindet und bewegt. Demnach muß jede einzelne angenehme Empfindung einen Wohlstand der Seele, und einen Wohlstand des Körpers zugleich zum Gegenstande haben.

Wenn nun das Vergnügen in jedem einzelnen Falle, aus geistigen und körperlichem Wohlstande zusammengesetzt ist, so giebt es so vielerley Arten von menschlichen Vergnügungen überhaupt, als es Stücke der Vollkommenheit giebt. Und wenn

man die verschiedenen angenehmen Empfindungen, nicht ganz willkührlich auf einen Gesichtspunkt zwingen will, so kann das Vergnügen weder aus dem Gefühle der geistigen Vollkommenheit, noch aus dem Gefühle des körperlichen Wohlstandes, noch mit dem Aristipp aus einer wollüstigen Rührung der Nerven, noch aus Ideenbeschäftigung, noch aus Wohlgefallen an Vollkommenheit, noch aus irgend einem solchen abgeleiteten Principium allein erkläret werden.

Die nachfolgenden Betrachtungen, werden vielleicht unsere Meynung noch deutlicher machen.

1) Ich bin ein vernünftiges Geschöpf, d. h. ich habe eine freye über alle Gegenstände des Universums, ja sogar über einen großen Theil der idealischen Welt ausgebreitete Aufmerksamkeit. Kein Naturtrieb hält mich in irgend einem Theile der Welt eingewurzelt. Keine Organisation wirft mich auf die Dinge hin, die zu meiner Glückseligkeit dienen, sondern ich soll und kann alles wahrnehmen, alles selbst durchführen, und dann wählen. So ist mir also jede Idee, die mir die Sinnen liefern, oder die Phantasie, oder den reinen Verstand bildet, erstlich blos darum werth, weil es eine Idee ist, die mir etwas vorstellt, dessen Beziehung auf meine Natur, auf meine Glückseligkeit ich wissen muß, weil kein Naturtrieb mir sagt, welche Dinge diese Beziehung auf mich haben. Wenn ich mich also mit Ideen beschäfftige, so erreiche ich schon eine von dem Absichten meines Daseyns.

So

So ist also eine Quelle des Vergnügens die Ideenbeschäfftigung.

2. Aber kann wohl diese Ideenbeschäfftigung an sich allein ein Enzdweck seyn? Oder ist sie nur ein Mittel, durch welches ich die Gegenstände meiner Glückseligkeit und die Beziehung der Dinge auf mich erfahre? d. h: Sind die Dinge, welche mir meine Ideen vorstellen, nur in sofern die Gegengenstände meiner Glückseligkeit, in wieferne sie zu meiner Erhaltung, Ergötzung u. s. w. gehören, oder auch schon in wiefern sie Mannichfaltigkeit, Wahrheit, Weisheit, Vollkommenheit sind? Wäre das erste, wäre die Ausspürung meiner Erhaltungsmittel, meiner Ergötzlichkeiten, der einzige und höchste Endzweck meiner Ideenbestrebung, wie wollte ich mich von den unvernünftigen Geschöpfen unterscheiden? Nein, wenn ich nach Ideen bestrebt bin, so strebe ich nach ihnen, nicht allein als nach Mitteln, sondern selbst als nach Endzwecken. Mein Geist liebt die Ideenbeschäfftigung als ein vernünftiger Geist, welcher Wahrheit, Weisheit und mit einem Worte Vollkommenheit liebt, — und in Weisheit, Wahrheit, Vollkommenheit, den Abglanz des göttlichen Geistes sieht, zu dessen Anschauen er bestimmt ist.

So ist also eine andere Quelle des Vergnügens das Wohlgefallen an Vollkommenheit, daher die Vergnügungen des Verstandes.

3. Ich bin ein geselliges Geschöpf. Meine Glückseligkeit kann nicht bestehen, wenn meine Mitmenschen mich nicht lieben. Und die Glückse-

lig-

ligkeit dieser kann nicht bestehen, wenn ich sie nicht liebe. Gott will die größte mögliche Glückseligkeit. So will er also, daß ich für die Glückseligkeit anderer ein Gefühl, eine Imagnation haben soll, so wie für die meinige. Und das habe ich auch wirklich, — ja ich habe es nicht allein für meine Mitmenschen, sondern für alle lebendige Geschöpfe. Der Anblick, oder die Vorstellung eines leidenden Wesens zerreißt meine Seele, löscht allen Genuß meiner eigenen Glückseligkeit aus, spannt alle meine Kräfte zur Beyhülfe an. Ich habe Hülfe geleistet, und nun bin ich wieder ruhig, wieder der Glückseligkeit fähig. Ja fürwahr, so ist es, wenn ich eine guter unverdorbener Mensch bin. Und also muß ich mich gleichermaßen freuen, wenn andere Menschen eben so die Absichten ihres geselligen Daseyns erfüllen.

So ist also eine dritte Quelle des Vergnügens das Bewustseyn eigener, und die Vorstellung fremder guten sittlichen Ideen oder Handlungen.

4. Aber ich bin ein Mensch. Was heißt das? ein vernünftiger Geist. — Nein mehr, oder vielmehr weniger als das; ein vernünftiges Thier. Meine Seele bringt ihre Ideen und moralischen Empfindungen nicht allein aus der Fülle ihrer geistigen Kraft hervor, wird nicht von den Außendingen selbst, sondern nur von den sie vorbildenden Organen gerührt. Jeder meiner Gedanken, jede meiner Empfindungen ist (wesentlich oder unwesentlich, das ist eins) an eine gewisse Veränderung des Sensoriums verknüpft. In diesem Sensorium

rium sehe ich nicht allein die Außenwelt als in einem Spiegel, sondern selbst jene Begriffe und Empfindungen die zusammen mein angebohrnes System der Vernunft und der Moral ausmachen, ob sie gleich früher in mir waren als dieses Organ um mich her, werden doch dann erst völlig mein, mit Bewustseyn mein, wenn sie sich mit jenen einzelnen Fällen des Sinnerkenntnisses in meiner Phantasie verbinden, und aus der Seele in das Sensorium und von diesem wieder in die Seele reflektirt werden.

Also auch das gehört zu meiner Vollkommenheit, daß dieses Sensorium nahe mit meiner Seele vereinigt sey, und sich in einem gewissen Zustande der Tüchtigkeit befinde, Denn die Schwachheit desselben hebt seine festere Verbindungen mit meiner Seele auf. Und wenn diese aufgehoben werden, so sind mir in den Verhältnissen, in welchem ich auf diesen Weltkörper lebe, alle Quellen verschlossen, aus welchen ich mein Vergnügen an Ideen, an geistiger und moralischer Vollkommenheit schöpfe. Nun sind tausenderley Werkzeuge zusammengefügt, um diese Absicht zu erreichen. Und wenn also mein Sensorium, und die zu meiner Erhaltung eingerichtete Maschine d. h. wenn mein ganzer Körper im Wohlstand ist, auch dann bin ich auf eine gewisse Weise vollkommen, und wenn ich vollkommen bin, dann will die Gottheit, daß ich es fühle, — daß ich vergnügt sey.

Nichts

Nichts deſto weniger begreife ich ohne Mühe, daß die angenehmen Empfindungen, welche mir der Wohlſtand meines Körpers gewährt, nicht allein für ſich ein Zuſtand der Vollkommenheit ſeyn können, ſondern daß ſie nur in ſo fern etwas werth ſind, in wie fern ſie mir eine nähere Verbindung mit den Quellen meiner edlern dauerhaftern Glückſeligkeit ankündigen.

II.

Inſcriptiones antiquae, pleraeque nondum editae: in Aſia minori et Graecia, praeſertim Athenis, collectae. Cum Appendice. Exſcripſit ediditque *Ricardus Chandler*, S. T. P. . . Oxonii, e Typographeo Clarendoniano. 1774. Folio. 142 Seiten, ohn die Regiſter.

Travels in Aſia minor: or an Account of a Tour made at the Expenſe of the Society of Dilettanti. By *Richard Chandler*. D. D. . . Oxford: Printed at the Clarendon Preſs. 1775. Gr. Quarto. 283 Seiten, ohne die Vorrede und Inhalt.

Die Verbindung dieſer beiden Werke iſt ſo augenſcheinlich, daß wir keine Urſachen anzugeben brauchen, warum wir ſie unter einen Artikel zu-

zusammen fassen. Wir entschuldigen damit nur die spätere Beurtheilung des erstern, weil wir das letztere zuvor erwarten wollen, und hätten gern noch bis zur Ausgabe der versprochenen zwoten Reisebeschreibung von Griechenland zurück gehalten, wenn wir bey unsern Lesern nicht einige Ungeduld vermuthen müßten. Beide Werke sind ein Geschenk der in England zusammen getretenen Society of Dilettanti, wovon wir schon bey der Anzeige der gleichfalls hieher gehörenden, und ihr zu verdankenden Ionian Antiquities, im XII. Bande S. 222. Nachricht gegeben haben. **Chandler** war das Haupt der Reisegesellschaft, welche zu Untersuchung der Alterthümer nach Griechenland und klein Asien abgesandt wurde. Er beschäftigte sich vorzüglich mit Sammlung und Abzeichnung der Steinschriften, und brachte einen schönen Vorrath, sowohl von einigen Stücken selber, als von Abschriften, mit nach Hause, den er der Societät übergab. Diese erwiederte ihm letztere, mit der Aufgabe, sie öffentlich bekannt zu machen. Und das ist nun das erstere Werk. Der Herausgeber hatte sich dazu durch die von ihm vorhin zum Druck besorgte neue Ausgabe der Oxfordischen Marmorstücke, besser, als irgend ein anderer, vorbereitet, und ob er gleich in der Erklärung, so wohl jener als dieser neuen Stücke, hie und da mehr Nachforschung und Kritik anlegen können, so ist doch unstreitig in dem was er saget, viel Kenntniß und Scharfsinn, mit rühmlicher Bescheidenheit verbunden, und, was in diesen Sachen immer das vornehm-

nehmste bleibt, die größeste Genauigkeit in den Abschriften selber beobachtet. Es konnte nicht anders seyn, als daß bey der Sammlung auf der Reise viele von andern schon bekannt gemachte Stücke in sein Portefeuille aufgenommen wurden. Da er aber nun seine Schätze öffentlich darstellen wollte, so war sein erstes Geschäfte, die schon im Druck vorhandnen Sammlungen nachzusehen, und alles dasjenige, was solche bereits richtig mitgetheilet, zurück zu legen, und nur entweder ganz unbekannte, oder von den bisherigen Fehlern gereinigte Sachen ins Publikum zu bringen. Er genoß dabey des Vorzugs der herrlichen Oxfordschen Buchdruckerey, die ihm nicht nur die schönsten Lettern nach den Originalzügen darbot, sondern auch wo etwa besondre Buchstaben und Zeichen mangelten, solche neu dazu gießen ließ. In der That ist also an der Ausführung nichts weiter zu wünschen, und die Sorgfalt der genauesten Vorstellung sogar in Beybehaltung jeder Zeile der Steinschrift auch ihrer offenbaren Fehler der Bearbeiter bewiesen.

Es enthält das Werk I. einen so betitelten Syllabus & Notae, oder Verzeichniß der darinn enthaltenen Steinschriften mit Anmerkungen, die theils den Ort, wo sie gefunden, theils ihre historische und geographische Erklärung betreffen, und zwar nur kurz, aber doch gründlich, verfasset sind. II. Die Steinschriften selber in drey Abtheilungen, als a) die in klein Asien, an der Zahl 81, b) die in Griechenland, besonders Athen, zu 159 Stück, und c) in einem Appendix II. dergleichen von an-

dern

dern aus den Gegenden mitgetheilte, welche der Verfasser nicht in der Urschrift gesehen hat; insgesammt mehrentheils griechisch, doch auch verschiedene lateinische aus den Zeiten der römischen Herrschaft. Jene sind zuförderst nach ihren Originalzügen vorgestellet, und dann in gewöhnlicher Schrift, mit den, in Klammern eingeschlossenen Ergänzungen ihrer Lücken auch einer lateinischen Uebersetzung geliefert, oder doch in den Noten erkläret.

III. Zum Beschluß 6 Register von allen darinn vorkommenden Namen der Götter, Personen, Oerter und Völker, Feste, Zeiten, und geist- auch weltlichen Amtsbedienungen, welche die Brauchbarkeit des Werks sehr befördern helfen. Man kennt den Werth solcher Sammlungen. Die allgemeine Geschichte und Litteratur findet freylich darinn nur selten Beyträge von Wichtigkeit; das mehreste betrifft immer Provincialhandlungen und Gebräuche, sowohl geist- als weltlichen Gegenstandes, Hülfsmittel zur Geographie, Zeitrechnung und Sprachkenntniß, Nachrichten von berühmten Männern und edlen Thaten. Eben so ist es hier: besonders aber wird der Grammatiker und Forscher der alten Erdbeschreibung neue Entdeckungen antreffen. Den erstern müssen wir zu seiner Befriedigung lediglich auf das Werk selbst verweisen. Für den Liebhaber des Alterthums und der Kunst aber wollen wir den Inhalt einiger Inschriften anzeigen, da deren Darstellung selbst Schwürigkeit hat, und uns zu viel Platz wegnehmen würde.

N. 1. Ist der berühmte Sigäische Marmor, den Chishull (Antiq. Asiat. Londini, 1728.) zuerst bekannt gemacht und erläutert hat, der aber, verschiedener Unrichtigkeit wegen, hier, nach einer genauern von dem Reisegefährten Revett genommenen Abzeichnung, auf einer Kupferplatte besser vorgestellet wird. Es ist der Grundstein von einer Herma, die oben mit einem Kopfe versehen gewesen, der aber verloren ist. Seine Masse ist 8 Fuß 7 Zoll englisch in der Höhe, ein und einen halben Fuß Breite, und 10 Zoll 5 Linien Tiefe, und seine Größe hat ihn vermuthlich vom Untergange gerettet. Sigeum, wo er jetzt lieget, wurde von den Ruinen der Stadt Troja erbauet, hat aber gleichfalls schon längst den Untergang erlitten, und nun ist auf der Stelle nur ein armes Dorf, Gaurkioi benamet, wo Christen wohnen, denen dieser Stein zu einem Sitze vor ihrer Kirche dienet. Die Inschrift zeiget sein hohes Alterthum, da sie aus den ersten Kadmeischen Buchstaben besteht, und von der Art ist, die man Bustrophedon nennet, wo nämlich die folgende Zeile immer am Ende der vorhergehenden ihren Anfang nimmt, so daß man eine um die andre vor und rückwärts lesen muß. Der Inhalt sagt nichts mehr, als daß ein gewisser Phanodikus, Sohn des Hermokrates Prokonesii, den Stein den Sigeern bey ihrem Prytaneum zum Andenken aufgerichtet, und die Sigeer ihn unterhalten sollten; Aesopus aber mit seinen Brüdern ihn (vermuthlich die Inschrift) verfertigt habe. Diese in der Mitte des Steins befind-

liche alte Inschrift ist, dem Anfange nach, oben in etwas neuerer Schrift wiederholet, wovon Chishull Ursachen angiebt. Man hielt es sonst für das älteste Denkmal der archaischen Schrift: in gegenwärtiger Sammlung aber sind einige beygebracht, die noch höher hinauf zu gehen scheinen.

N. 13. Die Inschrift über dem Schloßthore zu Smyrna, welche der griechische Kaiser Johannes Angelus Komnenus bey Wiederaufbauung des Orts setzen lassen, und also freylich nicht in die späten Zeiten gehöret, die aber Schönheiten hat, die dem Alter und Geiste eines Homers und Theokrits würdig geachtet worden. (S. Acta Erud. 1753. S. 595.) Pococke hatte schon ihren Inhalt, aber nicht ganz richtig, bekannt gemacht.

N. 22. Eine lange griechische Inschrift, jetzt zu Sevrihissar auf einem türkischen Kirchhofe zum Grabstein dienend, die aber ursprünglich von einer gewissen Gesellschaft oder Gilde, die sich vom Echinus nannte, ihren Vorstehern, wegen des von diesen rühmlich geführten Amts, zu Ehren gesetzet worden. Diese Gesellschaft war von den Dionysischen Kunstwerkern, welche vom Dionysius, dem Erfinder der theatralischen Einrichtungen und Dekorationen, den Namen hatten, und hernachmals als Direkteurs der Schauspiele gebrauchet wurden. Chishull hat S. 138 – 149, bey Gelegenheit ähnlicher Denkmäler von ihnen gehandelt, welches durch das gegenwärtige merkwürdige Stück weiter erläutert wird.

N. 25. Grabstein des Klitus, eines tragischen Dichters, von dem sonst nicht einmal der Name zu uns gekommen ist. Eben daselbst bey einer Moschee.

N. 36. Eine lange Steinschrift, bey Ajasaluk befindlich, die einen Schluß des Ephesischen Volks enthält, vermöge dessen alle Tage des Monaths Artemisius, so der Diane gewidmet und von ihr benamet, zu Festtägen erkläret werden: bereits vom Hesselius, Muratori und Pococke, aber fehlerhaft, herausgegeben.

N. 38. Fünf Stücke, die sich unter den Ruinen des Tempels der Minerva zu Priene gefunden haben, und sämmtlich die mehrmals vorgefallenen Grenzstreitigkeiten zwischen Samos und Priene betreffen, wobey denn die, durch schiedsrichterlichen Ausspruch bestimmten Grenzen, recht, wie in heutigen Grenzrecessen, beschrieben, und die zu deren Bestimmung gesetzten Steine angegeben werden.

N. 58. Ein weißer Marmor zu Jaso, mit einem weitläuftigen Dekrete, wodurch sowohl den Einwohnern zu Jaso wegen ihrer Tugend und Freundschaft, als den daher abgesandter Schiedsrichtern, wegen ihrer Rechtschaffenheit, goldne Kronen von der Insel Kalymna geschenket werden.

N. 59. Desgleichen daselbst, auf den vier Seiten schön beschrieben, wovon die eine die vom Ale-

Alexander dem Großen erhaltene Zollfreyheit und προεδρία verewigt.

II. Theil, N. 1. Eine lange, aber hier und da zerſtümmelte Steinſchrift, welche den Bericht einiger Baumeiſter über die ihnen, von Seiten des Volks zu Athen, unter dem Archon Diokles, aufgetragene Unterſuchung des Tempels der Minerva in dortigem Kaſtelle (Acropolis) umſtändlich darleget, und darinnen ſie ſehr genau anzeigen, wieweit es mit dem Baue gediehen, und was für Mängel daran noch befunden worden. Man hat ſie, wegen der alten beſondern Schriftzüge, ganz in Kupfer geliefert.

N. 3. 4. 5. Weitläuftige Inſchriften von den Schätzen und Donarien eben dieſes Tempels der Minerva, welche nicht nur als die älteſten, ſelbſt dem bekannten Marmor des Grafen von **Sandwich** vorgehenden, Denkmäler der griechiſchen Zahlenzeichen, ſondern auch wegen verſchiedner darinn angeführten Koſtbarkeiten, für die Kunſtgeſchichte merkwürdig ſind.

N. 14. Der Reſt einer Inſchrift auf einem Fußgeſtelle, dem **M. Agrippa** zu Ehren. **Chandler** muthmaßet darüber, daß ſolches zu einer Statua equeſtri von ihm gehöret, und dieſe eine von den beiden geweſen ſey, die im Vorhofe (Propylaeo) des Kaſtells geſtanden, und deren **Pauſanias** erwehnet, ohne jedoch zu wiſſen, wen ſie vorſtellen ſollen. Die andre, wovon aber keine Spur gefunden worden, meinet Ch. ſey des **Oktavianus Auguſtus** geweſen, als welcher eben in dem auf

jener bemerkten Jahre A. V. C. 726. mit dem Agrippa Consul war, und also natürlicher Weise eine gleiche Ehre verdiente. So scheinbar diese Erklärung ist, um desto seltsamer wird es, daß, wenn sie in der That richtig wäre, Pausanias die Vorstellung nicht erfahren, noch angeben können.

N. 35. Ein marmornes Fußgestell zum Standbilde des Rhetors und Geschichtschreibers Dexippus, der im dritten Jahrhunderte nach Christus Archon zu Athen war. Die griechische Inschrift, von seinen Söhnen gesetzt, erzählet seine großen Verdienste um die Geschichte, so er vom Anfange bis auf seine Zeiten, theils aus andern Schriftstellern, theils aus eigner Erfahrung zusammen getragen. Spon und Pococke haben sie schon, aber mangel- und fehlerhaft.

N. 41. 42. 43. 44. Fußgestelle zu Standbildern des Kaisers Hadrianus, wo derselbe Olympius benamet wird. Dies geschah bekanntlich von der Zeit an, da er den, zu Athen lange Zeit unvollendet gestandenen Tempel des Jupiters ausführte, und sich selbst weihete. Er hatte überhaupt um Athen und dessen Herstellung so viel Verdienste, daß eine noch am Thore vorhandne Inschrift saget: ΑΙΔΕΙΣ ΑΔΡΙΑΝΟΥ ΚΟΥΧΙ ΘΗΣΕΩΣ ΠΟΛΙΣ, „du siehest hier des Hadrianus, nicht des Theseus, Stadt."

Im Anhang N. 1. Die Inschrift eines Marmors von 6 und einem halben Fuß hoch, und drey Fuß breit, der zu Hussein Solamon bey Tripolis in Syrien liegt. Sie betrifft den Tempel des Ju-

Jupiters Baitocäce, und bestätigt zu dessen Vortheil eine vom Könige Antiochus geschehene Schenkung des bey demselben befindlichen Fleckens und verschiedner Gerechtsame, gegen die Ansprüche und Streitigkeiten der Städte Apamea und Antiochia, mittelst eines Ausspruchs der Kayser, Valerianus und Gallienus, der Licinier. Sie ist griechisch, und wiederholt nicht nur jene erste Verleihung des Antiochus, sondern auch eine darüber bereits vom K. August ergangne Entscheidung.

Wir müssen es dasmal mit diesen Auszügen genug seyn lassen, und nur noch anmerken, daß von diesem schätzbaren Werke nicht mehr, als 250 Exemplarien abgedruckt worden, daher es denn auch am Preise bereits gestiegen ist, und in der Folge immer schwerer zu haben seyn wird.

Das zweyte angezeigte Werk erfodert von uns etwas mehr Umständlichkeit. Zwar gehören eigentlich Reisebeschreibungen nicht für unsere Bibliothek. Wenn aber ihr Hauptgegenstand klassisch ist und die Kunstgeschichte betrift, so erwarten unsre Leser billig auch davon hier Nachricht zu finden. Die gegenwärtige ist von dieser Art, und wer sie nicht aus diesem Gesichtspunkte ansehen will, wird darinn nur wenig Genugthuung finden. Es ist freylich nicht das erstemal, daß dieser im Alterthum und in der Kunst so merkwürdige Theil des Erdbodens von Gelehrten bereiset und beschrieben worden. Spon, Wheeler und Pococke sind überall bekannt, und haben uns von diesen Gegenden schöne Nachrichten geliefert. In der Ver-

fassung aber, worinn sich diese Länder leider; befinden, sind die Veränderungen nur gar zu häufig, und wenn auch nur gemeine Reisebeschreiber nachfolgen, so werden ihre neuern Bemerkungen allemal Aufmerksamkeit verdienen. Wie viel mehr können wir daher von dieser Gesellschaft erwarten, deren Beobachtungen gewiß mit solchen Vorzügen unterstützet gewesen, als sich noch wenige, selbst jene nich zu rühmen haben, die denn auch öfters von ihnen sind berichtiget worden. Es bestund diese Gesellschaft, wie wir schon anderswo erwähnet, aus dem D. **Chandler**, dem Architekt **Revett**, und dem Mahler **Pars**: Die Societät der **Dilettanti** rüstete sie aus, und niemand konnte wohl besser, als ihr Mitglied, der auch in diesen Gegenden so bekannte **Wood**, ihnen die Instruktion ertheilen, welche hier dem Werke vorgedrucket ist. Man gab ihnen ein ganzes Jahr Zeit, um nur auf 8 bis 10 Tagereisen um Smyrna, ihrem Hauptstande, das Merkwürdige zu beobachten. Die, einem Reisenden nothwendigen Empfehlungen, und das noch nöthigere Geld wurden nicht gesparet. Zur Hinreise 200 Pfund Sterling, und 800 Pfund jährlich zum Gehalte, konnte dreyen Männern, die keine Höfe, noch öffentliche Lustbarkeiten zu besuchen hatten, allerdings ein völliges Genüge geben. Sie giengen den 9ten Junius 1764 zu Schiffe, segelten glücklich, nur daß sie, wegen der Pest, nicht in Smyrna landen können, sondern bey den Dardanellen aussteigen mußten. Von hieraus machten sie eine Exkursion in einem kleinen türkischen

Fahr-

Fahrzeuge auf Tenedos, Alexandria Troas, Chemali und Sigeum, und fanden bey ihrer Rückkehr ein englisches Schiff, welches sie nach Scio brachte, als von da sie endlich sich nach Smyrna konnten übersetzen lassen.

Alexandria Troas, jetzt Esk Stamboul benennet, war eine von den 18 Städten, die nach Alexander dem Großen den Namen führten. Dieser Held bezeichnete seine Eroberungen durch rühmliche Denkmale. Er erbauete daselbst Städte und Tempel, und der Grund zu Troas wurde von seinem Feldherrn Antigonus geleget, der es denn auch Antigonia nannte: als es aber nach Alexanders Tode dem Lysimachus zufiel, so änderte dieser die Benennung seinem verstorbenen Herrn zu Ehren. Die Römer vergrößerten es in der Folge durch eine Kolonie, und es wurde eine von den angesehensten Städten. Jetzt liegt es völlig in Ruinen, wovon der größeste Theil schon zu Erbauung anderer Oerter, selbst von Konstantinopel, verwendet worden. Die Stadtmauer ist noch mehrentheils vorhanden, von den Gebäuden aber entdeckt man mit Mühe nur die Reste eines grossen Tempels, des Theaters, eines Odeum und besonders das Gymnasium. Der ganze Grund ist mit Baumwolle und türkischem Weitzen bebauet, worunter unsere Reisenden einige schöne Bruchstücke und lateinische Inschriften fanden, wovon drey zu Ehren eines Cajus Antonius Rufus, Oberpriesters des Gottes Julius und Gottes Augustus, und eine mit dem Namen des Kaysers Hadrian bezeichnet war, wel-

 cher

cher letzterer um diesen Ort durch Errichtung einer Wasserleitung, die 700 Myriaden (beynahe 2 Millionen Thaler) kostete, vorzügliche Verdienste hatte.

Sigeum, jetzt Giaurkioi, ein elendes von Griechen bewohntes Dorf, sonst eine sehr berühmte Stadt, von den Mytilenern aus den Ruinen von Troja erbauet. Eine schlechte Kirche steht auf der Stelle des herrlichen Atheneum, oder Tempels der Minerva. Der Inschrift, die vor selbiger liegt, haben wir oben schon erwehnt. Chandler bedauert, daß man sie nicht wegzuholen trachte, und meynet, es würde durch Geld und List schon zu bewirken seyn. Beym Abzuge entdeckte er in einem Weinberge zween Grabhügel, wovon er den einen dem Achilles und Patroklus, und den andern dem Antiochus, Sohn des Nestors, zuschreibt. Dieser und noch ein andrer Hügel nicht weit davon, vermuthlich vom Peneleus, hatten einige Fragmente von weißem Marmor auf der Spitze. Der vom Ajax Telamon, wie auch der vom Aesyetes, dessen Homer erwähnet, kam ihm gleichfalls zu Gesichte. Von diesen, und noch mehrern, in der Folge vorkommenden Grabstätten der alten trojanischen Helden redet er mit vieler Zuversicht, und es würde eine seiner wichtigsten Entdeckungen seyn, wenn er die Gewißheit davon erhärten könnte. Er verspricht den Beweis darüber in seinem Essay on the Troad, die der andern Reise nach Griechenland, welche itzt unter der Presse ist, beygefüget werden soll. Bis dahin müssen wir also billig unser Urtheil versparen.

Auf

Auf der Insel Scio, der glücklichsten von allen griechischen Inseln, findet sich fast gar keine Reste des Alterthums. Vielleicht eben darum, weil sie sich immer in einem gewissen Wohlstande erhalten hat, und nie verlassen gewesen ist. Denn daß es daselbst schöne Stücke gegeben habe, ist wohl nicht zu bezweifeln: sie sind aber von den Einwohnern zu neuern Gebäuden verwendet worden. Der merkwürdigste Rest ist, was man ohne Grund die Schule Homers nennet. Es liegt am Ufer, etwas von der Stadt entfernt, auf einem Felsen, und scheint vielmehr ein offener Tempel der Cybele gewesen zu seyn. Die Figur ist eiförmig, und in der Mitte sieht man das Bild der Göttinn, nur daß der Kopf und ein Arm fehlet. Sie ist, wie gewöhnlich, sitzend vorgestellet, und am Sessel zu beiden Seiten, auch am Rücken ein Löwe geschnitzet, woraus Pococke ein paar Musen, so wie aus der Göttinn den Homer machen wollen.

Smyrna wurde von Alexander dem Großen erbauet, und die Lage so gewählet, wie die Griechen gemeiniglich thaten, nämlich gegen die See an einer abhangenden Anhöhe, welche die natürliche Bequemlichkeit zum Theater darbot. Es stieg bald zu Ansehen, und erhielt sich darinn lange Zeit, so wohl was Handel als Wissenschaften belangte, dergestalt, daß man es die Krone von Jonien, und Zierde von Asien nannte. In den mittlern Zeiten aber erlitt es desto stärkere Revolutionen, so daß von der alten Stadt nur wenige Trümmern übrig

übrig sind, und das neue Smyrna in der That an einem andern Orte, etwas weiter von der See ab, lieget. Kein Ort in diesem Welttheile hat wohl mehr zu Bereicherung unserer europäischen Alterthumssammlungen beygetragen, und man gräbt noch immer Stücke aus. Große Reste und Gebäude sind aber gar nicht mehr vorhanden, weil die Türken diese schönen Materialien zu ihren neuen Gebäuden verwendet haben.

Von Smyrna aus gieng nun die eigentliche antiquarische Reise in **Jonien** an, ein Land, das unter dem gesegnetesten Himmelsstriche und der vortheilhaften Seelage bey einer weisen Regierung nothwendig blühen müßte, auch ehedem besonders geblühet hat. Seinen Tempeln kamen keine andre gleich, und selbst Griechenland zeigte nicht größere Wunderwerke der Kunst.

Der nächste merkwürdige Ort war **Klazomene**, etwa 6 Stunden von Smyrna, im Meerbusen, auf einem Grunde, der sonst eine Insel war, aber von Alexander dem Großen durch einen Damm mit dem festen Lande verbunden, und dadurch zu einer Halbinsel gemacht wurde. Man sieht davon nichts mehr als eine Höhle und gewölbtes Zimmer. Nicht weit davon auf einem türkischen Begräbnißplatze fanden sich Trümmern, vermuthlich von dem Tempel des Apollo, der an dem nebenbeyfließenden Flusse **Korax** stand. Bey diesem waren auch noch Reste von den **Agamemnonschen Bädern**, deren Quelle noch besuchet wird, und worinn der Thermometer zu 150 Fahrenheitisch stund. Ein ansehnlicher Ort, **Vouela** benamt, wurde

wurde dort für das alte Klazomene ausgegeben, wovon aber Ch. bald den Irrthum entdeckte, und glaubt, daß dieses Chytrium gewesen sey. Erythrä, jetzt Ritre, am andern Ende der Halbinsel gegen Scio über, ist längst verlassen. Man sieht aber noch viele Stücke der dicken Stadtmauer, Spuren eines großen Theaters, einige Gräber und marmorne Bruchstücke. Nur von dem Tempel des Herkules, den man als eines der ältesten Stücke egyptischer Art beschrieben, war keine Spur mehr zu finden. Chisme, fünf Stunden davon, in unsern Tagen durch die von den Russen daselbst geschehene gänzliche Zernichtung der türkischen Seemacht berühmt, war dazumal wegen der Pest verlassen, und wurde also nicht besucht. Es soll schöne Bäder haben, die aber erst in neuern Zeiten unter der Genueser Herrschaft errichtet sind.

Gera, jetzt Segigek, ehmals der nördliche Hafen von Teos, hat viele Inschriften, die Chishull schon bekannt gemacht.

Teos, jetzt Bodrun, ein längst verlassener Ort. Statt der ehmaligen prächtigen Gebäude sehet man nichts als Felder und Sümpfe, wo das Vieh bey eingestürzten Gebäuden und wüsten Haufen von marmornen Bruchstücken pflüget und weidet. Es fanden sich ganze Steinwälle von dergleichen Fragmenten mit unlesbaren Inschriften. Kaum konnte man noch den Tempel des Bacchus entdecken, wovon in den Ionian Antiquities die Vorstellung und Beschreibung gegeben ist. Ein

Thea-

Theater an einer Anhöhe ist sichtbarer, und die Gewölbe unter den Sitzen, auch einige Säulenfüsse in der Area sind noch vorhanden; desgleichen Spuren von der Stadtmauer. Wenn nicht ein Venezianischer Schiffer zu Segigek den Reisenden etwas schlechten Wein überlassen hätte, so wären sie genöthigt gewesen, Wasser zu trinken, an einem Orte der sonst dem Bacchus geheiligt war, und eine ganze römische Flotte mit Wein versehen konnte. Die Trauben, so etwa noch wachsen, isset der Türke in Beeren, oder trocknet sie zum Handel zu Rosinen.

Weiter die Küste hinunter bemerkten sie geringe Rudera von Lebedus, Klaros und Kolophon, sonst gar berühmter, aber längst zerstörter Städte. Klaros, anjetzt Zille, hatte einen Tempel und ein Orakel des Apollo, wovon die Stelle noch durch ungestalte Steinhaufen, und einen Brunnen, oder Höhle, mit marmornen Stiegen bezeichnet ist, wie denn auch alte Gräber und Reste eines Theaters zu sehen sind.

Der Weg gieng hiernächst auf Ephesus, wo sich überall Ruinen darbieten.

Ajasaluck war der erste merkwürdige Ort. Viele Reisende haben es für Ephesus gehalten. Es ist aber unstreitig ein neuerer mahometanischer Ort mit einem Kastelle, so zur Sicherheit nahe bey Ephesus aus dessen alten Bruchstücken erbauet worden.

Ephesus selber liegt 320 Stadien, oder 40 englische Meilen, in gerader Linie von Smyrna. Beide

Beide Städte wurden vom Lysimachus erbauet, und die Augen von klein Asien genannt. Alles längst in Ruinen; so daß schon Kaiser Justinian Konstantinopel mit ihren Statuen schmückte, und die Sophienkirche von ihren Säulen errichtete. Nun ist sie ganz dahin, und wenige griechische Bauern bewohnen die kläglichen Ueberbleibsel ihrer Größe in den Gewölbern und Gräbern. Auch der so sehr berühmte Dianen-Tempel ist wie ein Phantom verschwunden, und hat nicht einmal seine Fußstapfen zurück gelassen. Nach der Beschreibung des Lokals zu urtheilen, lag er nicht in der Stadt, sondern vor derselben, gegen Ajasaluck zu. Bekanntlich waren Ktesiphon von Kreta und sein Sohn Metagenes die ersten Baumeister: Demetrius und Pronius von Ephesus aber brachten ihn zum Ende, indem der ganze Bau 220 Jahre dauerte. Als er hierauf vom Herostratus in die Asche geleget worden, so wurde er noch weit schöner unter Direktion desjenigen Baumeisters, der den Berg Athos zu einer Bildsäule des Alexanders verwandeln wollen, wieder aufgeführet, und der Eifer der Ephesier war so groß, daß sie das Anerbieten Alexanders ausschlugen, da er die Kosten davon tragen wollte, wenn er nur in seinem Namen der Gottheit geweihet werden möchte. Er war 420 Fuß lang, zu 220 Fuß Breite, und von den Säulen, die ionischer Ordnung 60 Fuß hoch waren, wurden 127 von Königen geschenket. Unsere Reisende fanden daselbst noch einige Inschriften von Opferdienern, und von der Heiligung des Monaths

naths Artemisius zu den Festen der Diane, welcher wir oben schon erwähnet haben. Die übrigen Reste der Stadt selber waren von dem Stadium, Theater, dem Marktplatze und einem Tempel, vermuthlich desjenigen, welcher dem Gott Julius, oder vergöttertem Gott Cäsar, zu Ehren gebauet war. Die Grenzen der Stadt nach der Ebene zu sind nicht mehr zu bestimmen: an der Bergseite aber zeigen sie sich noch deutlich durch ansehnliche Stücke der Mauer, die hie und da über 20 Fuß Höhe hat.

Bey Scala nova suchten sie umsonst nach Ortygia, dem Geburtsort der Diane, und dem berühmten Hayne. Vielleicht war es in dem Thale, das jetzt Arvisia heißet.

Miletus, des Thales Vaterstadt und die Metropolis von Jonien, ist dermalen ein elender Ort, wo von der ehemaligen Größe nichts, als geringe Ueberbleibsel der Stadtmauer und eines ansehnlichen Theaters, nebst einigen Inschriften und marmornen Bruchstücken zu finden waren.

Der fernere Weg gieng auf Ura, einen schlechtbewohnten Ort an einem Meerbusen, dessen Vorgebürge Posidium hieß. Eine halbe Stunde davon an einer sanften Anhöhe war Branchida und der berühmte Tempel des Apollo, dessen herrliche Ruinen von seiner Pracht und Größe zeugeten. Wir haben aus den Ionian Antiquities davon schon ausführliche Beschreibung gegeben.

Priene

Priene, jetzt Samsun, zeigte noch herrliche Reste, besonders von dem Tempel der Minerva, welche auch schon aus den Ionian Antiquities bekannt sind. Der ganze Umfang der Stadtmauer ist noch bemerklich, und das Stadium wie auch das Theater zu erkennen. Die Citadelle, auf der Höhe des Berges Mykale, ist noch befestigt.

Myus liegt an einem süßen See, der sonst ein Busen des Meers war, aber vermuthlich von dem vielen Schlamm, den der Mäander führet, bey dessen Einfluß in das Meer nach und nach mit Land umgeben worden und abgesondert ist. Eben diese schlammichte Eindeichung aber erzeugte eine solche Menge Mücken, daß die Einwohner deswegen endlich weg und nach Miletus zogen. Jetzt sieht man daselbst nur einige Hütten von Türken bewohnt, sonst aber gar ansehnliche Ruinen des Theaters, eines kleinen Tempels des Bacchus mit wohlbehaltner Zelle von glatten braun überzognen Steinen, auch verschiedner Grabmäler und Inschriften. Die Stadtmauer ist, bis auf die Wasserseite, noch ganz vorhanden, und mit viereckigten Thürmen, gleich der von Ephesus, versehen.

Auf einem Berge neben Myus steht eine neuere Kapelle in Felsen gehauen, und inwendig mit der Lebensgeschichte Jesu in Abtheilungen bemalet. Vor dem Stücke der Kreuzigung war eine Art vom Altar, worauf noch gebrannte Kohlen lagen: auch fanden sich Bildnisse von Heiligen und Bischöfen. Außerdem aber war noch ein Bet-

 haus

haus, gleichfalls im Felsen, dessen Kuppel mit dem Bilde des Heylandes, und rund herum mit dergleichen von der Mutter Maria und Heiligen, in nicht verwerflichen Gemälden verzieret war. Auf dem Boden lagen verschiedne Inschriften, wovon eine anzeigte, daß dieß Bethaus zur Andacht und Erlösung eines Subdiakonus und seiner Eltern erbauet worden. Diese und andre Reste neuerer geistlichen Gebäude machen vermuthlich, daß Myus in spätern Zeiten, etwa am Ende des vierten Jahrhunderts, wieder bewohnet worden, da nämlich die Möncherey aus Egypten sich in das griechische und lateinische Kaiserthum verbreitete, und der fischreiche See allhier dem Fasten sehr zu statten kam.

Sonst liegen in dem See noch Inseln oder Felsenstücke, auf deren einem Ruinen einer Kirche, auch eine Grabschrift auf einen Heraklides, Sohn des Sotades, Neokorus der Hekate zu sehen war.

Da hiemit nun die Reise durch Jonien zu Ende geht, so folgt noch eine merkwürdige Beschreibung des Mäanderflusses, welche sehr zur Erläuterung des Strabo und gegen seine unrichtige Ausleger dienen kann. Die ältern Geschicht- und Erdbeschreiber haben schon bemerket, daß er überaus viel Land abreisset, und häufigen Schlamm mit sich führet. Diesen setzet er bey seinem Ausfluße in das Meer wieder an, und so hat nothwendig das Ufer wachsen müssen, so daß viele Städte, die sonst am Meere lagen, nun inländisch geworden

sind,

sind, als Myletus, Heraklea, Myus. Diese Veränderungen gehen noch fort, und vermuthlich wird die Küste von klein Asien dereinst mit Samos zusammen hängen.

In Karien, wohin hierauf der Weg gerichtet wurde, war der erste merkwürdige Ort Jasus, jetzt Assyn Kaleſſi. Die Stadtmauer stehet noch und ist ausgebessert, umschließet aber lauter Ruinen. Vom Theater, an einem Felsen, sind noch verschiedne Reihen Sitze zu sehen, wenn man die Erde und Büsche wegräumet: auch findet man unter andern Steinschriften eine große leserliche von mancherley Schenkungen dem Bacchus zu Ehren. Gräber entdecken sich in Menge, zum Theil mit Inschriften. Eine andre, welche des Theaters, des Prytaneum und der Tempel des Jupiters und der Diane erwähnt, dient jetzt den Griechen zur Tafel des Abendmahls. Diese Steine werden sehr verschleppet, und oft als Ballast von den Schiffern mitgenommen, wie denn der Verfasser es von einem mit außerordentlich schönen Charakteren, aus den Zeiten Alexanders, selbst gesehen, und dessen Abschrift genommen hat.

Mylasa oder Mylaſſa, anjetzt Melaſſo, die Hauptstadt des Hekatomnus, Königs von Karien und Vaters des Mausolus, war wegen vieler prächtigen Gebäude, besonders an Tempeln, sehr berühmt. Es ist noch ein ansehnlicher, ob wohl schlecht gebaueter Ort, und der Sitz eines Aga. Der Tempel, den die Stadt dem August und der Göttinn Rom stiftete, war noch vor einiger Zeit

 in

in schönen Ruinen zu sehen. Jetzt aber ist von den Materialien eine neue Moschee errichtet, und die Stelle von einem Türken bebauet. Nicht weit davon auf einem Hügel steht eine Korinthische Säule, die ein Standbild getragen hat, welches, nach Anzeige der auf dem Schaft befindlichen Inschrift, dem Menander, Sohn des Uliades, Sohn des Euthydemus, einem Wohlthäter des Landes und von Wohlthätern entsprossen, vom Volke aufgerichtet worden. Dieser Euthydemus lebte zu den Zeiten K. Augusts, und war sowohl wegen seines Reichthums, als wegen seiner Beredsamkeit in ganz klein Asien in großem Ansehen. Unter dem Hügel ist ein Schwibbogen oder Thor, von Marmor, Korinthischer Ordnung, mit dem Zeichen einer doppelten Hacke, so des Jupiters war, und vermuthlich machet, daß es zum Tempel des Jupiters von Labranda führete. Spuren eines Theaters, Altäre, deren einige dem Hekatomnus gewidmet, Reste von öffentlichen Gebäuden, Wasserleitungen, und ganze Reihen von zerbrochnen Säulen finden sich noch in und vor der Stadt. Außer vielen andern Gräbern zeigt sich auch eines von der Art, die man Distäga nannte, nämlich von zwey Stockwerken, deren unterstes zu Aufbehaltung der Aschentöpfe und das obere zu den jährlichen Gedächtnißfesten dienete.

Stratonicea, jetzt ein geringes Dorf, Eski-Hissar benahmet. Sie war eine Pflanzstadt der Macedonier, und wurde nach der Stratonice, Gemahlinn des Antiochus Soter, genennet. Die Se-

Seleuciden hatten sie mit den prächtigsten Gebäuden gezieret. Als sie nachher in Verfall gerieth, soll K. Hadrian sie wieder hergestellet, und Hadrianopolis genannt haben. Die häufigen Ruinen und marmornen Bruchstücke scheinen auch aus seinen und der Antoniner Zeiten zu seyn, wie einige Inschriften angeben. Zween Tempel waren daselbst vorzüglich berühmt: einer der Hekate zu Lagina, der andre des Jupiters Chrysaureus (mit dem goldnem Schwerte,) woselbst die Karier sowohl als Ionier opferten, und gewisse Rathstäge hielten. Auf einer gefundnen Steinschrift wird dieses Gottes zweymal erwähnet, und eine andre, die Chishull schon bekannt gemacht, und vor dem Hause des Aga jetzt befindlich ist, gedenket beider Gottheiten, und ihres vorzüglichen Schutzes, mit der Verordnung, desfalls einen besondern täglichen Umgang öffentlich zu halten.

Hier kehrten unsre Reisende aus Karien zurück, wieder auf Mylasa zu, und entdeckten bey einem geringen Orte, Mendelet, unverhofft ansehnliche Ruinen eines Tempels, im edelsten Styl. Korinthischer Ordnung. Es standen noch sechszehn Säulen, zum Theil mit ihrem ganzen Gebälke; die Zelle und das Dach aber waren zerstöret, und der größeste Theil des Marmors zu Kalk verbrannt, womit denn auch noch fortgefahren wurde. Eine Stadt ist unstreitig dabey gewesen, wie solches beträchtliche Stücke der mit viereckichten Thürmen versehenen Mauer, auch andre marmorne Bruchstücke und Sarkophagen erweisen.

Allem Anschein nach muß es Labranda seyn, wo ein sehr berühmter Tempel des Jupiters war, der, als er von Alter verfiel, hauptsächlich durch Beyträge seiner Oberpriester (Stephanophori) wieder aufgeführet worden, wie verschiedne Inschriften auf den Säulen besagen.

Carpuseli, ein Dorf 12 Stunden von Mylasa gegen Norden, zeigte um sich her beträchtliche Ruinen an Gräbern, Sarkophagen, Säulenreihen eines Theaters und einer Wasserleitung, wie auch Reste der Stadtmauer. Keine Inschrift aber bezeichnete den Namen des Orts, und Ch. bleibt also bey der Muthmaßung, die auch Pococke schon geäußert, daß es Alabanda gewesen seyn müsse, von einem Alabandus gestiftet, der daselbst wie eine Gottheit verehret wurde.

Magnesia, jetzt Guzet Hissar (das schöne Schloß) und die Residenz eines Bascha. Es war ehedem besonders wegen des herrlichen Tempels der Diane Leukophryene (mit weißen Augenbraunen) berühmt, welchen Hermogenes gebauet und selbst beschrieben hat. Hievon ist aber nichts mehr zu sehen, obgleich sonst noch beträchtliche Ruinen von einem Gymnasium, auch andre Baustücke Korinthischer und Jonischer Ordnung verhanden sind.

Von den nicht weit entfernt und nahe bey einander gelegnen, reichen und berühmten Städten, Tralles und Nysa, zeigten sich wenige Spuren. Jenes scheint bey Sultan Hissar einer alten Forteresse gewesen zu seyn, und nicht weit davon auf einer andern Anhöhe finden sich Reste von einem gros-

großem Theater, Amphitheater, Gymnasium und dem Rathhause, die unstreitig von Nysa sind. Smith und Wheeler haben unrecht Tralles daraus gemacht.

Laodicea, vom Antiochus, Sohn der Stratonice, und nach seiner Gemahlinn, Laodice, benennet. Die Vaterstadt berühmter Männer, als des Zeno des Rhetors und seines Sohns Polemo, eines der größesten Sophisten. Sie stieg jedoch erst unterm K. August recht zu ihrem Ansehen, und die beträchtlichen Ruinen bewähren ihre Pracht. Es sind solches hauptsächlich Reste einer Wasserleitung und eines Amphitheaters, von welchem noch viele Sitze verhanden, und eine Steinschrift anzeiget, daß es vom Nikostratus, auf seine Kosten errichtet, und dem Kaiser Vespasianus unterm Prokonsul Marcus Ulpius Trajanus geweihet worden. Nahe dabey liegen die Ruinen eines großen Gebäudes, so, nach einer Steinschrift zu schließen, das Rathhaus gewesen ist. Von dem Odeum sieht man noch die Sitze, und Stücke von Marmor, woran die Skulptur verschwendet, und der römische Geschmack merklich ist. Unzählige Bruchstücke von Säulen, Standbildern, Sarkophagen, zwey Theatern, der Stadtmauer und vom Gymnasium zeigen alle von der ehemaligen Größe. Die theils durch Erdbeben, theils durch Krieg entstandne Verwüstung geht aber so weit, daß unsre Reisende daselbst keinen andern Einwohner, als nur einen Fuchs, bemerkten.

Hieropolis, jetzt Pambouk, liegt in einer schönen Gegend, voll warmer Quellen, und unterirdischer Feuer, wie sich denn auch ganze Berge von den Volkanen überzogen, und von dem untrinkbaren Wasser überall Versteinerungen finden. Diese Gewässer waren jedoch sonst zur Färberey, besonders in Purpur, sehr berühmt, und auf einer Inschrift an einem viereckichten Gebäude wird der Färbergilde erwähnet, die dieß Heroum oder Monument, mit Blumenkränzen schmückten. Das berühmte Plutonium, oder die Dampfhöle wurden sie zu sehen behindert, wiewohl ein Türke sie von dem Daseyn einer solchen, den Ziegen tödtlichen Höle versicherte. Unter den unzähligen Haufen herrlicher Ruinen, war das Theater von allen, die sie gesehen, das vollständigste. Das Proscenium ist zum Theil noch vorhanden, und die marmornen Sitze sind unverrückt. Sie zeigen deutlich, daß die Zuschauer in den asiatischen Theatern, eben wie jetzt die unsrigen, saßen, die Beine unter sich, vermuthlich auf Decken. Unter den Steinhaufen liegen gute Bassorelievo, und an der Mauer, die die Reihen der Sitze in der Mitte theilet, finden sich viele Inschriften, wiewohl jedoch die mehresten unleserlich.

Die Absicht der Reisegesellschaft war, von hier bis zu den Quellen des Mäanders ostwärts zu gehen. Allein, da sie noch in Hieropolis sich mit Untersuchung des Theaters beschäfftigten, erschien daselbst ein Aga aus der Nachbarschaft mit ansehnlichem Gefolge, ließ sie wegen dort gegrabner

Schätze

Schätze besprechen, und verlangte mit großer Bedrohung davon die Hälfte. Alle Vorstellungen waren umsonst, und ihr Janitschar bezeugte, daß sie sich nicht ohn gewaltige Summen loskaufen, und doch immer Gefahr laufen würden, weil dieses Volk das Ansehen des Sultans, unter dessen Schutze sie reiseten, wenig achtete, und von Rauben lebte. Er rieth also zur Flucht, und diese ergriffen sie mit aller Schnelligkeit und gutem Glücke. Sie wollten anfangs ihren Weg auf Magnesia zurück nehmen, aber auch da fanden sie es von Turkomannen unsicher, und mußten also sich nordwerts wenden. Sie sahen hier, wiewohl etwas entfernet, Tripolis, und dessen Theater nebst den Ruinen eines Kastells. Der weitere Weg führte sie nach Bullada einer ansehnlichen türkischen Stadt, von wannen sie nur noch vier Tagereisen bis Smyrna hatten: da sie aber erfuhren, daß die Pest daselbst noch sehr wütete, so giengen sie erst nach Philadelphia, ietzt Ala-Shahir, (die Stadt Gottes) am Fuße des Gebirges Tmolus gelegen. Sie war vom Attalus Philadelphus, Bruder des Eumenes, gestiftet, in einer angenehmen Gegend, die aber sehr den Erdbeben ausgesetzt gewesen, wodurch ihr Untergang befördert wurde. Jetzt ist es ein armer, wiewohl weitläuftiger Ort, den Paulus Lukas unrecht für Laodicea genommen hat. Es wohnen daselbst etwann 300 griechische Familien, ganz freundschaftlich unter den Türken, und haben einen eignen Bischoff. Sie fanden ihn aber nicht, son-

dern nur seinen Protopapas, einen Erzignoranten, der nicht einmal griechisch konnte, eben so wenig als seine untergebne Geistliche, ob sie wohl die Liturgie in dieser Sprache lesen müssen.

Von da kamen sie nach Sardes, der Hauptstadt von Lydien, eines hohen Alterthums, aber in dem so allgemeinen Erdbeben dieser Gegend unterm K. Tiberius gänzlich zerstöret, und darauf von ihm gleichsam neu wieder gestiftet. Der Boden ist anjezt ganz mit Gras bewachsen. Man sieht iedoch Reste eines Theaters und verschiedner großer Gebäude, worunter eines, das man das Haus der Krösus nennet, und von Backsteinen gebauet ist, die schon längst als ein Beyspiel der Dauerhaftigkeit alter Baumaterialien angeführet worden. Die Reisende versuchten durch einen Tagelöhner nur einen ganzen Stein ausbrechen zu lassen: es war aber wegen des unglaublich festen Cements schlechterdings nicht möglich. Nahe dabey ist der berühmte Fluß **Paktolus**, der durch den Marktplatz zu Sardes floß. Er entspringt im Berge Tmolus, und flößete von daher ehedem so reichlich Gold, daß die Schätze des Krösus und seiner Vorfahren daraus gesammlet seyn sollen. Nicht fern auf einem öden Platze entdeckten sie die Reste eines schönen Tempels, wovon fünf ionische Säulen mehrentheils wohl behalten annoch stunden. Chandler vermuthet, daß er der Cybele geheiligt gewesen, und die herrlichen Bruchstücke zeugen von einem großen Baumeister, vielleicht Metagenes, der den Dianentempel zu Ephesus verfertiget hat.

Das

Das prächtige, vom Chishull zuerst beschriebene Portal ist aber seit 1699, wahrscheinlich durch ein Erdbeben, zerstöret.

Hierauf sahen sie noch den See Gygäa oder Colöe, neben welchem die Begräbnisse der lydischen Könige sind. Ein solcher Grabhügel zeichnete sich besonders aus, und muß wohl derienige seyn, den Herodotus als das gröste Werk in Lydien beschreibt, das nur den Egyptischen und Babylonischen nachstehe. Es war das Monument des Halyattes, Vaters des Krösus, und hatte sechs Stadien im Umfange. Man konnte aber von der Grundlage nichts entdecken. Ein Mehrers war für die Absicht der Reisegesellschaft nach den Umständen hier nicht zu thun. Sie sehnten sich also nach Smyrna zurück, mußten aber, wegen der daselbst noch immer wüthenden Pest in dem Dorfe Sedicui bis im Augustmonathe verweilen, da sich dann, wie in dieser Jahrszeit, gewöhnlich, das Uebel legte, und sie endlich mit Sicherheit jene sehr verödete Stadt wieder betreten konnten. Sie machten jedoch ihren Aufenthalt nur kurz, und giengen nach Griechenland, wovon wir denn nächstens die Reisebeschreibung zu erwarten haben. Die gegenwärtige wird unsern Landesleuten bald durch eine gute Uebersetzung in die Hände geliefert werden, und wir dürfen hoffen daß sie durch unsern Auszug darauf werden begierig gemachet seyn. Der mit in der Gesellschaft gewesene berühmte Maler Pars, welcher anietzt auf Kosten der Society of Dilettanti zu Rom studiret, hat von allen Merkwürdig-

digkeiten eine Menge Zeichnungen gemacht, und dieser Gesellschaft eingeliefert. Wie interessant würde es gewesen seyn, wenn, wo nicht alle, doch die beträchtlichsten davon, hier beygefüget wären! Ein Theil derselben ist indessen mit den Ionian Antiquities herausgegeben, wovon Revett den architektonischen Theil besorget und Wood die Vorrede geschrieben hat. Hier findet sich nur eine Reisekarte, die allerdings unentbehrlicher ist.

III.

Catalogue raisonné d' une Collection des Medailles. 1774. 162. Seiten in gr. 4.

Der Hr. Verfasser dieses mit Urtheilen durchwebten Münzverzeichnisses, ein gelehrter und geschmackvoller Cavalier zu Königshayn in der Oberlausitz, Herr von Schachmann, hat sich von seinen Vorgängern dadurch unterscheiden wollen, daß er weder ein trocknes Verzeichniß seiner gesammelten Münzen liefert, noch seinen Aufsatz mit einer weithergeholten, und oft unnützen antiquarischen, kritischen und historischen Gelehrsamkeit überlastet, sondern sein Augenmerk hauptsächlich auf die Geschichte der Kunst richtet, und Anmerkungen einstreuet, welche man als einen Beytrag zu derselben ansehen kann. Er sagt dieß in dem Vorberichte: On a tâché de rassembler assez

ſez de medailles pour montrer par ces monumens, l' enfance, les progrès, le point de perfection, & la décadence de l' art monetaire des anciens, lequel dans tous les pays a presque tôujours ſuivi l' état des arts en general. Doch bey dem allen hat er auch andre Betrachtungen, zur Erweiterung der Münzwiſſenſchaft ſelbſt, nicht gänzlich weggelaſſen, ſondern an ſchicklichen Orten eingeſtreuet. Dahero wird der eigentliche Liebhaber dieſer Wiſſenſchaft vieles darinnen finden, welches von andern, theils ohne Grund, theils ohne nöthige Beſtimmung, iſt behauptet worden. Wir wollen uns, bey der Anzeige dieſes Werk, einerley Abſicht mit dem Hrn. Verfaſſer vorſetzen, und uns vorzüglich mit demjenigen beſchäftigen, was zur vollſtändigen Geſchichte der Kunſt brauchbar ſeyn kann.

Die Abtheilungen ſind, wie gewöhnlich in Münzen

I. Von Königen. Von S. 1 — 16. die er wieder in einer ſehr guten Ordnung geſetzt. 1) Macedonien. 2) Epirus. 3) Syrien. 4) Bithynien. 5) Commagene. 6) Judäa. 7) Parthien. 8) Egypten. 9) Numidien. 10) Sicilien. 11) den Celten. 12) den Gothen.

II. Münzen von Völkern und Städten, S. 17 — 76. wo erſt die Europäiſchen, die freylich die reichhaltigſten und zahlreichſten ſind, wobey auch einige von den Inſeln auf dem Egeiſchen Meere vorkommen, alsdann 2) die Aſiatiſchen, und dann 3) die Afrikaniſchen.

III.

III. Die Consularischen oder Familien-Münzen. S. 77—84.

IV. Kaysermünzen. S. 88 — 156. die am zahlreichsten sind, worunter viel seltne und zum Theil noch nicht bekannt gemachte sich befinden, die der Verfasser beym Schluß mit einem Sternchen bezeichnet.

Die Münzen der Occidentalischen Kayser gehen bis auf den Honorius, und unter den griechischen Kaysermünzen ist Romanus (III.) Diogenes im 11ten Jahrhundert der letzte.

Doch wir kommen zu dem, was unsere Hauptabsicht ist.

S. 3. Wird bey einer kleinen silbernen Münze K. Alexander des Großen, welche nur 13 Gran wiegt, ausserordentlich schön gearbeitet, vollkommen erhalten, und S. 2 in Kupfer vorgestellt worden ist, folgende Anmerkung gemacht. Die Köpfe der gewöhnlichen Münzen Alexanders, welche in verschiedenen Gegenden Griechenlands und Asiens, ja zum Theil lange nach seinem Tode geprägt worden sind, scheinen oftmals bloße idealische Entwürfe zu seyn: hingegen die Zierlichkeit und Vollkommenheit dieser kleinen Münze läßt vermuthen, daß sie, so zu sagen, unter den Augen dieses Prinzen selbst sey gestochen worden, welcher bekanntermaßen an der Verfertigung seines Bildnisses nur die berühmtesten Künstler, die unter seiner Regierung bekannt waren, arbeiten ließ. Der Tadel, welchen man alten Stempelschneidern zu machen pflegt, daß sie sich nämlich nur

nur um die Köpfe der Münzen Mühe gegeben, die Figuren der Rückseite aber vernachläßiget hätten, kann auf denjenigen nicht zurücke fallen, welcher diese Münze verfertiget hat. Denn der Löwe auf dieser ist nicht nur sehr meisterhaft gearbeitet, sondern seine Füße haben sogar die erforderliche Diagonalbewegung, worauf andre alte Künstler sehr selten gesehen haben. Und vielleicht würden alle gute Meister der Griechen, welche in den besten Zeiten der Kunst unter dieser Nation arbeiteten, dergleichen Vorwurf nicht verdienen, wenn man die Münzen jener glücklichen Tage genau prüfte; und folglich bloß die Arbeiter späterer Zeiten treffen, welche von römischen Münzaufsehern gebraucht wurden. Sehr glaublich ist es, daß man die Ursache solcher Nachläßigkeit bloß in der mindern Geschicklichkeit der Künstler suchen müsse; als welche einen kleinen Kopf noch mit einer ziemlichen Leichtigkeit, nicht aber ganze Figuren, in einem eben so kleinen Raume, zeichnen und ausführen konnten.

S. 11. flg. kommen etliche Münzen des Sicilianischen Königs Gelo vor. Die vollkommenste Aehnlichkeit, sagt er hierüber, in den Köpfen dieser zwo außerordentlich schön gearbeiteten, und guterhaltenen Münzen, ist die einzige Ursache, warum man die letztere erwähntem Könige nicht weniger, als die erstere zuschreibet; obgleich jene keine Aufschrift hat, und es sehr zweifelhaft ist, ob das Gamma in dem untern Abschnitte einige Beziehung auf seinen Namen habe. — Paruta,

und

und andre Alterthumsforscher haben ähnliche Münzen den Syrakusanischen beygezähler, und den darauf vorkommenden Kopf für des Apollo seinen angenommen. — Ueberhaupt würde man keine ältern bekannten Münzen der Könige aufweisen können, als eben dieses Gelo seine, wenn es nur erst entschieden wäre, daß sie wirklich unter seiner Regierung sind geschlagen worden. Außer andern, vom Spanheim angeführten Gründen wider die angenommene Meynung einiger Alterthumsforscher, scheinet auch die Arbeit der Münze, nebst der Gestalt der Buchstaben, ihr entgegen zu stehen. Will man auch einräumen, daß die Künste in Sicilien einen weit schnellern Fortgang, als im übrigen Griechenland, gemacht haben: so scheinet doch der Unterscheid davon allzu merklich zu seyn, wenn man aus der Vergleichung der Münzen des K. Gelo mit andern, die unter Alexanders des großen Vorgängern in Macedonien geprägt worden sind, von diesen Progressen urtheilet. Selbst des K. Philipps Münzen müssen jenen an Schönheit nachstehen, obgleich zwischen seiner und Gelons Regierung 150 Jahre verflossen sind. — Die Gestalt der Charaktere, welche die Aufschriften dieser Münzen zusammen ausmachen, scheint wenigstens eben so große Aufmerksamkeit zu verdienen, als die Arbeit selbst. Man findet das Omega schon darunter, welches doch zu den Buchstaben gehört, die Simonides erst erfunden hat; und die zu Athen, in öffentlichen Schriften, nicht eher als in der 94 Olympiade, und auf den Münzen dieser Stadt viel-

vielleicht noch später, eingeführet wurden. Wäre es auch vollkommen entschieden, daß die Epoke dieser Erfindung nicht erst in die Zeit nach Gelons Regierung fiele: so muß es doch immer ein besondres Ansehen haben, daß man sich derselben in Sicilien um 90 Jahre eher, als in Griechenland bedienet hat. Die übrigen Buchstaben der Aufschriften sind ganz und genau so gebildet, wie sie auf den Münzen des Zeitalters Alexanders des Großen erscheinen. Hauptsächlich unterscheidet sich das Omikron durch seine viel kleinere Gestalt, als der übrigen Buchstaben ihre; eine Schreibart, die nicht vor dem Philippus angefangen zu haben scheinet. — Vergleichet man endlich die Münzen, welche den Namen Gelo, und seines Bruders, Hiero I. tragen, mit den Münzen Hiero II. welcher um zwey Jahrhunderte später lebte: so findet sich, in Ansehung der Arbeit sowohl, als der Gestalt der Buchstaben, eine so große Aehnlichkeit und Gleichheit zwischen diesen Münzen, daß man fast nicht umhin kann, zu glauben, sie müßten alle unter dem letzten dieser Könige gemünzet worden seyn. Ja, bey der so langen Regierung dieses Prinzen, finden sich beynahe keine, oder doch nur wenige Münzen mit seinem Kopfe: vielleicht vermochte ihn seine eigene Denkungsart dasjenige zu verschmähen, was dazumal eine der unterscheidenden Eigenschaften der königl. Würde auszumachen schien; und wollte deswegen lieber das Andenken seiner Vorfahren, hauptsächlich des Gelo, von dem er abstammte,

erneuern, als sein eigen Bildniß auf den Münzen vorstellen lassen. Eine solche Bescheidenheit mußte seinen Freunden und Bundsgenossen, den Römern, nothwendig gefallen. — Gelehrte, sagt der Hr. Verf., mögen diesen Gedanken beurtheilen.„

S. 14. wird eine Silbermünze angeführt, auf deren Rückseite ΒΑΣΙΛΙΣΣΑΣ ΦΙΛΙΣΤΙΔΟΣ stehet. — Die Geschichte erwähnet dieser Königinn mit keinem Worte; und ihre Münzen sind höchstwahrscheinlich zu Syrakus geschlagen, wo ihr Name auch auf einer Stufe des großen Theaters gelesen wird. Sollte man nach der Arbeit und Gestalt der Buchstaben urtheilen, so wäre diese Münze noch jünger, als des K. Hiero II. seine.

S. 15 liefert der Hr. Verf. eine silberne Münze, auf deren Kehrseite die Worte ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΙΕΡΩΝΥΜΟΥ stehen. Münzen dieses Königes, und mit diesen Worten sind noch unbekannt.

Wichtig ist die Anmerkung, welche der Herr Verfasser S. 27 ff. bey einer Sybaritischen Münze, die zugleich in Kupfer erscheint, machet. Das Alter der städtischen Münzen, oder die Zeit, wann sie geschlagen worden sind, läßt sich nicht so genau bestimmen, als das Alter der Königlichen. Bey dem allen finden sich doch einige, welche man für älter, als die bekannten ältesten Münzen von Königen, ansehen muß. Die hier vorgestellte Münze der Stadt Sybaris in Lukanien, gehört unter diese

Zahl,

Zahl, und ihr Alter läßt sich mit einem ziemlichen Grade der Wahrscheinlichkeit bestimmen. Es ist bekannt, daß diese Stadt um die Zeit, da Pythagoras in Italien lebte, von den Krotoniaten gänzlich zerstöret wurde. Der genannte Weltweise aber hielt unter Tarquin dem Uebermüthigen, zu Kroto, und in andern Städten Grosgriechenlands, öffentliche Schulen. Hieraus erhellet nun, daß man die Zerstörung von Sybaris, zwischen die 62. und 67. Olympiade, d. i. ungefähr in das fünfte Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung setzen müsse. Die Ausprägung dieser Münze kann nicht später, als der gemeldete Zeitraum, erfolget seyn, weil die Stadt nie wieder aufgebauet worden ist und der Ueberrest der alten Einwohner sich in der Nachbarschaft wohnhaft niederließ, und da die Stadt Thurium anlegte. Der Name der Stadt, welcher auf der Münze, von der Rechten gegen die Linke, und in Charakteren von der ältesten Art, nämlich VM anstatt ΣΥ geschrieben ist; die Arbeit, welche noch die Kindheit der Kunst verräth, und hauptsächlich die Gestalt des Stiers, welcher auf der Kehrseite einwärts geprägt erscheinet; sind eben so viele Merkzeichen ihres hohen Alters. Man hat sich entschlossen, die Münze aufs neue zu stechen; nicht weil sie von dem bereits bekanntgemachten sehr unterschieden ist, sondern bloß deßwegen, damit der Unterschied zwischen den zwo Seiten dieser Münze desto leichter in die Augen falle. Der Name der Stadt stehet nicht auf der eingegrabenen Seite;

und die Figur des Stiers hat eben sowohl, als dessen Körnereinfassung (grenetis) einen augenscheinlichen Unterschied. Kurz, es erhellet aus dem bloßen Ansehen deutlich, daß man sich beym Prägen dieser Münze zween verschiedener Stempel bediente, deren einer einwärts, der andre erhaben geschnitten war; so daß sie mit den sogenannten numis incusis, die größtentheils Römische sind, und ihr Sonderbares bloß einem Versehen des Münzmeisters zu danken haben, nicht verwechselt werden können. Denn wenn dieser Arbeiter das eben geprägte Metall, unter dem Stempel wegzunehmen vergaß, und ein andres Stück auflegte, welches sich nun zwischen der schon fertigen Münze, und dem Stempel liegend, befand; so mußte daß Gepräge desselben auf einer Seite einwärts gehen, und auf der andern erhaben werden. Man begreift aber auch, daß die Figuren der beiden Seiten, in solchem Falle, parallel seyn, auf der einwärts geprägten Seite aber doch minder deutlich werden mußten, weil sie nicht vom Stempel selbst, sondern von einer Münze herrührten, die unter den Schlägen des Hammers nothwendig platt werden mußte.

Diese Anmerkung wird S. 31 bey Gelegenheit einer Münze der Stadt Metapontum, die ebenfalls in Kupfer gestochen ist, noch mehr bestätiget. „Sogleich haben wir, spricht der Hr. Verf., bey Veranlassung einer Münze der Stadt Sybaris, von einer andern Münzart gesprochen, die in der Kindheit des Münzwesens befolget wurde;

de; nämlich davon, daß man dazumal Münzen schlug, deren Figur auf der einen Seite erhaben, auf der andern einwärts gegraben erschien. Diejenige, welche man hier vorstellet, und eigentlich gefüttert (fourrée) d. i. nur mit Silberplättchen überzogen ist, scheinet solche Verfahrungsart auf eine recht augenscheinliche Weise zu erhärten. Da dergleichen überzogene Münzen das falsche Geld der Alten ausmachten, so muß man nothwendig voraussetzen, daß man keine andre Geldsorten nachmünzte, als die im Handel gänge und gäbe waren. Die sogenannten numi incusi, d. i. diejenigen, welche bloß einem Versehen des Münzarbeiters ihr Daseyn verdanken, konnten nur wenig zahlreich seyn; und das Sonderbare, welches sie vorstellten, konnte Münzverfälscher wohl nicht vorzüglich versuchen, sie durch Ueberziehung mit Silberplättchen nachzumünzen. Man kann dahero glauben, daß der Betrüger, der die gegenwärtige Münze nachmachte, die Münze von Metapont, so wie er sie zu seiner Zeit sah, zum Modelle genommen habe. Die Verschiedenheit, welche man auf den beiden Seiten dieser Münze bemerket, erweiset noch zum Ueberfluß, daß sie nicht von ungefähr so ausgefallen sey; sondern daß sie von zween Stempeln herrühre, deren einer einwärts, der andre erhoben geschnitten war. — In der Münzsammlung des Grafens von Pembrok findet sich eine eherne Münze von Metapontum, die mit der gegenwärtigen viel Aehnliches hat: ausgenommen, daß auf der einwärts geprägten Seite der Name

der Stadt ebenfalls einwärts geprägt, wiewohl verkehrt, zu sehen ist.

S. 32 merket der Hr. Verf. bey Gelegenheit einiger andern silbernen Münzen der Stadt Metapontum an." daß man die Schönheit und Nettigkeit der Arbeit unmöglich höher treiben könne, als sie auf der letzten dieser Münzen, und auf einer andern von Heraklea getrieben worden ist. Beide wägen nur das Viertheil einer Drachme; und man kann sich unmöglich enthalten, das Genie der griechischen Künstler zu bewundern, welche alsdann ihre Sorgfalt und die Präcision verdoppelt zu haben scheinen, wann es auf die Verfertigung einer Münze von einem so kleinen Umfange, und so mäßigem Werth ankam.

S. 35 werden zwo eherne Münzen der Bruttier angeführt, worauf die Figuren so schön und korrekt gezeichnet sind, daß man sich nichts bessers und vollkommeres denken kann.

Eine Münze der Stadt Katana wird S. 40 im Kupfer vorgestellet, und S. 41 folgende Anmerkung dabey gemacht. „Die Arbeit dieses Medaillons, und hauptsächlich die Gestalt des Kopfes, dienen zum Beweise ihres hohen Alters. Was die Köpfe auf den ältesten Münzen hauptsächlich, und ins besondre charakterisiret, sind die Augen, deren Winkel auf chinesische Art in die Höhe gezogen, und so gebildet sind, wie man sie an egyptischen Statuen wahrnimmt. Die Haare dieser Köpfe

Köpfe werden ordentlich nur durch parallellaufende Striche angegeben. Der Umriß der Nase und des Kinns haben nichts zierliches. Die Lippen sind dicke und stark angedeutet: und die Ohren scheinen oftmals nur auf Geradewohl hingesetzt zu seyn. Es ist etwas Sonderbares, daß diese Mängel, oder vielmehr dieses Seltsame, hauptsächlich in Beziehung auf die Augen, auf allen Münzen eines hohen Alterthums, so entfernt von einander die Städte auch seyn mögen, die sie schlagen ließen, bemerket werden. Man sollte fast behaupten, die Künstler von Athen und Syrakus, und von andern Städten Siciliens und Griechenlands, hätten in jenen entfernten Zeitaltern nur ein einziges und das nämliche Modell nachgeahmt, um ihre Götter und Göttinnen vorzustellen."

Hierauf folgt noch ein silberner Medaillon der Stadt Katana: wovon der Hr. Verf. S. 42 urtheilet, daß er nicht das Alter zu erreichen scheine, als der vorhergehende, wenn man nach einer gewissen Eleganz schließen darf, welche der Künstler den kleinsten Umständen, bey der Vorstellung des Menschenhaupts am Stiere, gegeben hat. Und eben solches scheine die nahen Gränzen an die guten Zeiten der Künste anzuzeigen. Bey alle dem aber fehle es der Figur auf der Kehrseite, ingleichen dem Faunus über dem Stiere, noch an derjenigen Korrection, und an jenen anziehenden Reizen, welche die Medaillen des guten Alters der Kunst unter den Griechen, so besonders auszeichnen.

Die erste syrakusanische Münze aus Gold, veranlaßt S. 44 folgende Anmerkung. „Die Münzen von Syrakus sind wegen ihres schönen Gepräges, mit Recht berühmt. Die hier angeführte kann für eine der schönsten dieser Stadt gelten. Der Kopf des Apollo ist auf dieselbige Manier behandelt und ausgeführt, als es die schönsten Köpfe auf geschnittenen Steinen zu seyn pflegen. Hauptsächlich rühret diejenige Eleganz, welche man im Aufputz der Haare erblikt. Die in Parthieen vertheilten Locken, verrathen eine gewisse Keckheit, feine und stark ausgedrückte Meisterzüge nebst so sanft verschmolzenen Umrissen, daß sie nichts mehr zu wünschen übrig lassen. — Die große Aehnlichkeit zwischen den geschnittenen Steinen, und den Münzen des glücklichen Alters der Kunst bey den Griechen, giebt Anlaß zu vermuthen, daß die alten Münzstempelschneider nur in wohl und sattsam gehärteten Stempeln gearbeitet, und also das Gegentheil von demjenigen gethan haben, was die neuern thun, als welche die Stempel erst nach dem Schneiden härten lassen. Man begreift aber leicht, daß der Grabstichel und andere auch noch so gute stählerne Werkzeuge nicht leicht Stempel angreifen konnten, welche durchs Härten recht fest geworden waren; sondern daß man sich des Rädchens und Schmergels dabey bedienen mußte, d. i. man mußte sie mit eben demjenigen Werkzeuge, und auf eben die Art behandeln, womit und auf welcher man die feinen Edelsteine behandelte. Zur Bestätigung dieser Muthmaßung

maßung könnte die Politur dienen, welche man nicht nur in den großen Parthieen, sondern auch zwischen den kleinsten Strichen der Köpfe und Figuren bemerket. Auf unsern neuen Münzen hingegen erscheinen die Figuren matt, weil man sie vor dem Härten der Stempel nicht poliren kann; nach demselben aber dieses nicht wagen darf, aus Besorge, man möchte des Kecke und Meisterhafte in den Zügen darüber verderben. Und so ist nur der freye Platz des Stempels fähig, eine Politur anzunehmen. Nimmt man diese Meynung an, so begreifet man auch die Ursache, warum alte Schriftsteller die Namen vortreflicher Stempelschneider, welchen die Ehre vollkommen so gut, als Steinschneidern gebührte, nicht aufbehalten haben. Es war nämlich kein Unterschied zwischen beiden Künsten, und einerley Meister haben beide Gattungen von Schnitten mit gleicher Geschicklichkeit verfertiget."

Die zwote und dritte syrakusanische Münze werden S. 45 in Kupfer vorgestellt. Die strenge Simplicität, welche man in der Zeichnung der auf diesen zwo Münzen vorgestellten Köpfe und Figuren wahrnimmt, dienet zu einem unleugbaren Beweise ihres hohen Alterthums. Das Rho, welches auf der kleinern Münze, und zwar, wie man sieht, verkehrt stehet, findet sich auf keiner bekannten Münze der Könige, in dieser Gestalt, d. i. mit einem gedoppelten Schenkel. Man könnte hieraus den Schluß ziehen, daß diese Gewohnheit,

welche den Phönicischen Ursprung der griechischen Buchstaben bestätiget, sehr bald aufgehöret habe, weil man Münzen von Alexander I. dem Aeltervater des großen Alexanders hat, auf welchen das Rho schon in seiner neuern Gestalt erscheinet. — Betrachtet man die Köpfe dieser zwo Münzen, so erinnert man sich an eine Stelle Diodors, worinn es heißt, daß die Bildhauer vor dem Dädalus ihre Figuren ὄμμασι μεμυκότα gebildet hätten: Winkelmann führet diese Stelle wo an, und übersetzt, conniuentibus oculis, mit halboffnen Augen; eben so, wie μεμυκότα χείλεα, halboffne Lippen, bedeuten. Diese zwo Münzen sind gewiß aus einem weniger entfernten Jahrhunderte, als worinnen jene ersten Künstler lebten, von welchen Diodor spricht: allein, es ist wahrscheinlich, daß der Kopf der Proserpina, den sie vorstellen, nach einigen ihrer Bildsäulen ist gestochen worden, welche, ihres Alters wegen, im Besitz einer vorzüglichen Verehrung waren, und eben deswegen den Münzstempelschneidern zum Modelle dienten.

Die 5 syrakusanische Münze wird S. 47 in Kupfer vorgestellt, und als eine noch nicht bekanntgemachte angegeben. Auf der Rückseite stehet die Nachteule, und ein A darneben. Diese beiden Stücke, sagt der Herr Verf., scheinen einige Beziehung auf die Stadt Athen anzuzeigen: allein, da die Geschichte keiner Verbindung zwischen dieser Stadt, und den Syrakusanern Erwähnung thut, und die Arbeit der Münze auch im

im Stil dieser Kunst unter dem K. Agathokles, verfertiget worden ist: so könnte man sie gar füglich diesem Könige beylegen, und das A für den Anfangsbuchstaben seines Namens ansehen.

S. 38 erscheinet die 6te syrakusanische Münze, abermal im Kupfer, mit folgender Anmerkung. „Der gezwungene Kontrast in der Stellung der vier Pferde, und die am Kopfe bemerkte Manier, dem es in seinem Profil an aller Eleganz mangelt, sind eben so viele Beweise, daß die Künste damals in Syrakus zu fallen anfiengen, als diese Münze gepräget wurde. Der Stempelschneider, der sie verfertigte, hat die Simplicität des alten Stils so wenig nachgeahmet, daß er vielmehr die Harmonie und das Große des schönen Stils verkannte, den er noch zu übertreffen trachtete. Man siehet, daß sein Absehen dabey war, die Perspectiv zu beobachten: allein, man siehet auch, daß ihm die Gesetze dieser Wissenschaft unbekannt waren. Das Verhältniß, welches die Arbeit, und die Größe der Buchstaben in der Aufschrift, mit denjenigen Münzen haben, welche zu Roms Ehre, in Sicilien und Großgriechenland ausgepräget worden sind, bringet uns auf die Vermuthung, daß sie aus den Zeiten sey, wo die Römer sich Meister von Sicilien gemacht hatten, d. i. daß sie nach der 130 Olymp. geschlagen worden sey.

Auch die 7te syrakusanische Münze, aus Bronze, ist S. 49 in Kupfer abgedrückt, und der Anlaß

laß zu einer wichtigen Anmerkung. Es ist mehr, als wahrscheinlich, daß die ersten Münzen sonst nichts, als ungestalte Stücke Metall, ohne Gepräge und Aufschrift waren, deren Gewicht allein ihren Werth bestimmte. Um aber den Ungemächlichkeiten vorzubeugen, welche die Verschiedenheit des Gewichts, in der Handlung verursachen mußte, und die Verfälschung dieser Stücke zu verhindern, wird man in der Zeitfolge genöthiget gewesen seyn, ein Kennzeichen darauf zu prägen. Man hat Ursache zu glauben, daß man sich lange Zeit daran begnügte, nur ein Gepräge, und nur auf eine Seite der Münzen, setzen zu lassen: indem dieß Gepräge schon zureichend war, den innern Werth, und das öffentliche Ansehen derselben zu bestimmen. Um dieser Ursache willen bringen Alterthumsforscher diejenigen Münzen unter die Klasse der ältesten, welche so, wie diese, auf der Kehrseite, anstatt der Figuren, nur eine viereckichte Hohlung haben, die von einem Stempel herkam, der etwas erhoben war, um das Metall vermittelst desselben an seinem Platze zu erhalten, und dessen Abgleiten zu verhindern, indeß daß man den andern geschnittenen Stempel zum Prägen darauf setzte. Unterdessen ist nicht zu läugnen, daß der Kopf der Münze, wovon hier die Rede ist, mit einem sogar hohen Alter nicht überein zu kommen scheinet; und die Buchstaben der Aufschrift sind so klein, daß man aus ihrer Gestalt nicht urtheilen kann.

Eine

Eine silberne Münze der Stadt Gela erscheint S. 51 in Kupfer gestochen, welche Winkelmann bey seiner Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst, statt einer Vignette schon abdrucken lassen. Allein weil er in erwähnter Schrift nichts mehr davon gesagt hat, und die Zeichnung derselben auch nicht sonderlich richtig ist: so hat sie der Hr. Verf. für werth gehalten, hier noch einmal, und zwar in einer richtigern Zeichnung zu liefern, und durch eine Anmerkung zu erläutern. — Die Münzen von Gela, welche ΓΕΛΩΙΩΝ zur Aufschrift haben, werden für sehr selten gehalten. Golz und Paruta kanuten keine mit dergleichen Aufschrift. Die Art, wie sie hier geschrieben ist (NOIOΛƎϽ) die Gestalt der Buchstaben, welche sie ausmachen, der Name ƧIΛOꟻIƧOƧ, das Gepräge und die ganze Arbeit, vermehren die Seltenheit dieses Medaillons, und dienen zum Beweise, daß er von einem sehr hohen Alter seyn müsse; hauptsächlich, wenn man Winkelmanns Meynung annimmt, welcher beweiset, daß die Art von der Rechten gegen die Linke zu schreiben, schon lange vor dem Herodot, bey den Griechen nicht mehr üblich gewesen sey.

Auch die folgende Münze dieser Stadt ist S. 52 in Kupfer gestochen, und mit einer Anmerkung erläutert worden. — Die Arbeit dieser Münze zeiget das Rohe sattsam, worinnen die Künste in Sicilien noch lagen, als sie geschlagen wurde; und die Gestalt des Gamma und Lambda in

CEVAΣ

CEVAΣ bezeichnet ihr hohes Alter. Aus diesen Merkmalen könnte man schließen, daß sie noch älter seyn müsse, als der vorhergehende Medaillon; obgleich die von der Linken gegen die Rechte geschriebene Aufschrift das Gegentheil zu erweisen scheinet. Allein es ist möglich, daß die verschiedene Weise von der Rechten gegen die Linke, und von der Linken gegen die Rechte zu schreiben, zu verschiedenen Zeiten befolgt, und wieder verlassen worden ist. Man siehet auch sonst aus der Art βυστροφηδον zu schreiben, ingleichen aus den Münzen von Zaulonia, und vielen andern Städten, daß die Griechen sich dieser zwofachen Art zu schreiben, zu einer Zeit bedienten, ohne die ursprüngliche, d. i. diejenige, von der Rechten gegen die Linke, welche sie sammt den Charakteren des Alphabets von den Phöniciern erhalten hatten, gänzlich zu verlassen.

Von einer silbernen Münze der Stadt Agrigent, die auf der Hauptseite einen Adler, und auf der Kehrseite einen Seekrebs zum Gepräge hat, wird S. 53 angemerkt: Diese, obgleich sehr alte Münze, wie es die Gestalt des Alpha und Rho beweiset, ist bewundernswürdig schön gearbeitet und erhalten. Das Feld der Kehrseite hat eine solche Vertiefung, daß der sehr erhoben gearbeitete Seekrebs doch noch tiefer, als der Rand der Münze ist. Hieraus ersieht man, daß der Stempel dieser Kehrseite müsse en cabochon geschnitten, oder kugelförmig abgerundet gewesen seyn.

seyn. Diese Gestalt erleichterte das Schneiden mit dem Dreheisen: hingegen hätte sie es erschweren müssen, wenn es mit denjenigen Werkzeugen, deren sich die Neuern zum Stempelschneiden der Münzen bedienen, wäre ausgeführet worden.

Bey den angeführten und in Kupfer gestochenen Münzen der Städte Selinus, Segesta, und der Insel Malta, S. 54 ff. werden abermals feine, und zur Geschichte der Kunst brauchbare Anmerkungen eingestreuet.

S. 61 werden zwo sehr alte Münzen von Athen erwähnet, und eine dritte in Kupfer vorgestellt. Bey dieser wird bemerkt, daß Golz schon eine, dieser sehr ähnliche, bekannt gemacht habe; und daß diese von einer minder schlechten Arbeit sey, als der größte Theil anderer Atheniensischen Münzen zu seyn pflegt, welche eben keinen vortheilhaften Begriff von dem Stande der Vollkommenheit, worinnen die Künste in dieser Stadt gewesen, einzuflößen geschickt sind.

Bey Gelegenheit etlicher zierlich gearbeiteter Münzen von Karthago, welche es den übrigen dieser Stadt bey weitem zuvorthun, wird S. 76 erinnert, daß mehrere Alterthumsforscher der Meynung gewesen, dergleichen feinere Karthaginensische Münzen wären in Sicilien, während der Zeit, da die Karthaginienser Herren dieser Insel gewesen, ausgeprägt worden. Allein,

lein, man bemerkt doch, sagt unser Herr Verf. in den Zügen und den Mienen der darauf vorgestellten Köpfe einen ganz besondern Geschmack, welcher denjenigen griechischen Künstlern gar leicht eigen gewesen seyn kann, welche nach Afrika gleichsam verpflanzet waren.

S. 92 finden wir, bey Gelegenheit etlicher Münzen aus gemischtem Metall (du potin,) welche unter dem K. Nero geschlagen worden sind, die Anmerkung, daß der größte Theil solcher Medaillonen, welche in Egypten ausgeprägt worden sind, zum Beweise diene, daß in diesem Lande immer noch Künstler übrig gewesen, welche für geschickte Männer hingehen konnten; da im Gegentheil der Mangel deren, in den übrigen Provinzen des römischen Reichs, schon sehr groß war: von wannen alles, was gut oder mittelmäßig war, nach Rom lief, um von der Pracht und Verschwendung seiner Einwohner Vortheile einzuärndten. — Deswegen wurden schon unter diesem Kaiser schlechte Münzen in Rom ausgeprägt, wie der Herr Verf. S. 93 anmerket. Haym hat zwar die Arbeit dieser Münze gelobet: allein unser Hr. Verf. widerspricht ihm, und behauptet, sie erweise vielmehr die wenige Geschicklichkeit des Künstlers, welcher den Stempel derselben geschnitten hat.

Noch eine Anmerkung über die Medaillonen aus vermischtem Metall (du potin) kommt S. 114

114 vor. Diejenigen aus dem ersten Jahrhundert, spricht der Herr Verfasser, enthalten in ihrer Mischung weit mehr Silber, als die aus den spätern Zeiten. Diese Medaillen scheinen mit dem Silbergelde überhaupt einerley Schicksal gehabt zu haben; als deren Hauptstoff bis auf die Zeiten Diocletians immer schlechter und geringhaltiger wurde. Es hat wirklich das Ansehen, daß die Medaillen von vermischtem Metall, die man in Egypten münzte, sich in eben dem Verhältnisse dem reinen Kupfer näherten, in welchem sich die römischen Denarien dem gemischtem Metall, oder dem Kupfergelde (du billon) genähert haben; so daß fast alle, die im dritten Jahrhundert geprägt worden, bloß auf Kupfer, mit einem feinen Zinnplättchen überzogen, um ihnen das Ansehn des Silbers zu geben, geschlagen sind. Unterdessen hatte das Gewicht dieser Münzen noch keine merkliche Aenderung erlitten. Diejenigen, welche aus den Tagen des Nero sind, und in diesem Verzeichnisse vorkommen, wägen 207 bis 213 Gran: Hingegen die unter dem Severus Alexander ausgemünzten 210 bis 212 Gran. Dieses Gewicht giebt auch zu erkennen, daß sie, nebst den vier Drachmen schweren, und in Egypten unter den Ptolemäern geschlagenen Medaillonen, wovon der letztere Könige ihre nicht mehr wägen, fur einerley Art von Münzen zu halten sind.

S. 157 wird in den Zusätzen noch eine Anmerkung über die S. 37 angeführte Münze von

Kaulonia, gefunden. Die Münze dieser Stadt, heißt es, ist sehr alt, und die Figuren darauf, sind nach derjenigen Manier behandelt, welche die Alterthumsforscher den Etruscischen Stil nennen. Die Art, nach welcher der Name der Stadt, auf einer jeglichen der zwo Seiten dieser Münze geschrieben ist, könnte jemanden auf die Gedanken bringen, als ob sie zu der Zeit geschlagen worden sey, da die Griechen von der Linken gegen die Rechte zu schreiben anfiengen; und daß man sich der ältern Schreibart auf einer der beiden Seiten, bloß in Rücksicht auf solche Personen bedienet habe, welche an die neuere noch nicht gewöhnet waren.

Die Zeichnungen, und der Stich der eingedruckten Münzen sind ebenfalls von des Herrn Verf. Hand, und diese machen ihm gewiß viel Ehre, so bescheiden er auch davon urtheilet. Les gravures, heißt es S. VII des Vorberichts: qui s' y trouvent, & qui représentent quelques médailles peu connues, ont besoin de la même indulgence. L' auteur ne les ayant fait que par amusement, n' auroit point hasardé de les présenter ici, s' il ne lui paroissoit qu'elles ont été rendues avec fidelité. Cette exactitude lui a peut-être moins couté, qu' à un plus habile dessinateur qui, accontumé à bien faire, embellit son original sans le savoir & n'imite qu' avec peine les irregularités du dessein qui

qui s' y rencontrent. Ce sont pourtant ces incorrections qui servent à constater l' âge des médailles et le goût particulier qui regnoit dans le siecle ou dans le pays, où elles ont été fabriquées. Diese Gedanken sind sehr richtig. Wir haben oft einerley Münze in drey bis vier verschiedenen Münzbüchern so verschieden gezeichnet und gestochen angetroffen, daß man sie für ganz verschiedene Münzen erklären müßte, wenn man nach diesen Zeichnungen allein urtheilen sollte. — Endlich hat der Hr. Verf. am Schluß seines Vorberichts nicht nur eine Größenleiter seiner Münzen, durch in einander gesetzte und bezeichnete Zirkel, dergleichen man in andern Werken schon findet, in einer Kupfertafel vorgestellt, sondern auch das Gewichte genau angegeben, nach welchem er seine Münzen gewogen, und in der Abhandlung angesetzt hat. Diese genaue Sorgfalt, nebst den im Werke selbst entdeckten schönen und ausgebreiteten Kenntnissen müssen allen Kennern und Liebhabern der Gelehrsamkeit und der Kunst, Hochachtung gegen den würdigen Hrn. Verfasser einflößen, und ihnen, wie uns, den Wunsch abnöthigen, daß es demselben gefallen möchte, das Publikum durch mehr ähnliche Werke sich verbindlich zu machen.

IV.

Ursachen des gesunkenen Geschmacks bey verschiedenen Völkern, da er geblühet. Eine Abhandlung; welche den, von der Königlichen Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1773 gesetzten Preiß erhalten hat. Von H. Herder. — Berlin bey Voß 1775.

Untersuchungen über den Geschmack sind in den neuern Zeiten sehr viele erschienen; und ob man gleich sagt, daß solche Untersuchungen Verräther ihrer Zeiten sind: so wollen wir uns dennoch einige Bemerkungen über diese Materie, die wir schon vor langer Zeit gemacht haben, bey Veranlassung der oben angezeigten Schrift des Hrn. Herders erlauben, ohne daß wir das große Verdienst derselben im mindesten dadurch zu verringern gedächten.

Natürlich wird das Wort **Geschmack** hier nur in dem Sinne genommen, in welchem es sich auf Werke des Geistes bezieht. Wir wünschten, daß es nie in einem andern Sinne, und von Dingen gebraucht würde, wovon es die schöne Welt gebraucht. Die Sache selbst wird oft erniedrigt, wenn die Bezeichnung derselben eine unedle Nebenbedeutung hat. Und da Hr. von Voltaire

taire *) das, was die schöne Welt Geschmack nennt, sehr richtig Phantasien genannt hat: so hoffen wir unsern Wunsch erfüllet zu sehen. Die schöne Welt wird ihrem Lehrer doch nicht widersprechen wollen? —

Der Hr. Verf. der Preisschrift scheint aber diesem Worte zu enge Gränzen gegeben zu haben; wenigstens kann er seine Leser dazu verführen. Er sucht im ersten Theile seiner Schrift die Grundsätze zur Betrachtung der vorgelegten Frage in der Seelenlehre auf, und die Vorurtheile wegzuräumen, die den Gang durch die Geschichte (durch welche er, wie billig, zur besten Auflösung der Frage zu kommen denkt) schwer machen würden; und nachdem er richtig erweist, daß dem Schriftsteller der Geschmack ohne Genie nichts helfen könne; nachdem er den Geschmack für Ordnung in der Menge in- oder extensivstrebender Seelenkräfte, Proportion, und also Qualität jener strebenden Größen erklärt hat, — fährt er (S. 65) fort: „Ist der Geschmack „für Genies im weitläuftigsten Verstande nicht „da, so weiß ich nicht, für wen er da seyn soll? „Das Nichts, der Dummkopf kann ihn nicht brau-

F 3 „chen

*) Le goût est arbitraire dans plusieurs choses, comme dans les étoffes, les parures &c. Alors il mérite plûtôt le nom de *fantaisie*. C'est la *fantaisie* plutôt que le goût qui produit tant de modes. Collect. des Oeuvr. de Volt. T. 33. p. 94.

„chen, noch fassen. Geschmack ist nur Ord„nung im Gebrauch der Geniekräfte, und „ist also ohne Genie ein Unding " — Wer hieraus nun das folgerte, — was ganz natürlich daraus zu folgen scheint — daß nämlich nur das Genie allein Geschmack haben könne (wenn ihn gleich vielleicht nicht jedes Genie hat;) — und daß Geschmack nur dann in Erwägung gezogen zu werden verdiene, wenn er in Arbeiten fürs Publikum sichtbar ist, — würde dem ungeachtet Dinge folgern, die H. H. selbst unmöglich zugeben kann. Alsdann wäre nämlich 1) die Untersuchung vom Verfalle des Geschmacks fürs Publikum, für einen Staat lange so wichtig nicht, als sie Herrn H. selbst gewesen zu seyn scheint, da er (S. 132) schrieb: „Die Seele soll durch alle „Kräfte und Kraftanwendungen conson gestimmt „werden, wie die Leyer des Apollo's. In Em„pfindungen, Sitten, Handlungen muß nicht „weniger Geschmack herrschen, als in Kenntnissen „der Phantasie und des Verstandes: in Büchern „und Schriftexercitien ist der Schatte des „Rosses; aber nicht das Roß mit allen sei„nen Kräften selbst." Und wie unbeträchtlich würde die Zahl der Geschmackvollen nach jenen Voraussetzungen seyn müssen, da das schreibende Publikum ein sehr kleiner Theil des Ganzen ist, und da die Schriftsteller von Werken des Geschmacks unter diesen wiederum den allerkleinsten Theil ausmachen. — Aber diese Vorstellung vom

vom Geschmack ist auch äußerst unvollständig. Diejenigen Schriftsteller, die hier in Erwägung gezogen zu werden verdienen, wirken auf ihre Leser. Wär es möglich, daß sie, ohne allen Einfluß auf die Denkungsart und Empfindungen ihres Volks und ihrer Zeit blieben: so verdienten sie wirklich von den Vorstehern des Staats für die überflüßigsten aller Geschöpfe desselben angesehen zu werden; — so wie ihnen billig Strafe und Verachtung zu Theil werden sollte, wenn sie der menschlichen Vervollkommung entgegen arbeiten.— Aber wie wird nun ihre Einwirkung möglich werden können, als wenn sie zuerst aus ihren Lesern Dichter bilden, die die Ordnung, Proportion und schöne Qualität der im Werk thätig gewesenen Seelenkräfte zu beurtheilen vermögen? Und wie würden wir diese Fähigkeit anders nennen können, als Geschmack? — —

Zwar erklärte schon St. Mard (Oeuvr. de Remond de St. M. T. 3. p. 57. Amst. 1759.) Das Wort ars in der Stelle des Horaz:

-- In vitium ducit culpae fuga si caret *arte*;

für Geschmack; und wenn er hinzusetzt: (p. 60) on dit d'un Roman, dont les evenemens sont bien préparés, les situations ménagées avec adresse, les passions filées ce qu'elles doivent l'être; on dit en pareil cas d'un Roman qu'il est écrit avec bien de l'art; art alors se prend pour gout &c. so scheint es, als ob auch er Geschmack bloß für

richtige Anwendung der Geniekräfte halte; aber eben so wenig, wie wir glauben können, daß H. H. dem Franzosen nachspreche, eben so wenig können wir uns von der gänzlichen Richtigkeit ihrer Meynungen überzeugen.

Vielleicht ist die Unvollständigkeit in der Vorstellung vom Geschmack, in H. H. daraus entstanden, daß er nicht die Kluft bemerken wollen, die zwischen Genie und Dummkopf ist. In dieser Kluft stecken alle die verschiedenen Grade von Geisteskräften, die sich zwischen Kaliban und dem Dichter, der ihn schuf, befinden. Aus allen diesem aber glauben wir sicher folgern zu dürfen, daß man, auch ohne Genie, Geschmack haben könne; daß dieser Geschmack, ob er gleich bloß lesend bleiben soll, dennoch eben so gut, als der schreibende in Betracht gezogen zu werden verdiene; und daß, so sehr nöthig auch Genie dem Geschmack sey, man endlich, nach H. H. eigener Meynung, von einem Schriftsteller, eigentlich, gar nicht sagen könne und solle, er habe Geschmack, sondern nur er habe Genie, weil ohne dieses, jener in ihm, nicht in Anschlag kommen kann. —

Zwar hat auch H. H. (S. 111) Geschmack und Genie getrennt, indem er die italienischen Genies früher, als den italienischen Geschmack angiebt, *) so, daß also auch, nach ihm, dieser, ohne

*) „Im neuern Europa ist man gewohnt, sagt er, „Leo dem Zehnten und den Medicis die Wieder„her-

ohne mit jenem verbunden zu seyn, bestehen, und für sich selbst ein gut Ding seyn kann. Wir wollen nicht sagen, daß H. H. hier von dem Begriffe abgeht, den er uns zuerst vom Geschmack gegeben; wir wollen nur erinnern, daß viele Leser, ehe sie bis zu dieser Stelle kommen, schon so weit verirrt seyn können, daß sie diesen Rückruf nicht einmal gewahr zu werden vermögen, oder wohl gar dadurch noch tiefer in Irrgarten geführt werden müssen. —

Nach unsern, wie uns dünkt, richtigen Begriffen von dem Worte Geschmack, könnte man ihn vielleicht für das Wohlgefallen an den Werken des Genies, das sich auf richtige Kenntniß ihrer Schönheiten gründet, erklären. Sprachgebrauch und Zusammensetzung des Worts spräche für diese Erklärung.

Zu allen Zeiten, und in allen Ländern also, wo es dergleichen Werke gegeben, und wo man sie gelesen, gehört, und beurtheilt hat, gab es also auch Geschmack.

Die königliche Akademie, so wie sie die Frage vorgelegt hat, setzt darinn zum voraus, daß es Zeitpunkte gegeben, in welchen die Werke des

 Genies

„herstellung des guten Geschmacks zuzuschreiben, „und nichts ist wahrer, wenn man dabey nur „Genie und Geschmack unterscheidet. Die Ge„nies, die die italienische Sprache in Dicht„kunst und Prosa gebildet, hatten auf die Me„dicis nicht gewartet," u. s. w.

Genies und die Urtheile anders ausgefallen, als in andern Zeiten. Das Beywort guter sollte also hier vielleicht zum Geschmack hinzugedacht werden; und guter Geschmack hieße nun, nur an gewissen Eigenschaften der Werke der verschiedenen Genies verschiedener Zeiten ein auf Kenntniß gegründetes Wohlgefallen finden.

Aber welche Eigenschaften sind nun dieß? — Indem wir den Geschmack von einer andern Seite ansehen, so wird uns die Beantwortung dieser Frage nothwendig; wenigstens der Versuch einer Beantwortung. Und wer selbst erst forschen will, ob guter Geschmack wirklich nur in gewissen Zeiten und Ländern statt finden könne, oder statt gefunden habe? und ob sein Verfall einer Untersuchung, und bedauert zu werden verdiene? wird diese Frage natürlich, — und mit der Preisschrift des H. H. auch zusammenhängend genug finden. Auch dürfte die Beantwortung nicht so leicht seyn, als man vielleicht glaubt; und noch weniger überflüßig, denn jene Eigenschaften, so viel auch von gutem Geschmack geschwatzt werden mag, werden von sehr wenigen erkannt. —

Wir wollen uns hüten, mit ihrer Definition anzufangen. Auch ist es schon so oft beseufzt worden, daß leider! große Männer das Beyspiel hiervon gegeben haben, daß wir auch dieß nicht wiederhohlen wollen. Genug, — je genauer man die Wirkung untersucht, die die schönen Künste und Wissenschaften durch ihre Natur und ihre Eigenthümlichkeiten auf den Menschen machen

chen können, desto mehr wird man überzeugt, daß diese Eigenthümlichkeiten, mit dem Maaße von Kräften und Einsicht geordnet, die wir haben, und haben mußten, um beschäftigt zu werden, oder eigentlicher, um glücklich zu seyn, und um Verdienst zu erwerben, und deren Gebrauch uns also Pflicht wird, — daß diese Eigenthümlichkeiten, sagen wir, so geordnet, die Vervollkommnung des Menschengeschlechts zu befördern vermögen: so wie sie solche, als von der Vorsehung in die Natur gelegte Dinge auch schon müssen befördern können. Und werden nun diejenigen Eigenschaften in Werken der sch. K. u. W., an welchen wir Wohlgefallen haben müssen, wenn wir guten Geschmack haben wollen, werden diese etwas anders seyn dürfen, als jene Eigenthümlichkeiten? Und worinn bestehen nun diese anders, als in dem, was unsre Leidenschaften, Mitleid, Furcht, Liebe, Bewunderung, mit einem Wort, angenehme Empfindungen erregt und bildet? Und ein Werk des guten Geschmacks ist also kein anderes, als dasjenige, welches der Natur der schönen Wissenschaften, und also ihrem Zweck gemäß, mit den oben gedachten Einschränkungen geordnet ist.

Aber so gewiß in uns allen der Saame zu diesen Leidenschaften liegt: so gewiß sind die Mittel sehr verschieden, durch welche sie hervorgelockt, und zum Aufschossen gebracht werden können. Wir werden uns hier auf diejenigen von diesen Mitteln einschränken, die in den Werken der Dichter liegen können, einmal, weil sich hiervon leicht genug

die

die Anwendung auf die übrigen Produkte der schönen Künste and Wissenschaften machen läßt; und dann, weil man sich den Geschmack gewöhnlich aus Dichtern und Schriftstellern bildet; auch nur aus ihnen der größte Theil ihn sich bilden kann. —

In dichterischen Werken findet sich überhaupt, Inhalt, Ausführung, Plan. Zuerst vom Inhalt! Das Süjet, der Charakter, oder die Handlung, die in einem Zeitalter Bewunderung, — oder überhaupt Theilnehmung erregen kann, erregt sie sehr oft in andern nicht. Ein solcher Charakter, z. B. wie ihn Campistron dem Alcibiades giebt, hätte nicht angenehme Empfindungen erweckt, wenn er auf dem Theater zu Athen, im Zeitalter des guten Geschmacks, hätte herdeklamiren wollen:

Ah! lorsque pénetré d'un amour véritable,
Et gemissant aux pieds d'un objet adorable,
J'ai connû dans ses yeux timides ou distraits
Que mes soins de son coeur ont pu troubler la paix,
Que par l'aveu secret d' une ardeur mutuelle
La mienne a pris encor une force nouvelle:
Dans ces momens si doux j'ai cent fois éprouvé
Qu'un mortel peut gouter un bonheur achevé.

und doch, doch ist er, in einem andern vorgeblichen Zeitalter des guten Geschmacks, im sogenannten Jahrhunderte Ludwig des Vierzehnten, lange Zeit auf dem französischen Theater mit Vergnügen angehört

gehört worden. Homer läßt die Griechen, nachdem Ulyß den Thersit gezüchtigt hat, ausrufen:

> ὢ πόποι, ἦ δὴ μυρὶ 'Οδυσσεὺς ἐσθλα ἔοργε,
> βουλὰς τ' ἐξάρχων ἀγαθὰς, πόλεμόν τε κορύσσων.
> Νῦν δὲ τὸ δη μέγ' ἄριστον ἐν 'Αργείοισιν ἔρεξεν u. s. w.

Die mehresten dürften jetzt seine Handlung sehr unköniglich finden, und den Griechen nicht nachbewundern; aber für sie war der Charakter des Ulysses ein Model der Klugheit. So gewiß der Inhalt des rasenden Rolands, seine Personen und ihre Handlungen von dem Inhalt der aneide so sehr verschieden sind, daß sich nichts verschiedeners denken läßt; — obgleich beide Dichter, in einerley Gattung, in einem Lande, und beide in ähnlichen, aufgeklärten Zeitpunkten, den sogenannten Zeitaltern des guten Geschmacks dichteten: — so gewiß wäre es mehr als Thorheit, aus unserm Winkel heraus, den Italienern vordemonstriren zu wollen, daß sie sich an ihrem Ariost nicht vergnügen sollen, oder mit Unrecht vergnügen. — „Doch wozu Dinge, die Jeder weis?“ — Antw. Weil der größte Theil sie in der Anwendung vergißt. —

Diese Verschiedenheit im Inhalt erfolgt ganz natürlich, — muß so erfolgen. Wenn wir sicher annehmen können, daß alle unsre Empfindungen und Leidenschaften nur durch Gesetzgebung, Religion, Clima und dergleichen Dinge mehr, ausgebildet, das heißt, so geformt werden, daß sie vielmehr durch

diesen,

diesen, als durch einen andern Gegenstand erregt werden können; und wenn nun Gesetzgebung, Religion u. s. w. von Zeit zu Zeit, von Volk zu Volk, von Land zu Land verschieden gewesen sind, — zum Theil nicht anders, als verschieden seyn konnten: so folgt natürlich, daß bey dem Eigenthümlichen der schönen Künste und Wissenschaften, die Leidenschaften zu erregen, der Inhalt der Gedichte von Zeit zu Zeit, von Volk zu Volke billig verschieden gewählt werden mußte. Es ist Thorheit, und die unphilosophischeste aller Foderungen, weil sie der Erwerbung des aufgeklärten, guten Geschmacks geradezu im Wege steht, in den Dichtern aller Zeit einerley Inhalt zu fodern. — Zwar hat man uns, im achtzehnten Jahrhunderte vorgedichtet, wie Ariost seinem Volk und seiner Zeit; aber wir reden hier von dem, was, der Natur der Sache gemäß, seyn sollte, und von allgemein erkannten großen Dichtern (die also hier vorzüglich in Betracht kommen müssen) zum Theil auch geschehen ist, es sey nun, daß sie entweder durch Nachdenken hierauf geführt worden sind, oder daß der Ton ihrer Zeit, das was sie um sich herum thun und empfinden sahen, ihr Genie von selbst gleichsam zur Wahl ihrer Gegenstände leitete. Wer sich mehr noch von der Sache selbst überzeugen will, kann die griechischen Dichtern alle, und einige römische, studiren, und mit dem Geiste und der Geschichte ihres Volks und ihrer Zeit vergleichen; dann wird er einen Wegweiser auf diejenigen unter den Neuern

finden,

finden, welche er zu jenen zählen darf; (denn, wahrlich! es brauchen nicht Dichter Republikaner zu seyn) — und vielleicht einen Maaßstab, der der Dichtkunst neuerer Zeit nicht gar zu günstig ist. — Und wenn der Dichter nur, die schon geformten eigenthümlichen Sitten und Empfindungen seines Zeitalters zu beschäftigen, verfeinern, berichtigen, und nur so der Lehrer seiner Zeit zu werden vermag, nicht umschmelzen kann, was da ist, weil es im stärkern Feuer von Gesetzgebung und Religion gebildet worden ist, (wie denn dieß alles für Jeden, der es untersuchen will, begreiflich genug werden wird:) so ist noch ein anderer Bewegungsgrund da, der jenes Nachdenken rechtfertiget. Auch würden wir, z. B. ja wohl nichts gewinnen, unsre Sitten und Empfindungen in die, von den Zeiten Ariosts oder Shakespears, umgeschmelzt zu sehen. Weit entfernt also, die neuern französischen dramatischen Dichter so geradeswegs zu tadeln, daß sie ihre griechischen und römischen Helden wie Franzosen reden lassen, tadeln wir sie nur, daß sie, für diese Franzosen griechische Namen borgten; denn dieß Gemengsel verwirrt den Leser, — oder daß sie solche nicht in Handlung zu setzen wissen, oder in gar keinem Charakter, oder so handeln lassen, daß nichts weniger als Vervollkommung der französischen Sitten daraus werden kann. — So gewiß übrigens durch die immer mehr in einander hinschmelzenden Sitten, und die nähern Bekanntschaften eines Theils von Europa, endlich ein allgemeiner Geschmack für Deutsche, Franzosen,

zosen, Engländer und Italiener werden dürfte: so gewiß kann doch nie solch ein Inhalt jetzt allgemeine Theilnehmung erregen, als sich in den Dichtern dieser verschiedenen Nationen, die vor ein paar Jahrhunderten lebten, finden mag. —

Was ergiebt sich aber nun aus diesen Beobachtungen über den verschiedenen Inhalt der Werke des dichterischen Genies, das wir, als eine sichere Eigenschaft eines Werkes des guten Geschmacks folgern könnten? — Erstlich hat das Edle, das Große, das Erhabene in den Handlungen, und den Empfindungen des Menschen überhaupt immer tieferen Eindruck gemacht, als das Gegentheil davon. Und wenn, wie schon angemerkt ist, das natürlich mehr anziehen muß, was im Tone der Zeit gedichtet ist, in welcher wir leben (ohne daß es übrigens eben aus der Geschichte des Landes genommen seyn darf) so wollen wir noch hinzusetzen, daß der Dichter, der, wie Ariost, für die Einbildungskraft allein seine Gegenstände wählet, ein so großer Dichter er übrigens seyn mag, weniger Verdienst hat, als der, der unser Herz eben so sehr beschäfftigt, weil, zur Vervollkommung des Menschengeschlechts, aus dem letztern mehr Vortheile zu ziehen sind. Mehr hierüber zu sagen, ist der Ort nicht; aber das ist gewiß, daß ein langes Studium allein lehren kann, den Inhalt so zu wählen, daß er überhaupt angenehme Empfindungen, und so wie sie der Menschheit anständig und nützlich sind, und wie sie sich besonders für die Menschen einer gewissen

wissen Zeit und eines gewissen Landes passen, — und nur in dem gehörigen Maaße, errege. Wer unedel genug denkt, Menschen in Thiere verwandeln zu wollen, — wer schädliche, oder schändliche Gegenstände in ein angenehmes Licht zu stellen sucht, ist, so viel Genie er dabey zeigen mag, verächtlicher, als der niedrigste aller Lustigmacher. — So willkührlich also die Sache zu seyn scheint, so wenig Bestimmtes sich darüber sagen läßt: so viel liegt dennoch in der Wahl des Inhalts! — Und diesen richtig schätzen zu wissen, dünkt uns hierinn guter Geschmack zu seyn. —

Aber so glücklich er immer gewählt seyn mag: — wer kennt nicht unsern Hermann? Es ist gewiß, daß ohne Ausführung die glücklichste Materie ihren ganzen Reitz verliert. Jene kann sogar dieser, wenn sie keinen Werth hat, einen geben, der sie der glücklichsten an die Seite stellt; und daher kann selten ein richtig Urtheil über irgend ein Gedicht gefällt werden, wenn man beide von einander trennt. — Aber, wodurch giebt sie nun ihr diesen Werth? — Wenn wir hier gleich keine Rhetorik oder Dichtkunst schreiben wollen, und auch überhaupt nicht das Genie hervorbringen zu können glauben, das eigentlich allein jenen Werth zu geben vermag; so können wir doch sicher sagen, daß die glückliche Ausführung darinn besteht, wenn die Dichter uns das, womit sie uns unterhalten (das einzige, was sie dazu unter Händen haben) so sinnlich darstellen, daß wir es für das, wofür sie es ausgeben, für das,

was es ist, — und zwar alles davon, was nach dem Zwecke, den sie bey der Wahl ihres Inhalts gehabt, darinn liegt, in seinem ganzen Licht, mit allen seinen Farben erkennen. Keine Foderung ist gerechter, als diese, keine ist allgemeiner von großen Dichtern befriedigt worden; hierin sind diese sich alle, und aus aller Zeit, gleich, Homer, Ariost, Virgil, Milton, Klopstock, Horaz, Ramler, Sophokles, Lessing, Shakespear und wie sie alle heißen mögen; jeder nach seiner Art, nach Maaßgabe des Inhalts und der Gattung seiner Werke. Alle diese haben uns die ideale Gegenwart der Gegenstände, die sie behandelten, oder den lebendigsten, anschaulichsten Ausdruck der Empfindungen, die sie sangen, gegeben; alle diese verdienen (in dem Sinne, worinn der Dichter diesen Namen haben kann) die vortreflichsten Maler genannt zu werden. Da sind weder Gottschedische Mattigkeiten, blaße, verschossene Farben, so daß man wenig oder gar nichts vom Gegenstande sehen kann; — noch Dunkelheiten eines Persius, die den Gegenstand unsichtbar machen; — noch Uebertreibungen eines Lukans, kein bis nocui *mundo*, im Munde einer Frau, weil sie zwey Männer gehabt hat, die etwas Unheil in einigen Zipfeln der Erde angerichtet haben, kein

> Utinam in thalamos *invisi* Caesaris issem
> Infelix conjux, et nulli laeta marito!

so

so daß man den Gegenstand mit keinem Menschenblick fassen könnte; noch Marinische Spitzfindigkeiten, *) keine voce pennata, un' suon volante, un vivo fiato, una piuma canora, un canto alato, und das alles in einem Othem fort, keine virginella e reina su lo spinoso trono del verde cespo assisa u. s. w. so daß man gar nicht wüßte, welchen Gegenstand man eigentlich vor sich hat; — da sind keine Darstellnngen des Gegenstandes, durch Beschreibung und Vergleichung, die ihn niedrig und unedel machen, wenn er es nicht seyn soll, kein Hymen, welcher kömmt,

> — nicht von ungefähr
> Mit seiner Fackel in der Hand
> Erfreut vorangegangen,
> Und hat durch ein gesticktes Band
> Das Posthorn um die Schultern hangen;

keine Marivauxschen Verfeinerungen und Haarspaltungen, daß man den Gegenstand nicht festzuhalten vermöchte; keine Fontenellische und Lamottische Künsteleyen und Drechselungen, kein Schäfer, der von seiner ankommenden Schäferinn sagt:

> Ah Ciel! si de quelque distance
> Elle me reconnait à mon impatience,
> *Que mon sort sera glorieux!*

G 2 kein

*) Seine Beschreibungen von der Nachtigal und der Rose, deren erstere, wie uns dünkt, jedoch nur Theilweise, sich auch schon in einem neuen deutschen Dichter findet.

kein bon mot, oder eigentlicher kein Wortspiel, im Munde eines ganzen Heeres zugleich:

> Que ne vaincra t-il point? il s' est vaincû lui-même! —

auch sind da nicht Ovidische Ueberflüßigkeiten; — keine zerrissene Phrasen, verzerrte Wendungen, zerstümmelte und zerstückte Sprache, wie in unsern jetzigen so genannten großen Genieen; — keine ; ; ; doch wir hören auf die Fehler der Dichter in der Ausbildung ihres gewählten Inhalts herzuzählen, ob sich gleich aus ihnen die Eigenschaften der richtigen Vorstellung und Ausführung vielleicht desto gewisser abstrahiren lassen: genug, nur Wahrheit und Kraft und Nettigkeit in ihren Gemälden kann die Dichter zu Erreichung ihres Endzwecks, zur Erregung angenehmer Empfindungen bringen, — und an diesen Eigenschaften Wohlgefallen haben, das sich auf ihre Kenntniß gründet, heißt guten Geschmack haben. —

Wenn guter Geschmack Vergnügen und Wohlgefallen an Dingen ist, die ihrer Natur und ihrem Zwecke gemäß vorgestellt werden: so muß er schon deswegen (wenn wir sonst geschaffen sind, lieber Wahrheit als Falschheit zu sehen; wie wir es gewiß sind, und seyn müssen, ob wir gleich durch Erziehung anders gekünstelt werden können) — mehr Vergnügen, als falscher Geschmack gewähren. Er gewährt aber in diesem, und durch dieß Vergnügen zugleich, richtigere

Kennt-

Kenntnisse, — trägt dadurch zu Ausbildung unsrer Empfindungen, und Ordnung unsrer Leidenschaften bey; und verdient also allerdings, erzeugt, gepflegt, — und, wenn er verloren gegangen ist, bedauert zu werden. Hr. Herder hat über das, was zu seiner Erhaltung geschehen muß, oder ihr hinderlich wird, im 3ten Theil seiner Schrift so schön, so wahr gesprochen, daß wir unsre Leser sehr bitten, ihn sorgfältig nachzulesen und durchzudenken, wir haben nicht Raum diesen ganzen dritten Theil abzuschreiben.

Das dritte Mittel, daß der Dichter zur Erregung angenehmer Empfindungen in Händen hat, ist der Plan, nach welchem er den Inhalt seines Werks anordnet. Natürlich sind Furcht und Hofnung weniger im Spiel, natürlich wird der Leser weniger beschäftigt, wenn der Plan Zeitungsmäßig ist, wie im Lukan; oder wenn die Begebenheiten auf einander folgen, wie die Vorstellungen in einem Guckkasten, ohne daß der Leser sie, wie alles in der Natur, gleichsam vor sich werden und wachsen sieht; — natürlich wird die ideale Gegenwart der Personen und Handlungen vernichtet, wenn man, wie im Ariost, in einer Wildniß herumwandelt, und ohne Verbindung und Zusammenhang von einem aufs andre hinüber gezogen wird; und noch mehr (denn im Ariost behält man noch immer Zeit das, was man vor sich hat, recht kennen zu lernen) wenn, wie in unsern neumodischen, shakespearisirenden Dichtern, die Gegenstände wie Blitze vor den Lesern,

und oft so Stückweise vorbey geführt werden, daß sie nicht wissen, was sie sehen. — Wir können uns hier nicht enthalten, eine Stelle aus der Schrift des H. H. herzusetzen, die ihn, den man sonst auch für einen der ersten Vorfechter der Nachahmung des Shakespear gehalten hat, von einer Seite zeigt, die seinem philosophischen Geist mehr Ehre macht, als jene unbedingte Vorfechterey. „Shakespear! Shakespear!“ sagt er (S. 138) „ruft man immer — und was denn Shakespear? Hatte Shakespear keinen Geschmack, „keine Regeln? Mehr, als jemand, nur es war „Geschmack seiner Zeit, Regeln zu dem, was er „erreichen konnte. Hätt' er mit seinem Genie „in den Zeiten der Alten gelebt, glaubt ihr, daß „er Geschmack mit Füssen würde von sich gestoßen „haben? oder dadurch schlechter geworden seyn, als „er iezt ist?“ — Wenn die gedachten Dichter, (die man, wir wissen wahrlich nicht, warum? Originalgenien nennt; denn sie ahmen so gut nach, wie das übrige der imitatorum, mit dem Unterschiede, daß in ihnen oft der Zwerg den Riesen, und in andern der Mann den Mann nachahmt) — wenn diese noch Meynungen anderer anhören: so muß diese, in aller Art, einiges Gewicht bey ihnen haben. — Und so erfordert denn auch die Anlage des Plans Studium; auch er kann Eigenschaften haben, die, mehr oder weniger, ein Werk seinem Zweck nahe bringen, mehr oder weniger wider die Natur desselben sind, und es auf diese Art mehr oder weniger zum Werke

des guten oder des falschen Geschmacks machen. Er kann vielleicht sogar, von Volk zu Volk, Verschiedenheiten haben, und das, was darinn für uns im guten Geschmack ist, kann es für die Nachbarn nicht seyn; was für uns die Illusion im Ariost störet, kann sie den Italienern nicht stören. Wer sich hiervon mehr überzeugen will, studire nur die Plane in den dramatischen Werken der Griechen, Römer, Engländer und Franzosen. — Vielleicht wär es, unter andern, sogar anzugeben, warum die Abtheilungen in Stanzen für die Italiener ganz zweckmäßig, und warum sie es mehr in den frühern Zeiten gewesen, als sie es ietzt ist. —

Natürlich muß dieser gute Geschmack zuerst in Schriftstellern leben, wenn er sich verbreiten, wenn er allgemein werden soll, um bey einem Volk in Betrachtung zu kommen. Man sieht aber leicht, daß, so wohl um sich zum Dichter zu bilden, als um ihre Werke zu genießen, zu verstehen, zu beurtheilen, und endlich, sie zu nützen, man sehr mannigfaltiger Kenntniß und einer eigentlichen Ausbildung dazu bedarf. Wenn, unter andern, der Falschheiten und Unrichtigkeiten in der Vorstellung der Gegenstände so viel und mancherley sind: so dürfte denn auch wohl das, was man Kritik und Regeln nennt, (richtig verstanden, nämlich!) nicht so ganz zu verachten seyn; und Zeit, und Mühe, und Vergleichen, und Nachdenken dürften erfodert, mit einem Worte, die Sache müßte als Geschäft behandelt werden, wenn man sich zum

Manne von Geschmack bilden will. Auch können wir uns nicht enthalten, unsre Leser hier an eine Folgerung zu erinnern, die sie aus dem vorhergehenden vielleicht schon selbst werden gezogen haben, weil sie so offenbar sich daraus ergiebt, — die aber freylich nichts enthält, als was nicht schon sehr oft, aber ziemlich vergeblich gesagt ist, — daß man zu jenem Endzwecke, nämlich, nie Uebersetzungen der Dichter lesen müsse. Diese können die Neugierde unterhalten, die Eitelkeit nähren, die Zeit tödten helfen: Geschmack können sie nicht geben. — Und wenn man nun den Geist der neuern Gesetzgebungen genau untersucht, wenn man die genaue Verbindung kennt, die zwischen ihm und der Erziehung, im weitesten Umfang, den dieß Wort hat, sich findet: so sieht man sehr leicht, daß nicht allein des guten Geschmacks überhaupt täglich weniger werden müsse, sondern daß wir auch sehr unvollständige Begriffe von seiner Natur und ihren Zwecken haben.

Wir werden uns hievon überzeugen können, wenn wir nur, Erweckung des Genies, Pflege seiner Früchte, und Anwendung desselben unterscheiden, so sehr diese Dinge in einander hinfließen mögen.

An dem erstern kann eine Reihe von uns nicht übersehener, noch weniger vorbereiteter und angelegter Zufälle und Umstände, den größten Antheil haben; es kann eine ganz natürliche Hervorbringung seyn. Aber daß bey diesen, bey Erweckung des Ge-

Genies concurrirenden Umständen, Fürst und Gesetzgebung gar keinen Antheil haben können, wie man ietzt anfängt zu behaupten, das getrauen wir uns nicht nachzusagen, --- so theilnehmend wir sonst unsre Genieen den Fürsten gleiches mit gleichen vergelten, und sie selbst ihren ganzen eigenen Werth fühlen sehen. Der Recensent gesteht gern ein, daß z. B. nicht durch Vorsatz und geradeswegs darauf zielenden Zweck irgend einer unserer Fürsten ein Genie hervorgebracht, --- daß keiner von denen also, die es sind, ihnen etwas zu danken habe; aber, wenn ein großer deutscher Fürst selbst dadurch, daß Er, der so viel Aufmerksamkeit allenthalben erweckt hat, viel Lerm und Gerede von der französischen Litteratur gemacht, unser liebes Vaterland von einem Ende bis zum andern von dem Werth und der Vortreflichkeit derselben noch mehr widerhallen machen mußte, als es vorher schon Lust und Anreizung dazu hatte, kann er nicht dadurch in einigen Geistern den Trieb erweckt haben, ihr schwachköpfig Vaterland beschämen zu wollen? Kann nicht aus Unwillen Wetteifer entstanden seyn? Und kann nicht das, was diese Genien dadurch geworden sind, --- das Feuer, das in ihnen glüht, nicht andre erwärmt, entzündet haben? --- Und so wäre denn das vielleicht, was man sonst hätte glauben sollen, es müsse jedes Genie niederdrücken, ein von der Schickung vielleicht vorhergeordnet Mittel gewesen, es hervorzuziehen. ---

Es wundert uns wirklich, wenn H. **Herder** (S. 111) bey Gelegenheit des Ariosts un-

ter andern (und in der Folge noch mehr bey andern Schriftstellern) zu glauben scheint, „das Genie warte nicht auf Fürsten.“ Sagt er nicht selbst (S. 131) „wer den Geschmack am sichersten pflegen will, muß Genie, Kräfte der Natur pflegen; und so sieht man, daß **Erziehung** „**die erste Triebfeder des guten Geschmacks** „**ist.**“ Und ist es nicht der Geist der Gesetzgebung, welcher der Erziehung ihre Richtung giebt? Und kömmt Geist der Gesetzgebung nicht von Fürsten? — In diesem muß also nicht überall, und auf alle Art, Kaltsinn, Vernachläßigung, Geringschätzung, Verächtlichkeit des Genies liegen, wenn es keimen soll. Daß aber Corneille, z. B. den Kardinal und die Academie **wider** sich hatte, ist nichts weniger als Zeugniß hievon in der französischen Litteratur; es ist vielmehr ein offenbarer Beweis von **Aufmerksamkeit** auf die Werke des Genies, und von Beschäftigung mit ihnen. Er war ein Mittel, das Genie zu reitzen, es in Thätigkeit zu setzen. „Wir haben, sagt Voltaire, wie uns dünkt, und sehr richtig, **dem Urtheil der Akademie über den Cid, den Cinna zu verdanken.**“ —

Aber freylich ist es nicht an der bloßen Erweckung und Aufstehung des Genies genug, 1) wenn guter Geschmack allgemein, das heißt, wenn ein so genanntes **Jahrhundert** desselben sich bilden — noch weniger aber ist es genug, 2) wenn aus dem guten Geschmack alles das werden soll, was daraus werden kann. Daß hiezu **mehr** gehöre, beweist

unter

unter andern der Zustand des guten Geschmacks in Deutschland. Denn auf diese Art allein läßt sich eine Erscheinung erklären, die dem alltäglichsten Beobachter aufstoßen muß, und sonst befremdend genug seyn würde. Man müßte nämlich allen Begriff von gutem Geschmack aufgeben, wenn man nicht erkennen wollte, daß wir unter uns Schriftsteller desselben haben; und man muß wenig Kenntniß von der Geschichte des menschlichen Geistes besitzen, wenn man nicht weiß, daß, bey sehr vielen andern Völkern, Schriftsteller und Leser (wenigstens ein großer Theil dieser) in solchem Verhältniß mit einander gestanden, daß sie sich wenigstens einander **verstunden**. — Wer entdeckt aber nun nicht täglich, daß unsere Leser so weit zurück hinter unsern Schriftstellern sind, daß jene die wenigsten von diesen zu fassen, mit ihnen fortzu**denken** vermögen? Und wahrlich, sie würden sie noch weniger schätzen, wenn sie sich nicht schämeten; denn ihr Beyfall sagt immer, daß sie nicht wissen, was sie in ihnen schätzen sollen. — Dieß gilt nicht von der **Menge** deutscher Leser; es gilt von den **ausgesuchtesten**, so wie es von allen wahr ist, daß sie die ganze deutsche Litteratur mit der äußersten Gleichgültigkeit ansehen; — oder sich höchstens nur bey den unter uns französirenden Schriftstellern gefallen. Aber die Sache geht ganz natürlich zu. Mit dem **Eigenthümlichen** des **deutschen** Geistes mußten unsre **guten** Schriftsteller nämlich tiefer und gründlicher werden, als die Französischen; — und in Deutschland

land hat man noch nichts gepflegt, als französischen Geschmack. Wir wollen hierdurch den französischen Schriftstellern nicht das Verdienst absprechen, das sie um ihre eigene Nation haben; wir wünschen aber wirklich, daß man es darauf eingeschränkt ließe, — daß man sich in Deutschland nicht bloß mit Phrasen und Wendungen, mit Witz und Sentenzen befriedigte, sondern Gedanken foderte, und Plan und Zweck und Ganzes beurtheilen, mit einem Wort, denken lernte, indem man sich nur zu vergnügen sucht. —

Natürlich muß also unter uns auch, im Ganzen, des Geschmacks weniger seyn. Wo sind Veranlassungen oder Ermunterungen zur Erwerbung desselben? Wo giebt man, und wie giebt man den Neigungen der Jünglinge eine Richtung auf ih zu? Wie können Lehrer desselben entstehen, wenn sie nicht als Jünglinge dazu gebildet werden? Und, wenn sie sich selbst dazu gebildet haben, sterben sie nicht unbekannt und ungeschätzt dahin? — Von allen diesem ist unter andern Völkern etwas mehr geschehen; daher ist auch guter Geschmack bey ihnen allgemeiner in den Zeitpunkten gewesen, worinn er, seiner Natur nach, bey ihnen hat bestehen können; und also hat auch um die Pflege des guten Geschmacks, Fürst und Gesetzgebung bey ihnen ein Verdienst haben müssen; aber — man verstehe uns nicht unrecht! Zuerst nämlich, darf kein Fürst glauben, die Genies durch seinen Umgang, durch seine Theilnehmung an ihren Arbeiten, oder gar durch

Mit-

Mitarbeiterey, pflegen, das heißt, ausbilden zu wollen; --- am allerwenigsten aber dadurch sie, für sein Volk, dazu machen zu können, was sie dafür zu werden vermögen. --- Hofleben macht nur Schwätzer, höchstens Schmeichler; --- kann nur obenhin abschöpfen, nie untertauchen lehren, wie die Exempel davon in alten und neuern Zeiten zu finden sind! Und wenn nun der Fürst, als Fürst betrachtet, den Umgang mit den schönen Wissenschaften nur als Spielwerk, nur als Zeitvertreib, nur als Nahrung für seine Eitelkeit ansehen kann; und alle ihn auch nicht anders angesehen haben, was kann da herauskommen, als daß Jeder auch den Geschmack als Zeitvertreib ansieht; --- und einen andern sucht, so bald der Fürst einen andern wählet? --- Daß, unter andern, die Beschäfftigungen der Tibere, der Claudien, der Neronen, der Hadriane mit den schönen Wissenschaften, nichts hervorbrachten, das lag einmal in der Verderbniß der Sitten, von deren schädlichen Einfluße H. H. (S. 79) sagt: „das „ist unläugbar, daß, wo die Sitten auf den „höchsten Grad verdorben sind, auch der „Geschmack verdorben seyn müsse, und das „sehr natürlich. Geschmack ist nur Phänomenon der Vernunft, des Genies, der sinnlichen und begehrenden Kräfte. Nagt an „diesen allen nun der Wurm von innen, so ist „auch ihre Erscheinung schändlich und häßlich; und „das heißt schlechter Geschmack." --- Aber der wenige Nutzen dieser Unterstützung lag auch darinn

rinn, daß man den guten Geschmack des Augustischen Zeitalters nicht zu rechter Zeit, und auf die rechte Art zu fixiren wußte, — sondern die von selbst aufgeschossene Pflanze, auch sich selbst überließ. Guter Geschmack verlangt also nicht die erste beste, sondern eine seiner Natur anpassende Pflege; und verlangt sie auch zu rechter Zeit.

Aber man lasse auch den Genies, und zu rechter Zeit, Ruhe des Kabinets, Entfernung von willkührlicher Zerstreuung, und Freyheit der Seele von allem Druck und Joch (wovon dasjenige, welches der Umgang mit Fürsten auflegt, vielleicht das schwerste ist) und Achtung und Ansehn zu Theil werden: durch alles dieß kann in einem Volke die Kenntniß dessen, was in den Werken des Witzes gut oder schlecht ist, verbreitet werden; man kann jenes schätzen, dieß nicht: aber durch dieß alles wird noch nicht aus dem Geschmack gemacht, was daraus gemacht werden kann: — und dieß ist doch alles, und mehr, als je für den guten Geschmack geschehen ist — bey den Griechen ausgenommen. Diese allein — damit wir es nur endlich gerade heraus sagen, — können sich eigentlich nur eines Jahrhunderts des guten Geschmacks rühmen. Wer weiß nämlich nicht, wenn er nur das A B C. der griechischen Geschichte kennt, daß die Griechen ihn zur Vervollkommung ihrer Gesetzgebung angewandt haben? — Und mußten sie nun ihn nicht mehr pflegen? mußten sie dadurch nicht auch bekannter mit ihm werden? Mußte

Mußte dieß alles nicht der guten Schriftsteller mehr hervorbringen? Und mußten nicht diese wieder eine allgemeine Verbreitung des guten Geschmacks bewürken helfen? — Mußte nicht dadurch, daß man genöthigt war, ihn als Geschäfte zu behandeln, er an Vollkommenheit und an Sicherheit gewinnen? —

Dieß allein, dünkt uns, den guten Geschmack seiner Natur und ihren Zwecken gemäß behandeln, das heißt Anwendung davon machen zu wissen. Wenn man jene nämlich genau untersucht: so wird man geschwinde überzeugt, daß guter Geschmack vermögend ist, eine Nation mit allen der Menschheit anständigen, und auf ihre individuelle Lage passenden Empfindungen, gleichsam auszurüsten. — —

Aber schon bey den Römern war er nur Tändeley, Spielwerk, Komplimentenwissenschaft; höchst unvollständig, unvollkommen Werk. Virgil malte ein Schildchen, um dem feigen Mörder August eine Schmeicheley zu machen; auch wissen wir nicht, daß seine Aeneide öffentlich gesungen, in Schulen zur Ausbildung des Geistes (nicht etwan zum Phrases oder Auswendiglernen, oder als bloße Wissenschaft für den Kopf) gebraucht, — und er ein Lehrer seiner Zeit, seines Volks geworden wäre. Horaz war ein Meister in den drey angeführten Künsten Und je näher uns die Zeiten kommen, desto unähnlicher wird sich der Geschmack. Was ist Ariost für

sein

sein Volk anders, als Zeitvertreiber? und so die Dichter seines Landes alle! Was ist bey den Franzosen Betreibung des Geschmacks anders, als Nahrung der Eitelkeit? Und was für den guten Geschmack bey beiden geschah, war es Werk der Ueberlegung, der reifen Einsicht von dem Nutzen, den er für diese Völker haben können? Gewißlich nicht; sonst hätt' er eine ganz andere Richtung erhalten müssen. Daß man in Italien, damals und ietzt, Bildchen und Gemälde und Schilderey und Wohlklang liebt, ist das Werk des Klima und der vorhergegangenen Zeiten. Aber was sind denn für Vortheile von dieser natürlichen Neigung zur Vervollkommung des Menschengeschlechts gezogen worden? Wer die Geschichte studirt hat, um den Geist der verschiednen Völker und Zeitalter kennen zu lernen, um ausfindig zu machen, wodurch er das geworden ist, was er in jedem derselben gewesen ist, wer ihn dann unter einander vergleichen kann, der entscheide! In der Gesetzgebung allein wird er seine Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten finden, und in der griechischen allein, daß sie den Geschmack zur Beförderung der erstern anzuwenden gesucht, --- und gewußt hat. Schon aus der Schrift des H. H. kann man sich überzeugen, daß, ungeachtet der Verf., wie wir angemerkt haben, mit sich selbst im Widerspruch über den Einfluß der Gesetzgebung zu seyn scheint, der Geschmack in den neuern Zeiten nichts hat werden können, als was er durch diese geworden ist; und daß er mit dem gu-

guten Geschmack in Griechenland gar nichts ähnliches hat.

Und deswegen können wir denn auch unsre Verwunderung nicht verbergen, wie man überhaupt, erstlich, irgend einen Zeitpunkt mit jenem Zeitpunkt aus der griechischen Geschichte vergleichen könne? Und wie man dann, zweytens, nur drey zur Vergleichung gebraucht? --- H. H. scheint zu dem erstern dadurch verleitet worden zu seyn, daß er, wie schon gedacht, einen zu engen Begriff vom guten Geschmack sich gemacht, und daß er die, in der Aufgabe der Königl. Akademie schon liegenden verschiedene Zeitalter, als ausgemacht angenommen hat. Aber man hätte von keiner Seite bloß dem Herrn von Voltaire, (denn der hat diese vier Zeitalter vorzüglich in den Besitz eines ähnlich guten Geschmacks gesetzt) oder irgend einem solchen Gelehrten, nachsprechen sollen. In die Schrift des H. H. ist dadurch, daß er den guten Geschmack bald nur in Schriftstellern, und bald im Geist eines ganzen Volks gesucht, dadurch, daß er die Griechen zu gut kannte, um sie unrichtig zu charakterisiren, und doch die andern sogenannten Zeitalter des guten Geschmacks nicht aufgeben wollte, ein Widerspruch gebracht worden, der den aufmerksamen Leser irre machen muß. Diese vier Zeitalter würden nur dann einander entgegengestellt werden können, wenn jemand die Vortheile vorher berechnen könnte, oder wollte, die, zur Vervollkommung einer Nation, vom guten Geschmack bey den verschiednen Nationen sind ge-

zogen worden. Diese Berechnung aber wird schwer werden; allein um desto eher wäre sie der Aufmerksamkeit einer Akademie werth. Man müßte darinn vielleicht 1) ausmachen, ob es eine allgemeine Regel von Vollkommenheit für alle Völker gebe? 2) Ob nicht die individuelle, ganze Verfassung eines Volks einen Unterschied in den Beyträgen machen müsse, die die schönen Künste und Wissenschaften zur Vervollkommung eines Volks liefern können? 3) Ob dieser Unterschied der Einwirkungen der schönen Künste und Wissenschaften, bey verschiedenen Nationen richtig gegen einander zu berechnen sey? 4) Ob, wenn diese Einwirkung, so verschieden sie auch seyn mochte, gleich groß ist, dieß einen Unterschied in ihrem Werth, für diese verschiedenen Nationen, mache? 5) Woran diese Beyträge zur Vervollkommung einer Nation zu erkennen? — und endlich 6) ob sie bestimmt genug von denen zu unterscheiden wären, die sie dazu durch Gesetzgebung, Religion u. s. w. erhält? — Vielleicht würde sich, nach Auflösung dieser Fragen, ein Gesetzbuch angeben lassen, aus welchem ein Fürst lernen könnte, was und wie viel er, für sein Volk, nach Maaßgabe des Geistes und der ganzen Lage desselben, zur Verbreitung des guten Geschmacks thun könnte, — und vielleicht ist diese Erscheinung, und solch ein Fürst von diesem philosophischen Jahrhundert zu erwarten; denn mit gutem Willen, und der ersten besten Hülfe, nach Einfällen ausgeführt, ist die Sache nicht zu machen — und sie verdiente

doch

doch gemacht zu werden. Sicherlich würde sie das **Wohl der Menschheit** mehr befördern, als die Kunst, wie man 2 und 2 zusammen zählen, den Acker bauen, oder eine Wachparade stellen soll. — Doch, was ist den Fürsten an Wohl der Menschheit und an ihrer Vervollkommung gelegen? Sie wollen **nichts**, — als **Unterthanen**! — —

Nach Erfüllung jener Träume, würde eine Vergleichung zwischen der griechischen und einer andern Gesetzgebung, in Rücksicht auf den **guten Geschmack**, statt finden; aber, wie man **bis jetzt nur drey** Zeitalter ihr ähnlich finden will, das begreifen wir gar nicht. Der **gute Geschmack** hat bey **diesen** Völkern nämlich nur **darinn** bestanden, daß sie gute und mittelmäßige Schriftsteller gehabt, und daß diese mehr oder weniger von ihnen gelesen und geschätzt worden sind. Wir wollen nicht sagen, daß, da die Werke der Griechen z. B. noch zum Theil existiren, **jedes** Volk sie lesen, und sich aus ihnen den Geschmack bilden; daß man ihn also **gut** an allen Orten haben könne, ohne aus seinem eigenen Volk dazu Schriftsteller nöthig zu haben. Wir wissen zur Gnüge, daß, so gewiß dieß einzeln statt findet, das Lernen fremder Sprachen, und ihr Wissen in dem Grade, daß man einen Dichter derselben ganz zu **genießen** vermag, und auf diese Art zum Lesen derselben so sehr angetrieben wird, daß man sich Geschmack schaffen könne, Schwürigkeiten voraussetzt, die nur sehr wenig Menschen überwinden werden; und **daß es nicht genug ist, wenn**

 nur

nur wir und unsre Freunde Geschmack haben; wir wissen, daß es nur das Nationelle eines Gedichts ist, das die Empfindungen so schnell und so lebhaft weckt, als es die Natur und der Zweck der schönen Künste und Wissenschaften erfodert: Wir gestehen ein, daß auch zu dieser Art von gutem Geschmack bey einem Volke, Werke desselben in der Sprache und dem Geiste dieses Volks geschrieben, nothwendig sind. Auch geben wir gerne zu, daß, wenn das längst unbestrittene Sprüchelchen, si vis flere &c. in seinem ganzen Umfange seine Richtigkeit hat, Geisterhebende und große Leidenschaften erzeugende Vorfälle zum Aufstehen der Dichter des guten Geschmacks nothwendig sind; und daß selbst diesen auch die Griechen ihre ersten Genien zu danken haben konnten, für deren Fortpflanzung sie hernach so gut durch Gesetzgebung sorgten, und die sie dadurch so gut zu nutzen wußten. Aber, wenn man nun, wie gewöhnlich, große, außerordentliche Revolutionen in der politischen Einrichtung der Staaten hiezu annimmt, so müssen diese (zu geschweigen, daß dergleichen bey allen Völkern gewesen sind) auch in Zeitpunkte fallen, wo die Sprache des Volks anfängt, aber erst anfängt, sich zu formen, und eine eigene, feste Gestalt anzunehmen, wo man also schon anfängt, Geschmack zu haben, wo aber denn doch noch nicht Werke mit gleicher Kraft und Stärke und Wahrheit haben geschrieben seyn können. Dann wenden sich natürlich einige von den Leidenschaften, die durch jene Vorfälle geweckt

worden

worden sind, zu Arbeiten des Geistes. Und so sind denn diese Revolutionen nichts, als einzeler Umstand, mit mehrern verbunden; sie wirken zusammen nur so viel, als, im Verhältniß auf den menschlichen Geist, gleich Gewichthabende andere Vorfälle, diese mögen so verschieden scheinen, als sie wollen, und uns immerhin klein dünken, — weil wir sie nicht übersehen. — Wenn nämlich, in der Verfassung eines Volks, natürliche und immerwährende Springfedern großer Leidenschaften liegen; (wie dieß z. B. der Fall bey den Engländern ist) so müssen auch hier sich endlich große Schriftsteller ausbilden, und eben so allgemein wirklich werden können, als bey andern Nationen, so, daß sie mit ihnen in Vergleichung zu bringen sind. Und vielleicht um desto eher bey solch einer Verfassung. Man muß sehr obenhin denken, nur gewohnt seyn, bloß bey der Erscheinung sich aufzuhalten, und nichts von der Zeit des Keimens wissen, wenn man nicht bemerken will, daß Bildung der Dichter und der Schriften des guten Geschmacks nicht das Werk eines Jahres, eines kurzen Zeitpunkts, einer vorübergehenden Revolution, nicht ein Werk ist, das auf Einmal wird.

Und wo bliebe nun die Hypothese von den drey letztern Zeitaltern, wenn nämlich bloß die Rede von Werken des guten Geschmacks, und von dem Sinne des Worts ist, in welchem anfänglich Hr. Herder es nimmt? — Auch spricht die Erfahrung dawider. Es sey, daß die Schrift-

steller einer Nation mehr Glück haben; oder daß sie uns mehr bekannt werden, weil wir ihnen ähnlicher oder näher sind; (wie dieß vielleicht der Fall mit uns und den Franzosen ist) — oder, daß man sich einen bloßen Einfall eines großen Mannes einreden lassen; — oder daß in den Umständen eines gewissen Zeitalters so viel Glänzendes liegt, oder uns darinn gewiesen wird, daß, wenn in dieß Zeitalter wirklich große Schriftsteller fallen, wir solche, vermöge dieses Glanzes, schneller erkennen und höher schätzen, als ihres Gleichen: genug, nur aus solchen Blendungen kann man jene Blindheit erklären. Wenn engländische Schriftsteller, unter andern, zu viel Nationelles haben sollten, desto besser für sie! — wenn dieß Nationelle nur mit der Kraft und Stärke und Wahrheit ausgedrückt ist, mit welcher es, seiner Natur nach, seyn sollte. — Sollten sie sich etwan nach uns, in unserm Winkel bequemen? Oder nach den Franzosen? Hr. von Voltaire hat sehr unglückliche Beweise von erleuchtetem Geschmack in den Vergleichungen, die er zwischen Shakespear und Corneille, zwischen Pope und Boileau gemacht hat, gegeben. Aber das sollte billig keinen zum Nachsagen verführen, als den, der noch weniger Kenntniß der engländischen Sprache, und der engländischen Sitten, und Denkungsart zu haben scheinen wollte, als er. —

Was von engländischen Dichtern hier gesagt ist, gilt von Dichtern noch mehrer europäischer

Na-

Nationen. Was wissen wir (der größte Theil nämlich von uns) z. B. von der schönen Litteratur der Spanier, daß wir ihre Dichter so ganz mit Stillschweigen übergehen? Natürlich nichts! Unsre Unwissenheit kann wirklich nur unsern Eigendünkel entschuldigen; aber, in solchen Fällen, macht eine solche Entschuldigung eine jämmerliche Figur. Denn wir könnten wenigstens aus Hrn. Dietz und französischen Nachrichten wissen, daß die Nation sehr viele Dichter hat; und wenn wir sie studiren wollten, und nur nicht unsern oder französischen Maasstab dazu mitbrächten, so würden wir überzeugt werden, daß sie sehr viel große Dichter hat. — Noch mehr! (die Untersuchung wird schwer, aber nichts desto weniger wird sie nothwendig, wenn wir richten wollen) wer sagt uns, daß unter den vielen Dichtern, deren sich die Perser und Araber rühmen, nicht sehr viele sind, die eben so wahr, und eben so kräftig, und eben so lebendig die Gegenstände, die sie sangen, gemalt haben, als Homer und Ariost? Um das Gegentheil zu behaupten, müßte man ihre Sprache, Sitten, Gesetzgebung studirt haben, das heißt mehr davon wissen, als man davon weiß. — Alles dieß kann lächerlich scheinen; aber wirklich nur dem Unwissenden. Mehr lächerlich ist es in der That, daß wir uns so entscheidend, so zuversichtlich über die sogenannten vier Zeitalter erklären, als ob wir aus Ueberzeugung sprächen. Und allenthalben blickt doch Eingeschränktheit unserer Kenntnisse hervor. Aber-

 frey,

freylich, wer gesteht diese gern? — Wir spotten jetzt über die Begriffe unsrer Voraltern von der Universalhistorie. Vier Monarchien war ihnen alles;

Quid rides? fabula de te narratur.

Und daß man ja nicht einwende, guter Geschmack in Schriften könne nicht ohne guten Geschmack in den übrigen schönen Künsten bestehen, nicht ohne diese gebildet und in Betrachtung gezogen werden. Die Römer, welchen wir ein Zeitalter des guten Geschmacks zugestehen, hatten so wenig gute Nationalmaler, Bildhauer, Tonkünstler, als die Engländer. —

Wenn man den eigentlichen Zustand des guten Geschmacks in den angenommenen drey letztern Zeitaltern genau untersucht: so findet man Dinge, die dieß annehmen höchst lächerlich machen müssen. War es nicht im Jahrhunderte Ludewig des vierzehnten, war es nicht einer von den unterrichtesten, gebildetesten Männern, der auf Endreime Sonnette machte? Wer kennt nicht Büssy Rabütin? Und wie muß es um den guten Geschmack des Ganzen ausgesehen haben, wenn selbst sogenannte Schriftsteller und Lehrer des guten Geschmacks die verkehrtesten Begriffe vom Wahren im Kopfe hatten? — Der Vers des Boileau vom Corneille ist bekannt:

Qu'il jamais de Lucain n'a distingué Virgile.

Und

Und Boileau selbst! — Ich will nicht seine Werke, und seine hochgepriesene Dichtkunst unter andern hier zergliedern; aber — das weiß man doch, daß er höchst ungereimt von Tasso und Ariost urtheilet? — Ohne Rücksicht auf das, was sie ihrem Volke und dem Geist ihrer Zeit schuldig waren, und opferten, ohne daß sie es wußten! Ohne Rücksicht, daß beide, und besonders der letztere, die wesentliche Eigenschaft eines Dichters, poetische Malerey im höchsten Grade besitzen! Und es zeugt von dem erleuchteten Geschmack des Hrn. von Voltaire, daß er das jugendliche Urtheil, das er im Essay sur le Poeme Epique über den Ariost fällte, zurückgenommen hat. —

„Aber, wird man einwenden, wenn man nun auch bey mehr Völkern Schriftsteller des guten Geschmacks, und in gleicher Anzahl gehabt hat; sind sie so sehr geschätzt und gelesen worden, als in den gedachten vier Zeitaltern?“ — Ueber die Hochschätzung, die man in den neuern Zeiten den Männern von Genie zum Theil erwiesen hat, ließe sich ein ganz artig Buch, unter dem Titel: Schandflecke der Nationen, schreiben. Und gelesen? Nun da dürften die Engländer ein größer Verdienst um ihre guten Schriftsteller, und um die guten Schriftsteller fast aller Nationen haben, als irgend ein Volk! Wer Lust hat, untersuche, unter andern, wie oft Shakespear, und Milton, und Fielding, und wie sie alle heißen, gedruckt worden sind. —

Und mehr ist in keinem der drey angenommenen Zeitalter geschehen! Für Erhaltung und Dauer des guten Geschmacks unter ihnen hat z. B. keines gesorgt, oder vielmehr es hat es nicht sothun können, wie es zweckmäßig gewesen wäre; denn ihr guter Geschmack war, so wie bey den übrigen, ein Gebäude in der Luft, ein Werk des Zufalls, das nirgends Grund bey ihnen und unter ihnen hatte, daß sie es hätten sichern können. Es scheint zwar mit dem guten Geschmack zu seyn, wie mit Allem in der Natur; alles verblüht, vergeht durch sich selbst. In dem Keim, woraus es wird, liegt auch schon sein Untergang; dieser ist nichts, als eine weitere Entwickelung des Saamens, der Blüthe und der Reife. Wenn nämlich die Veranlassungen fortwirken, die den Geschmack entstehen und bilden helfen; wenn die Leidenschaften, fortdauernd, zu Arbeiten des Geistes angetrieben oder gereizt werden: so entsteht selbst daraus, ohne daß es anderer Einwirkungen bedürfte, das, dessen Gegentheil man, eben durch die Richtung der Leidenschaften auf diesen Punkt, zu erlangen, vielleicht hoffen sollte: schlechter Geschmack. Denn, daraus daß das dichterische Wahre endlich einmal erschöpft und weggenommen werden muß, weil auf dieser Erde ja nichts unendlich ist; daraus, daß Jeder, der andre unterhalten will, und in sich Kräfte dazu fühlt, das Neue (weil er sich und alle Menschen neugierig kennt, oder es hört und sieht, daß sie es sind) wenigstens in seiner Art zu geben sucht, wenn er auch auf

den

den Spuren seiner Vorgänger bleibt, und in einem gewissen Zirkel bleiben muß; — daraus müssen Künsteleyen, Uebertreibungen, Falschheiten, mit einem Wort, schlechter Geschmack entstehen, — entstehen, ohne daß seine Urheber ihn hervorzubringen glauben, oder gar den Vorsatz dazu haben. — Und er muß um desto gewisser und sicherer so viel, als sonst der gute gelten, da er im Anfang immer noch viel Züge von ihm hat, und nur allmählig ganz schlecht werden kann. Und wenn nun die, in der ganzen Natur, zu ihrer Verwandlung und Umschaffung, und zum Untergange jedes einzelen Wesen wirkende Kraft, auch die Sitten und Zustände eines Volks, die bey der Entstehung des guten Geschmack concurrirten, und also für seine Entstehung nützlich und passend waren, allmählig untergräbt, und in andre verwandelt, ohne daß ein äußerer feindlicher Zufall sie eben abändern darf; — so müssen auch endlich aus ihnen verdorbene Sitten werden, deren Verhältniß zum Geschmack wir schon bemerkt haben, — und wozu wir nichts hinzusetzen wollen, als daß, wenn die Vernunft des Menschen immer das bliebe, was sie seyn soll, sie freylich nicht, wie H. H. (S. 72 u. f.) behauptet, den Geschmack bey einem Volk verderben helfen kann. Aber, wenn sie (es versteht sich hier bey einem und demselben Volk) durch eben die in der Natur liegende zerstörende Kraft, bey diesem Volk endlich in Spitzfindigkeit ausartet; sich in Dinge mischt, die nicht ihres Reichs sind; seyn will, was sie nicht seyn kann: — so muß sie endlich auch dem Geschmack

die-

dieses Volks schaden; — ob sie gleich sonst, zur Vervollkommung des ganzen Alls bey andern Völkern, oder in andern Zeitpunkten, auch dadurch vielleicht etwas beytragen mag. Und so verdürben sich denn Schriftsteller und Publikum gegenseitig; und dieß Verderben läge in der Natur der Dinge selbst; käme von innen, aus ihnen selbst heraus. H. H. hat vieles hievon vortrefflich entwickelt; aber er scheint immer noch zu viel auf die von aussen herkommenden Stöße geachtet zu haben. Wir sind überzeugt, daß sich die Schikung ihrer, zur Beförderung der Entwickelung, von innen her bedient; aber bey der Sache des guten Geschmacks möchten wir dieß nur in einem Falle annehmen, der so einzeln und besonders ist, daß wir uns wundern, wie man ihn übersehen können. Er beweist das aufs klarste, was wir vom Zustande des Geschmacks bey den Griechen, — und gleich vorher von der schlechten Sicherheit desselben bey andern Völkern gesagt haben. Wir haben behauptet, daß um den guten Geschmack die griechische Gesetzgebung allein ein Verdienst habe; daß er auch die Kennzeichen davon trage, daß er allgemeiner, daß er dort das gewesen, was er seyn kann. Natürlich muß er denn dadurch auch noch fester, sicherer gestanden haben, weil er einen Grund hatte, den er sonst nirgends gehabt hat; und dieß fällt sehr hell ins Gesicht, wenn man die Geschichte seines Untergangs bey den Griechen mit der Geschichte seines Untergangs bey andern Völkern vergleicht. —

Dort

Dort war es nämlich Stoß von aussen her; die ganze politische Verfassung von Griechenland wurde umgestürzt, als er untergieng; nicht aus sich selbst kam sein Hinsterben; und wenn es hieraus endlich hätte kommen können: so beweist jenes wenigstens, daß, so gewiß Gesetzgebung die Vervollkommung eines Staats hervorbringen kann, sie auch solche länger zu erhalten vermag, als es gewöhnlich in der Natur der Dinge zu liegen scheint, wenn sie sich selbst überlassen bleibt. Und verdient Gesetzgebung anders ein Lob, als wenn sie dieser zu Hülfe kommt? Kann sie einen andern Zweck haben, als diesen? Was ist sie, ohne dieß? — — Bey allen andern Völkern ist der Geschmack so verblühet, wie er — gepflegt und behandelt worden ist. Schon waren die Römer Sprach- und Geschmackverderber, ehe noch ein äußerer Stoß auf sie geschehen war. Die Franzosen klagen und seufzen über seinen Verlust; und noch ist ihre Verfassung, wie sie es unter Ludewig dem vierzehnten war. — Und noch, da das den Geschmack pflegende Griechenland schon ganz zu Boden lag: wie viel Künstler schickte es nicht aus seinen Trümmern nach Rom! — —

Durch alle diese Betrachtungen hoffen wir unsre Leser selbst in den Stand gesetzt zu haben, die Schrift des H. H. richtig zu beurtheilen. Wenn dieser Aufsatz mehr eigene Besichtigung der vorgelegten Frage, als Recension ihrer Auflösung ist, so müssen die Leser das, was sie bey der Vergleichung der verschiedenen Gesichtspunkte

gewinnen, aus welchen wir beide die Sache angesehen haben, dem H. Herder verdanken. Es ist das Vorrecht des denkenden Kopfs, daß er andre zum Denken führt. Wir hielten die Sache des guten Geschmacks für zu wichtig, und studirten seine Schrift zu aufmerksam, um nicht alte, zum Theil schon verloschene Ideen, wieder in uns aufgeweckt zu sehen. — Und unsere Aufmerksamkeit wurde dießmal ungleich weniger gestört, als sonst. Herr Herder, der zuweilen das Außerordentliche im Ausdruck geliebt hat, scheint sich endlich überzeugt zu haben, daß manche seiner Leser zu viel dabey verlieren müssen. — Wir wünschten herzlich, er wolle sich immer so zu ihnen herablassen, als er es fast durchgängig in dieser Schrift gethan hat. —

Sonst ist der Preisschrift des H. H. der so genannte Précis derselben vorgesetzt. Wir haben diesen Précis gelesen, weil wir hofften, das Ganze der Schrift des H. H. dadurch besser zu übersehen, ihren Geist besser zu fassen. Aber der Recensent muß gestehen, daß er hofft, die königliche Akademie werde wenigstens nicht nach demselben dem H. H. den Preiß zuerkannt haben; — sie müßte ihn denn dem Nonsense und der Unverständlichkeit haben zuerkennen wollen. Auch glaubt er, — und er weiß gewiß --- daß dieser Auszug nicht, wie gewöhnlich, vom Secretair der Königl. Akademie, sondern vom Secretair des H. Secretairs gemacht worden ist. Die Beweise hievon werden sehr merklich ausfallen. Wir wollen uns an Stellen halten,

halten, die die französische Litteratur angehen. H. H. sagt, (S. 123) „Man verließ also, „wie Fenelon, St. Mard, Racine, und wer „nicht mehr? klagen, die simple Größe, die „unzerstückte zwanglose Natur" u. s. w. Der Verfasser des Auszugs drückt dieß also aus: (S. 54) Dès que l'on perdit de vue Racine, Fenelon, St. Mard, & d' autres bons auteurs &c. Lieber Himmel welch ein Unterschied! Racine, Fenelon, St. Mard, — und simple Größe, unzerstückte, zwanglose Natur! H. H. führt jene Franzosen bloß als Kläger über den Verfall des guten Geschmacks an; wer sieht das nicht? wer kennt sie nicht, als solche? Und wer kann, ohne dieß, die Preisschrift zu verstehen sagen? Wer kann, ohne dieß, ihren Werth oder Unwerth haben bestimmen helfen? — Zum Muster hätte H. H. jene Autoren gewiß nicht zuerst aufstellen können; dazu kannte er sie zu gut. — Aus diesem Mißverständniß muß für die gewöhnlichen Leser noch ein anderes entstehen. Auch ist der Verfasser des Auszugs selbst darinn gewesen. H. H. versteht unter Racine den Sohn des bekannten dramatischen Dichters; nicht aber diesen. Jener ist nämlich der Verfasser der Reflexions sur la Poesie, in welchen sich die angezeigten Klagen befinden. — Auch nennt ihn H. H. erst nach Fenelon, stellt ihn gerade an seine Stelle, und bestimmt ihn auch dadurch noch genauer. Jener Verfasser aber, da er einmal H. H. nicht

ver-

verstund, konnte seinen Racine nur für den dramatischen Dichter halten; und daß er ihn dafür gehalten, beweist der Zusammenhang, — und selbst die Stelle, die er ihm giebt, da er ihn vor Fenelon nennt. Doch Ein Fehler, kein Fehler! Also lese man denn: (S. 55) Montesquieu, *dont l'esprit ressembloit tant à celui d'Horace*, s'éleva par ses propres forces. Wie? Montesquieu und Horaz Aehnlichkeit? Wir trauten unsern Augen nicht, da wir dieß lasen. Dieß sollte H. H., — dieß sollte ein deutscher Gelehrter gesagt haben? ein Mann also, dem man gewöhnlich sogenannte schwerfällige Untersuchungen Schuld giebt; — ein Mann, dem man nie etwas so obenhin Gesagtes, auf sein Wort glaubt? — Aber, freylich H. H. hat's auch nicht gesagt. S. 124 steht ganz deutlich gedruckt: „Montesquieu, wie Horaz Marcellus, erwuchs als ein edler Baum" u. s. w. eine feine Anspielung auf eine Stelle des Horaz, deren sich, von den Lesern desselben, auch wohl der Flüchtigste erinnern sollte. Sie ist aus der 12ten Ode des ersten Buchs, v. 45. und heißt:

Crescit occulto velut *arbor* aeuo
Fama *Marcelli*

und in der Batteuxschen Uebersetzung findet sie sich S. 37 (Edit. d'Amsterd. 1762.) Liegt die Schuld an H. Herder? oder an weniger Bekanntschaft mit der deutschen Sprache? Doch der Zusammenhang lehrt den Sinn jedem, von

dem

dem man nur voraussetzen kann, daß er den Horaz kennt, und der sich also nicht etwan hier, aus Mangel von Kenntniß der deutschen Sprache, hätte enthalten sollen, den Inhalt ihrer Schriften anzugeben. —

Verlangen unsre Leser mehr Beweise? Wir hoffen nicht; zumal, da diese aus bloßer Geschichte, Anspielung und Namen, und aus dem Bezirk der französischen Litteratur genommen sind. — Uebrigens haben wir geglaubt, die Unverständlichkeiten nicht unangemerkt vorbey gehen lassen zu dürfen. Ein großer Theil deutscher Leser, gelehrt und ungelehrt, Philosophen und Weltleute, lieben die französische Sprache noch immer zu sehr, um nicht lieber einen französischen Inhalt, als eine deutsche Schrift zu lesen. Und vielleicht dürften sehr wenige seyn, die jenen mit dieser vergleichen wollten, weil er in einer Königlichen Akademie doch vorgelesen worden ist; — da würde nun aber H. H. zu viel verlieren, als daß der Recensent sich nicht über alle Bedenklichkeiten hätte wegsetzen wollen. — — Wenn sonst einige der gedachten Leser bey dieser Gelegenheit wünschen sollten, daß eine französische Akademie, ob sie gleich in einer der ersten Städte Deutschlands ihren Sitz hat, lieber lauter französische Preisschriften krönen möchte: so würde der Recensent ganz ihrer Meynung seyn. Dann würde ja alles hübsch übereinstimmend werden; und kein deutscher Schriftsteller das, was er vielleicht wirklich nicht thun sollte, auch nicht mehr thun können.

V.

Beschreibung der Churfürstl. Bildergalerie in Schleißheim. München, 1775.

Man hatte schon längst den Wunsch geäußert, es möchten in allen angesehenen Höfen Deutschlands Kenner auftreten, und den Liebhabern der Kunst Beschreibungen von den dortigen Gemäldesammlungen liefern. Unter denen, die uns noch fehlten, war besonders die Schleißheimer Galerie; die doch unstreitig eine der Vorzüglichsten in Europa ist. Diesen Dienst hat ihr nunmehro der jetzige Director der Galerie, Herr von Weißenfeld geleistet, ein Mann, der dem Werke völlig gewachsen scheint. Freylich ist die Anzeige der Gemälde nur kurz: aber doch immer hinreichend für den Reisenden, der mit dem Buche in der Hand die angezeigten Sachen selbst in Augenschein nimmt.

Der Herr Verfasser unterrichtet, in einem kurzen Vorberichte, den Leser von seinem Vorhaben. Er macht die billige Anmerkung, daß die Bayrischen Landesfürsten stets eifrige Beschützer der schönen Künste gewesen. Diese blühten schon vorzüglich in München unter den Herzogen, Albert den V. Wilhelm den V. Maximilian den I. und Ferdinand, dessen Sohn; sie zierten ihre Residenz mit Meisterstücken der Kunst, und legten den

Grund

Grund zu der Gemäldesammlung, wovon hier die Rede ist. Doch den größten Glanz erhielt sie vom Churfürst Maximilian Emanuel, der in Schleißheim eine ordentliche Galerie anlegte. Sein Sohn, Kaiser Karl der VII. vermehrte sie noch mit treflichen Stücken, und verschönerte das Schloß mit Auszierungen der Zimmer und Säle. Der ietztregierende Churfürst, der seine Liebe zur Kunst durch die Stiftung einer Zeichnungsschule bewiesen, vermehrte noch ferner diese Sammlung, und ließ sie in die Ordnung bringen, in der man sie ietzt antrifft.

Schleißheim liegt zwo Meilen von München, in einer angenehmen Gegend. Dieses Lustschloß, nach der besten Bauart aufgeführt, zieht gleich bey der ersten Ansicht die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich. Die prächtige, marmorne Treppe, und die schöne Aussicht auf den Garten, geben gleich beym Eintritt den vortheilhaftesten Begriff vom Ganzen. Die Gemälde selber, in eine Menge Zimmer vertheilt, sind zu zahlreich, als daß wir uns ins Umständliche einlassen sollten, da sich die Zahl auf tausend und funfzig Stücke beläuft. Wir begnügen uns also mit einer flüchtigen Anzeige, ohne dabey einer gewissen Ordnung zu folgen. Da der Recensent ein Bayer ist, und diese Kunstsachen noch im Jahre 1767 selbst gesehen, so wagt er hier verschiedenes anzuführen, das er noch im Gedächtniß behalten hat.

Beym Durchwandern der Zimmer ziehen allenthalben Meisterstücke der Kunst die Augen des

Zuschauers auf sich. Der Liebhaber kann sich in dieser Galerie von dem Werthe der deutschen Künstler, wovon die meisten Bayern sind, vorzüglich einen Begriff machen. Hier findet er, ohne eines **Dürers**, **Cranachs**, und anderer ältern Meister Erwähnung zu thun, sieben und zwanzig Stücke von **Sandrart**, neunzehn von **Achen**, eilf von **Ulrich Loth**, acht von dessen Sohn, **Carl Loth**, achte von **Rottenhammer**, drey und zwanzig von **Schwarz** u. dergl. Der so genannte Victoriensaal enthält zwölf große Stücke von **Beich**, welche die sieghaften Unternehmungen der Christen wider die Türken zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wobey die bayrischen Truppen, unter dem glorreichen Churfürsten Maximilian Emanuel, so vielen Antheil gehabt, zum Gegenstand haben. Die Decke auf diesem Saal ist, wie auch in verschiedenen andern Zimmern, von **Amigoni** gemacht, und stellt die Königinn Dido vor, wie sie den Aeneas am Hafen empfängt. Hier vermählt sich das helle Kolorit des Welschen mit der leichten Farbe des Deutschen viel besser, als da, wo iener kräftige Farbengeber aus der niederländischen oder venetianischen Schule zu Nachbarn hat. Der Reisende von Geschmack wird gewiß die No. 271. u. 272 nicht unbemerkt vorbey gehen; es sind ein paar Familienstücke von **George de Marees**, einem Künstler, der bey einem sehr hohen Alter in München arbeitet. Man sieht auch in einigen Zimmern verschiedene Sachen von **Jacob Dorner**, einem ietzlebenden bayerischen Künstler, dessen

sen Arbeiten sehr geschätzt werden; er malt Landschaften, Geschicht- und Gesellschaftsstücke im Geschmacke der niederländischen Meister.

Von den Italienern sieht man hier ebenfalls vortrefliche Sachen: eine Mutter Gottes von **Raphael**, einen Leichnam Christi auf dem Schooße seiner Mutter von **Michel Angelo**, einen lesenden Cupido von **Corregio**, auch sonst Stücke von fast allen großen Meistern Italiens. Doch die Schule, die sich hier am zahlreichsten befindet, ist die Venetianische. Von **Tintoretto** allein hat man ein und zwanzig Stücke, und zwar von verschiedenem Werthe, so daß auch hier die Anmerkung des **Hannibal Caracci** eintrift, wenn er an seinen Vetter Ludwig schreibt: „Er habe gesehen, daß **Tintoretto** zuweilen dem **Titian** „gleich komme, aber auch daß er manchmal weit „unter sich selbst herabsinke."

Das sogenannte niederländische Cabinet ist meistens den Schildereyen der Künstler dieser Nation bestimmt. Es enthält nicht nur feine Stücke von den fleißigsten Meistern der beiden Schulen, Flandern und Holland, sondern auch Meisterstücke der großen Genies dieser Schulen. Man findet daselbst fünf und zwanzig Stücke von **Octavius van Veen**, oder **Ottowenius**, dem Lehrmeister des **Rubens**; von diesem sieht man vier und funfzig Stücke, wenn man die zierlich ausgeführten Skizen der Luxemburgischen Galerie dazu rechnet, die iezt unter verschiedene Gemälde von andern Meistern vertheilt sind; und von dem

Schüler des Rubens, dem van Dyck, hat man drey und zwanzig Stücke, wovon einige verdienen unter die besten Arbeiten dieses Meisters gerechnet zu werden. Es scheint, daß man sich beflissen hat, diese Sammlung von den häufigen Kopien zu läutern; wenigstens wird in dieser Beschreibung der großen Jagden **Rubens**, die den Liebhabern durch den meisterhaften Grabstichel der Niederländer so bekant sind, nicht weiter Erwähnung gethan, da sie noch vor einigen Jahren ihre Stelle an den Wänden einnahmen und für Originale ausgegeben wurden.

Die französische Schule macht hier kein sonderliches Aufsehen, weil die besten Sachen aus derselben immer in Frankreich bleiben. Von **Vouet, Poussin, Bourdon**, dem ältern **Mignard, Le Lorrain**, sieht man von einem ieden Ein Stück, und viere von **Bourguignon**; dann einige Portraite hoher Standespersonen, von **Rigaud** und besonders von **Vivien**, der sich lange Zeit in München aufgehalten und verschiedenemal die Churfürstliche Familie gemalt hatte.

Der Verfasser würde sich die Liebhaber noch mehr verbindlich machen, wenn er ebenfalls eine Beschreibung der übrigen Churfürstlichen Gebäude, und der vornehmsten Kirchen, die mit so vielen herrlichen Gemälden prangen, unternehmen wollte. Diese wünschten vermuthlich auch, er möchte bey der Anzeige der Sachen etwas umständlicher seyn, und sich nicht bloß auf Beschreibungen der Gemälde einschränken, sondern auch Anmer-

merkungen mit einfließen lassen, welche in die Bau- und Bildhauerkunst einschlagen, damit derjenige, der die angemerkten Sachen nicht selbst in Augenschein nimmt, sich einigermaßen einen Begriff davon machen kann. Gewisse Liebhaber sehen es gern, wenn sie nach dem Namen des Malers auch den Namen des Kupferstechers erblicken; dieß Vergnügen müssen sie nun bey der Beschreibung der Schleißheimer Galerie entbehren. Man weiß, daß die Sadeler, die Kiliane, und viele andere gute Kupferstecher, die im vorigem Jahrhundert in München geblüht, eine Menge Kupferstiche nach berühmten Gemälden herausgegeben haben, und diese Stiche werden wohl in den guten Kunstsammlungen verwahrt liegen. Wie leicht wäre es also dem Herrn Verfasser, wenn er, bey der Anführung des Meisters eines Gemäldes, zugleich auch den Namen des Kupferstechers anführte.

VI.

Die Werke des Horaz, aus dem Lateinischen übersetzt: Zweyter Theil, welcher die Satyren enthält. 212 S. Dritter Theil, welcher die Briefe und die Dichtkunst enthält. 204 S. Anspach, 1775.

Wenn die Satyren und Briefe des Horaz uns nicht jene lebhaften Empfindungen gewäh-

ren, nicht jene innige Theilnehmung in uns erregen, von welcher wir uns bey Lesung der Oden dieses Dichters hingerissen fühlen, so ist dieses, theils der Natur dieser Dichtungsarten, theils unserer Entfernung von den Zeiten, Sitten und Gewohnheiten des Zeitalters, in welchem sie aufgesetzt wurden, zuzuschreiben. Jene erlaubt der Satyre nicht sich über den Ton des gemeinen Lebens zu erheben; diese macht, daß, wir wollen nicht sagen ganze Gemälde, aber doch einige ihrer treffenden Züge, welche aber eben deswegen nothwendig örtlich und individuell sind, uns weniger rühren. Denhoch bleibt dieser Theil der Horazischen Schriften immer noch, auch für uns eine sehr unterhaltende Lektüre. Er hat, außer einer Menge poetischer Schönheiten von allgemeinem Gehalte, noch das schätzbare Verdienst uns mit dem Geiste und Charakter seines Verfassers näher bekannt zu machen. Horaz, den uns die Oden nur als Dichter kennen lernen, erscheint uns hier ganz aufgedeckt. Seine Grundsätze, seine herschenden Ideen, seine eigne Art die Gegenstände anzusehen, liegen vor unsern Augen: indem er andre schildert, malt er sich unvermerkt selbst: und es würde eben so leicht als angenehm seyn, einige der hervorstechensten Züge eines in so vielen Rücksichten merkwürdigen Charakters herauszuheben, wenn uns dieses nicht zu weit von unserm Endzwecke abführte, der sich auf die Anzeige der mit diesen beiden Bänden nunmehr geendigten deutschen Uebersetzung einschränkt. Wir freuen uns wahrhaftig darüber, daß sich die

Ver-

Verfasser die harte und nachtheilige Kritik einiger Journale nicht abhalten lassen, auf diese Art ihren Vorsatz auszuführen, und wünschen uns Glück, wenn unser Urtheil bey Gelegenheit des ersten Theils etwas dazu sollte beygetragen haben. Sie vertheidigen sich in der Vorrede gegen jene, in Ansehung verschiedener Stellen, bey denen man ihrer Uebersetzung Vorwürfe gemacht, und uns däucht, mit guten Gründen, und geben nochmals den Gesichtspunkt an, aus welchem sie beurtheilt werden muß. Sie machten es sich nämlich zum Gesetz nicht zu modernisiren, nicht zu verschönern und Schminke aufzutragen, sondern so viel möglich getreu und genau zu übersetzen. Und dieses Gesetz haben sie auch bey diesen Theilen nicht aus dem Gesichte verloren. Welche Schwierigkeiten sie aber dabey zu überwinden gehabt haben, davon kann nur derjenige urtheilen, der die gedrängte und nachdrucksvolle Schreibart, wodurch sich Horaz ganz vorzüglich in seinen Satyren und Briefen auszeichnet, kennt, und selbst versucht hat, sie in einer andern Sprache darzustellen. Vergebens sucht man hier jene blendende Farbengebung, jenen üppigen Aufwand müßiger Zierrathen, wornach ein verzärtelter Geschmack so begierig haschet. Horazens Schilderungen sind in jener leichten sorglosen Manier hingeworfen, welche das Auge des Kenners durch die feinsten Pinselstriche hinlänglich für jene eingebildeten Schönheiten schadlos hält, aber auch um desto schwerer nachzuahmen ist, je leichter sie scheint. Und die-

sen Charakter glauben wir auch, wenn uns nicht unsere Empfindung ganz trügt, die wenigstens durch keine Partheylichkeit irre geleitet wird, auch in der deutschen Uebersetzung dieser beiden Theile wiedergefunden zu haben. Wir wollen ein paar Proben, wie sie uns eben in die Augen fallen, hersetzen. Die erste ist aus den Briefen II. B. 1. v. 118. sq.

„Was jedoch dieser Taumel und diese kleine Raserey (die Begierde Verse zu machen) für Gutes schaffe, kannst du daraus schließen. Nicht leicht ist ein Dichter geizig; Verse liebt er, Verse sind seine einzige Beschäftigung; zu Unglücksfällen, zur Flucht seiner Sklaven, zu Feuerbrünsten lacht er nur, denkt nie auf ein Schelmstück wider seinen Freund oder jungen Mündel; lebt von Hülsenfrüchten und schwarzem Brod. Ist er gleich feig und unbrauchbar im Kriegsdienste, so ist er dem Staate doch nützlich, wenn du anders zugiebst, daß dem Großen auch das Kleine nützen könne. Der Dichter bildet den zarten und stammelnden Mund der Knaben, schon jetzt wendet er ihr Ohr von pöbelhaften Reden weg; sofort bessert er ihr Herz durch freundschaftliche Lehren, und warnet sie vor rauhen Sitten, Misgunst und Zorn: er ist der Herold rühmlicher Thaten, unterrichtet die werdenden Zeiten durch bekannte Beyspiele und tröstet den Dürftigen und den Bekümmerten. Woher sollten die keuschen Knaben und unschuldigen Mädchen Gebete lernen, hätte uns die Muse nicht Dichter gegeben? Um Hülfe flehet der Chor, und fühlt sich von den Göttern erhört: durch vorgeschriebene Lieder, die ihrem Ohre schmeicheln, erbittet er die Wasser des Himmels, wendet Seuchen ab,

ab, und verjagt drohende Gefahren, erlangt Frieden, und ein an Früchten reiches Jahr. Durch Lieder werden die himmlischen, durch Lieder die unterirdischen Götter versöhnt."

Noch eins: zehnter Brief, an den Aristius Fuscus, der ein Lob des Landlebens enthält.

„Den Liebhaber der Stadt, den Fuscus, grüße ich Liebhaber des Landes, die wir nur in dieser einigen Sache einander sehr unähnlich, in allen andern fast Zwillinge sind, und aus brüderlicher Gesinnung zu einerley Sachen, einer, wie der andere, Ja, oder Nein sagen, ein paar alte und bekannte Täuber. Du bleibest im Neste, ich lobe mir die Bäche des anmuthigen Landes, und die mit Moos überzogenen Felsen und den Wald. Was fragst du lange? Ich lebe auf, und bin ein König, sobald ich das verlassen, was ihr einstimmig bis an den Himmel erhebt; und wie einem entlaufenen Priestersklaven, ekelt mir vor den *) Opferkuchen. Brod will ich haben, das mir nun lieber ist, als Honigfladen. Wenn es Pflicht ist, der Natur gemäß zu leben, und für ein neues Haus vor allen Dingen ein guter Platz ausgesuchet werden muß: weißt du einen bessern Ort, als das glückliche Land? Ist ein Ort, wo die Winter gelinder sind? wo holdere Luft der Wuth des Hundes und den Anfällen des Löwens Einhalt thut, wenn er rasend auf die brennende Sonne getroffen? Ist ein Ort, wo neidische Sorge den

*) In den Häusern der Priester waren wegen der vielen Opfer, die mit Honig versüßten Kuchen eine gemeine Speise.

den Schlaf weniger unterbricht? Riecht, oder glänzt das Gras schlechter, als ein Fußboden von libischem Marmor? Drängt sich in der Stadt durch Bley reineres Wasser, als in einem abhängigen Bache murmelnd dahin eilet? Legt ihr doch selbst zwischen bunten Marmorsäulen Wälder an, und lobet ein Haus, welches eine weite Aussicht auf das Feld hinaus hat."

„Treibe die Natur mit Prügeln aus, sie wird doch immer wieder zurück eilen, und unbemerkt durch alle erkünstelte Feinheiten sieghaft hindurch brechen. Wer ächten Sidonischen und den zu Aquinum nachgemachten Purpur nicht aus einander zu kennen weiß, wird keinen gewissern und herzempfindlichern Schaden leiden, als wer das Falsche von dem Wahren nicht unterscheiden kann. Wer sich seines Glückes allzusehr gefreuet, den werden widrige Umstände erschüttern: wirst du etwas bewundern, so wirst du es ungern verlieren: fliehe das Große: auch unter einem armen Dache kannst du glücklicher leben, als Könige, und der Könige Freunde."

„Ein im Kampf geübter Hirsch trieb ein Pferd immer von der gemeinschaftlichen Weide ab, bis endlich dieses, in dem langwierigen Streite unterliegend, den Menschen um Hülfe anrief, und den Zaum annahm. Nachdem es aber vom besiegten Feinde übermüthig zurückkam, konnte es den Reuter nicht mehr vom Rücken, den Zaum nicht aus dem Maule bringen. So wird, wer aus Furcht vor der Armuth die Freyheit aufgiebt, die edler ist, als Gold, zu seiner Pein einen Herrn tragen, und ewig dienen müssen, weil er die Kunst nicht versteht, mit wenigem zufrieden zu seyn. Paßt unser Vermögen nicht für uns,

so

so ist es, wie mit einem Schuh, der wenn er für den Fuß zu groß ist, fallen macht; wenn er zu klein ist, drückt. Sey weise und lebe mit deinem Zustande zufrieden, Aristius, laß auch mich nicht ungetadelt, wenn du glaubst, daß ich mehr sammle, als nöthig ist, und daß ich nicht aufhören kann. Das zusammengebrachte Geld ist entweder seines Besitzers Herr oder Knecht: von Rechtswegen aber muß es am Stricke *) folgen, nicht am Stricke führen. Dieses schrieb ich dir hinter dem verfallenen Tempel der Vacuna **) vollkommen vergnügt, ausgenommen, daß du nicht bey mir warest."

Schwerlich wird man diesen Stellen, so wie dem Ganzem, die Uebersetzung ansehen. — Daß indessen hin und wieder kleine Flecken abzuwischen übrig bleiben, geben wir gerne zu; und wo ist die Uebersetzung in der Welt, die nicht etwas zu verbessern übrig läßt? Doch wir haben darüber schon beym ersten Theile unsere Meynung gesagt. Um aber auch hier einen Beweis zu geben, daß wir beide Theile der Uebersetzung mit Aufmerksamkeit durchlesen, wollen wir ein paar Kleinigkeiten anzeigen, in welchen uns die Uebersetzung nicht ganz Gnüge geleistet hat. Serm. II. Sat. I. 61. metuo majorum ne quis amicus Frigore te feriat: ich fürchte einer deiner mächtigen Freunde werde dich kalt machen, anstatt: dich durch seinen Kaltsinn tödten. Ohne Zweifel hat sich der Uebersetzer durch die Anmerkung des Baxter,

*) Von Thieren, die am Stricke geführet werden.

**) Eine Sabynische Göttinn, von welcher ein alter Tempel auf Horazens Landgute war.

Baxter, der so geneigt ist überall Zweydeutigkeiten zu finden, irre machen lassen. Serm. I. Sat. IV. iustum sit nec ne poema: wird in der Uebersetzung aus Versehen auf die Comödie gezogen: es hängt mit genus hoc scribendi der folgenden Zeile zusammen und geht auf die Satyre. In Ansehung einzelner Ausdrücke werden sich vielleicht hin und wieder Stellen finden, welche bald die Kürze, bald die Stärke und das Poetische des Originals nicht erreichen. z. B. Ep. I. III. 26. locus effusi late maris arbiter: ein Ort, der eine weite Aussicht ins Meer hat. Serm. I. Sat. III. 34. denique te ipsum concute, untersuche dich vielmehr selbst, drückt nicht die komische Nebenidee des concute aus, vielleicht könnte man sagen, beleuchte dich nur sebst. Ausdrücke, die uns nicht edel genug geschienen haben. z. E. Serm. II. Sat. V. 72. accedas socius: mache Kameradschaft mit ihnen, für: mache gemeine Sache mit ihnen. Serm. I. Sat. VI. 17. Stupet: Maul und Nase aufsperrt für: staunt. Sat. I. 22. tam facilem dicat, sich hoch vermessen, er wolle ꝛc. Sat. III. 52. plus aequo liber: ein gar zu freyes Maul. Serm. II. Sat. VI. 69. seu quis capit acria fortis pocula: nachdem einer entweder große Humpen vertragen kann.

Bey der Uebersetzung des Horazischen Gedichts von der Dichtkunst fiel uns ein, ob sich die Verf. nicht die Mühe ersparen können, sie noch einmal zu übersetzen, da uns Herr Ramler (in der neu-

sten

sten vierten Ausgabe seines Batteux) eine so vortrefliche geliefert, daß man sich schwerlich schmeicheln darf, es besser zu machen. Aber vermuthlich geschah es aus Bescheidenheit, sich nicht eine fremde Arbeit zueignen zu wollen. Zum Beschluß erinnern wir nur noch, daß die Uebersetzer unsern Wunsch erfüllt, und diejenigen Stellen, welche wegen gewisser Anspielungen auf gottesdienstliche, bürgerliche und einzelne Umstände unverständlich gewesen seyn würden, durch kurze und deutliche unter dem Text gesetzte Anmerkungen erläutert haben.

VII.

Theorie der Gartenkunst von C. C. L. Hirschfeld. Leipz. 1775. 8. 228. Seiten.

Der Verfasser gab bereits vor zwen Jahren Anmerkungen über die Landhäußer und Gartenkunst heraus, die wir auch angezeigt haben. Es war gleichsam die Einleitung zu einer weitläuftigern Abhandlung, womit er jetzo das Publikum beschenkt. In jener wurden die bisherigen Vorurtheile in der Anlage der Gärten aus dem Wege geräumt; diese soll nunmehr zeigen, wie man dabey nach richtigern Grundsätzen zu verfahren hat, und wie man dem reinen natürlichen Geschmack folgen soll. Die wahre und schöne Natur muß hier das vornehmste Muster geben; die Einbildungs-

dungskraft kann ihr zu Hülfe kommen, aber sie darf sich nie allein zur Meisterinn aufwerfen.

Gärten oder Parks nach dem jetzigen englischen Geschmack lassen sich nicht so in Kupfer bringen, wie man die Gärten der französischen Lustschlösser gestochen hat, und wie viele Gärten im bisherigen französischen Geschmack, die von Blondel und andern angegeben sind. Dieß sind reguläre Figuren, und noch regelmäßigere Formen auf einer Fläche gezeichnet. Freye und edle Anlagen lassen sich hingegen der Natur besser selbst absehen. Die englischen Parks sind durch Kunst verschönerte Landschaften, die aus vielen Theilen bestehen, und sich nicht wohl weder im Ganzen, noch im Grundriß, wie jene Gärten, vorstellen lassen: wenigstens würde man allemal nur schwache Begriffe von der Wirkung des Ganzen dadurch bekommen.

In den vorläufigen Anmerkungen über die Gärten der Aeltern und Neuern hat Hr. H. eine kurze Geschichte der Gärten gegeben, und den National-Geschmack in Holland, Frankreich, Italien und England gezeigt. Die Gärten der deutschen Fürsten sind bisher meistens eine Nachahmung der Franzosen gewesen; nur seit einigen Jahren hat man angefangen an einigen Orten, z. E. in Gotha, Dessau und Cassel das Vorurtheil für Paris bey Seite zu setzen, und Anlagen von edlerem und natürlicherm Geschmack zu machen.

Der Verf. nimmt drey Arten von Gärten an: **Parks, Gärten im eigentlichen Verstan-**

de und kleine Lustgärten, dergleichen man bey Häusern in Städten und Vorstädten hat. Die Parks sind Landschaften im heroischen Stil, wo alles von der Natur und Kunst entlehnt ist, und von dem, was sie Großes haben: Berge, Felsen, Waldung, Wasserfälle, Flüsse, Ruinen, Tempel, Pyramiden, Grabmale, Brücken ꝛc. Für diese hat der Ritter Whately in seinen Betrachtungen über das heutige Gartenwesen *) eine schöne Anleitung gegeben. Unser Verf. schränkt sich in gegenwärtigem Werke bloß auf die Gärten im eigentlichen Verstande ein. Für die kleinen Lustgärten lassen sich keine Regeln von besondrer Erheblichkeit geben; man überläßt sie der Willkühr des Eigenthümers, weil ihr Raum zu eingeschränkt ist, um viel darinn anbringen zu können. Sie bestehen meistens aus einigen Spaziergängen und Bluhmen: inzwischen lassen sich doch auch gewisse allgemeine Regeln von den Gärten im eigentlichen Verstande darauf anwenden. Von den letztern fodert der Verf., daß sie vermittelst der Kräfte ihrer Gegenstände recht fühlbare Eindrücke auf die Sinne und die Einbildungskraft machen, und dadurch eine Reihe lebhafter und angenehmer Empfindungen erwecken sollen.

Aus diesem Grundsatze zieht der Verf. zwey Hauptgesetze für den Gartenkünstler. Einmal muß er solche Gegenstände der schönen Natur sammeln, welche die angegebnen Wirkungen vorzüg-

*) Man sehe den 14. Band, S. 265 dieser N. Bibl.

züglich hervorbringen, und sie in solche Anordnung bringen, daß dadurch ihr Eindruck verstärkt werde. Zweytens: weil der Garten, als ein Werk der Kunst und des Genies, die Phantasie stärker bewegen soll, als ein bloß der Natur überlassener Grund, so soll der Künstler den Eindruck der natürlichen Gegenstände, die er mit Geschmack gesammlet und verbunden hat, dadurch heben, daß er übereinstimmende künstliche Gegenstände darunter mische, und mit dem Ganzen verknüpfe. Hieraus werden alle Regeln, denen die Gartenkunst folgen muß, hergeleitet.

Zuerst betrachtet Hr. H. die Gegenstände der schönen ländlichen Natur überhaupt. Es kömmt auf die Lage und den Ort an, wo sie sich befinden. Heiterkeit und Anmuth herrschet auf den Anhöhen, Einsamkeit und Ruhe bey der Vertiefung; auf jener das Offene und Freye, auf dieser das Verschlossene und Melankolische. Darnach muß der Künstler auf die Eigenschaften der Gegenstände merken, woraus Gartenmäßige Vollkommenheit entspringt. Darunter steht die Größe oben an. Wir lieben Ausdehnung und Freyheit; je größer also der Garten ist, desto langsamer sättiget er unsre Einbildungskraft, und desto mehr entfernt er den Ekel. Mit der Größe ist die Mannichfaltigkeit verbunden, durch deren harmonische Verbindung der schönste Gartenplatz entsteht: diese Mannichfaltigkeit ist unserm Geiste noch fast unentbehrlicher, als jene. Beide erhalten

ten aber ihre letzte Vollkommenheit durch die Schönheit.

Die landschaftliche Schönheit setzt der Verf. in Farbe und Bewegung. Es wird den englischen Parks mit Recht vorgeworfen, daß sie zu wenig darinnen auf die Bluhmen sehen, deren prächtige und abwechselnde Farben den Reiz der Natur doch so sehr erhöhen. Desto mehr aber wissen die Engländer aus den Mischungen des verschiednen Grüns der Bäume Vortheile zu ziehen, und ihren Parks, oder dem Gemälde ihrer Landschaft, Abwechselung und Haltung, durch richtig angebrachte helle und dunkle Parthien, zu geben, und durch die Bäume gleichsam Schattirungen oder Uebergänge vom Hellen zum Dunklen zu bewirken. Die sechs Regeln, welche dazu gegeben werden, enthalten das Hauptsächlichste, was sich davon sagen läßt. Unter der Bewegung wird zum Theil das verstanden, was der Maler die Staffirung der Landschaft nennt. Der Gartenkünstler sehe also zu, daß er Aussichten auf Viehweiden, auf Landstraßen, auf Felder, die gebauet werden, anbringe. Hieher gehöret auch das Wasser, es sey ein Fluß, oder ein Bach, oder ein Wasserfall. Dieß Element ist ein sehr nöthiges Stück zur Schönheit eines Gartens.

Die Neuheit und das Unerwartete ist ein andrer wichtiger Umstand bey der Anlage eines Gartens. Daher soll dieser nie so gemacht werden, daß man den Plan des Ganzen auf Einmal übersehe. Je weniger man erräth, desto lebhaf-

ter bewegt die plötzliche Erscheinung. Doch müssen die Gegenstände, Lagen und Aussichten, womit der Künstler überraschen will, gut gewählt, nicht gemein, und für den Garten schicklich seyn. Diese Wirkungen erhält man auch oft durch den **Kontrast** verschiedener Gegenstände, doch schickt sich solcher mehr für große Parks, als für die Gärten, wovon hier eigentlich die Rede ist. Den Kontrast kann man leicht übertreiben, wovon wunderliche Beyspiele aus **Chambers** Gartenkunst der Chineser angeführt werden.

Im zweyten Abschnitte kommt der Verf. der Hauptsache immer näher, und handelt von der **Anlage, Ausbildung, und Verbindung der natürlichen Gegenstände** auf einem Gartenplatz. Eine vollkommene Ebene, wie sie die ehemaligen Gartenkünstler in Frankreich verlangten, ist freylich zu einem Garten, nach dem englischen Geschmack, eben so wenig recht geschickt, als eine platte Landschaft viel Abwechselung darstellt. Anhöhen und Vertiefungen haben in der Natur allemal mehr Reize: doch muß das Genie auch eine Ebene nutzen können. Mit Recht finden wir hier die Warnung, sich der Verwüstungen so viel möglich zu enthalten. Eine bejahrte Eiche verdient, daß der Plan nach ihr eingerichtet werde, weil die Natur schon etwas Ehrwürdiges hervorgebracht hat, das der Pflanzer nicht erzwingen kann, und das sonst erst Urenkel in der Vollkommenheit sehen.

Es hat uns gefallen, daß der Verf. die geraden Alleen nicht nach Art der Engländer ganz

verwirft. Eine schöne Allee in der Nähe des Landsitzes hat allemal viel Edles und Reizendes. Warum will man alles regelmäßige so ganz aus dem Garten verbannen? Die wilden Promenaden sind entferntere Theile des Gartens, warum kann nicht ein gerader schattichter Gang, aus dem man ein, lauter liebliche Gerüche ausduftendes Bluhmenparterre übersieht, um solches herum führen? Ist dieß widersinniger, als wenn der englische Lord in einen Park chinesische Thürme, türkische Moskeen, römische Obelisken, und gothische Kirchen zusammenhäuft? Hingegen wird mit Recht getadelt, wenn man die Bäume, in Pyramiden, Bluhmentöpfe, Stühle, Hähne, und andre ungereimte Gestalten zwingt. Nicht viel besser sind die Logen, Theater, Säle, und was man sonst in französischen Gärten sieht.

Zuweit gehet der Engländer auch, wenn er die Obstbäume ganz verbannet, und der Franzose, wenn er einen besondern Obstgarten anlegt. Wir zweifeln gar nicht, daß der Künstler, wie Hr. H. vorschlägt, viele Mannichfaltigkeit dadurch zuwege bringen könne. Er geht darauf die verschiednen Arten durch, wie das Baumwerk zu nutzen sey, entweder in kleinen Gruppen, in Lustwäldchen oder Haynen, und in Wildnissen; und für jede werden einige gute Regeln gegeben.

Daß die Bluhmenparterre, die einen Namenszug oder dergleichen vorstellen, verworfen werden, versteht sich von selbst. Sehr artig sind die Vorschläge,

 wie

wie die Bluhmen auf den Parterre zu ordnen, daß sie eine Schattirung hervorbringen; ein neues Studium für die Gärtner, darvon noch bisher wenig gedacht worden, wodurch sich aber allerdings angenehme Wirkungen hervorbringen lassen. Wir übergehen, was von der Anwendung des Wassers in Gärten gesagt wird, und erinnern nur, daß in einen Garten, nach englischem Geschmack keine Springbrunnen gehören, womit in Versailles so unausstehlich getändelt worden, und woraus die Italiener sonst so viel Wesens machten.

Der letzte Abschnitt von den künstlichen Gegenständen auf einem Gartenplatze, wird hier nur kurz abgehandelt, weil der Verf. bereits in den Anmerkungen über die Landhäuser seine Gedanken darüber mitgetheilt hat. Dahin gehören, Gebäude, Ruinen, Grotten, Brücken, Statuen, Monumente, Inschriften, Wasserkünste ꝛc.

Am Schlusse sind noch einige Betrachtungen über einen Wintergarten angehangen. Angenehm ist es allerdings, wenn bey einem Landsitze, wo sich der Eigenthümer auch im Winter aufhält, ein Theil des Gartens zu diesem Endzwecke eingerichtet würde. Der Engländer hat bey seinem gelinden Clima in diesem Stücke große Vorzüge, und noch mehr der Italiener. In Sachsen würden dergleichen Anlagen allerdings viele Einschränkungen leiden. Ein solcher Platz müßte für rauhen Winden geschützt seyn, offene der Sonne ausgesetzte Gänge haben, und mit immergrünenden Bäumen, z. E. mit Fichten, Tannen, und verschiednen, zu unsern

Zeiten

Zeiten aus Amerika eingeführten Cedern und Cypressen besetzt seyn, welche unsre Winter ausdauren. In manchen englischen Parks hat man dergleichen Winterpartien angelegt; da wir aber noch in ihrer Art der Gartenkunst überhaupt so sehr zurück sind, so darf man sich auch nicht wundern, daß an dergleichen Wintergarten gar nicht gedacht worden.

VII.

Sendschreiben an einen Freund, das in Dresden neuerbaute Land- und Steuerhaus betreffend.

Theuerster Freund,

Sie verlangen von mir ein Urtheil über das in Dresden neuerbaute Land- und Steuerhaus; da es Ihnen bis jetzt nur von Leuten gepriesen worden, die Ihrer Meynung nach nicht Kenner genug sind, und vielleicht in ihrem Leben, wenigstens in Sachsen, kein schöneres Haus gesehen haben.

Ich danke Ihnen zwar für das gütige Zutrauen zu meiner Baukenntniß. Bedenken Sie aber, daß ich sie mir bloß auf meinen Reisen, durch aufmerksame Betrachtung herrlicher Gebäude, durch Umgang mit Künstlern, und hauptsächlich durch Lesung der neuesten Schriften über den Geschmack erwor-

ben habe. Werden also diese meine Kenntnisse hinreichend seyn, Ihnen eine Genüge zu thun? da es zumal so schwer ist, ein Haus mit Worten zu beschreiben; und ich Ihnen weiter nichts, als nur meine eigene Empfindungen davon sagen kann, die ein anderer Kenner vielleicht anders haben wird? Und was soll ich Ihnen eigentlich davon sagen? Ich weiß kein besser Mittel, als wenn ich das Aesthetische dieses Gebäudes vorzüglich in Betrachtung ziehe; denn in der That ist es bloß die ästhetische Kraft, die Kenner bewegt, einem Gebäude Beyfall zu geben; wenn andere, von schwachem Gefühl, ein Haus der Größe, der vielen Kosten, des Marmors, Schnitzwerks, der Malerey, und der Vergoldung wegen loben. Das alles findet sich an diesem Hause nicht; und gleichwohl wird es gerühmt. Sollte das nicht ein Beweis seyn, daß, nach Errichtung der hiesigen Kunstakademie, sich der gute Geschmack auch ins Publikum verbreitet habe? Und ist es nicht der Hofbaumeister und erste Professor der Baukunst, Hr. Krubsacius, der dieß Haus gebauet und seinen Zuhörern dadurch ein gutes Beyspiel gegeben hat?

Ich muß aber dennoch Ihnen vorher etwas von der Lage, Bequemlichkeit und Festigkeit dieses großen Hauses sagen, damit sie erkennen mögen, wie es ein seiner Bestimmung gemäßes Werk sey, das seinen eigenen Charakter trägt, der es von andern Werken der Baukunst gar sehr unterscheidet. Die Bestimmung war es, die ihm seine innerliche Größe und äußerliche Gestalt gab. Es sollten nicht nur die Landtagsversammlungen darinne gehalten

werden,

werden, sondern es sollte auch das ganze Obersteuercollegium darinne Raum haben. Hierzu nun ward der Platz des ehemaligen prinzlichen Palastes an der Ecke der pirnaischen Gasse, gleich am Thore linker Hand der großen Schießgasse, von hundert und dreyßig kleinen Schritten oder Ellen gegeben, dessen Lage Sie gar wohl kennen, und auch wissen, daß viele Bürgerhäuser besagter Schießgasse hinein greifen.

Es mußte daher, des Mittels halber, linker Hand, dem Scheine nach, ein besonderes Eckhaus davon abgeschnitten werden; also ist das eigentliche Landhaus hundert und zehen Schritte lang, auf etliche dreyßig Ellen bis an das Dach hoch, und auf beiden Seiten von wohlerbauten Bürgerhäusern begrenzet; wie man an vielen Orten sieht, da sogar die herrlichsten Kirchen in der Linie der Straßen stehen, und an Klostergebäude oder Bürgerhäuser stoßen.

Dieß ist die Lage des Hauses von vorne. Hinter ihm liegt ein großer Hof, mit hohen Brandmauern bürgerlicher Wohnhäuser seithalb eingeschlossen, die hinterwärts zu, nach der Moritzstraße, noch in der Asche liegen.

Hier haben sie schon einen Mangel des Hauses: daß nämlich sein Hof nicht mit Seiten- und Hintergebäuden umgeben ist. Soll ich Ihnen noch einen Wunsch des Publikums anführen, so ist es dieser: daß das Haus am Markte stehen möchte, damit man es von weitem sehen könnte. Dem ersten kann gar leicht abgeholfen werden. Man kann ja wohl den Hof durch Bäume, Hecken, Kalkmalerey und

Springwasser verschönern: und es können auch die Brandstellen gekauft, eine Gasse zur Durchfahrt im Mittel gelassen, und zwey schöne Eckhäuser auf der Moritzstraße erbauet werden. Das andere aber, daß das Haus nicht am Markte steht, ist kein Fehler. Wo findet man denn in alten Städten Raum genung, Kirchen und öffentliche Gebäude recht ins Auge zu stellen, ohne ganze Quartiere zu kaufen und einzureissen, wie es in Paris geschieht? Gemeiniglich ist der Platz gegeben, wie in Wien und andern Orten. Ist nun um deswillen ein Haus nicht schön, weil es in einer Gasse steht; so müßten der Eugenische Palast, und viele andere gar nichts taugen. Oder soll man der Gassen halber schlecht bauen; so würden unsere alten gothischen Städte nicht verschönert werden. Uebrigens ersehe ich doch aus dem Wunsche, daß das hiesige Publikum das wahre Gute fühlt und schätzet.

Das Haus bestehet in vier Geschossen. Im untern gewölbten Geschosse, vorne heraus, sind drey Cassenexpeditionen mit ihren festen Gewölbern jegliche von drey Zimmern befindlich; den übrigen Raum vorwärts, und nach dem Hofe zu, nehmen drey große Archivgewölber ein. Das Hauptportal steht in der Mitte: es ist zehen Fuß weit, und über zwanzig Fuß im Zirkelbogen hoch; durch dasselbe kommt man in ein großes Vorhaus, und gerade zur großen Doppeltreppe, die auf beiden Seiten in das andere und dritte Geschoß führet. Bey der Treppe vorbey geht die Durchfahrt in Hof. Das zweyte Geschoß ist lediglich zur Sessionsstube

des

des Collegiums, zu den Obersteuersecretariatsexpeditionen, und zur Buchhalterey bestimmt, die theils auf die Gasse, theils in den Hof gehen, und durch zween lange Mittelgänge von einander abgesondert sind. Zwey Vorhäuser, die an der großen Treppe liegen, führen in diese Gänge und zu allen den Zimmern. Hierzu liegen noch auf beiden Seiten zwo breite und bequeme Lauftreppen, die von unten bis unter das Dach gehen. Und da dieß Geschoß, der hohen Einfahrt halber, durchschnitten ist; so hängt es dennoch vermittelst einer Treppe, die unter der großen ganz unvermerkt hinüber geht, zusammen. Am Ende der großen Treppe liegt das dritte, oder sogenannte schöne Geschoß für die Landstände. Gleich beym Austritte derselben kommt man in eine Gallerie mit offenen Arkaden und Dockengeländern, die vom Treppenhause erleuchtet ist. Von da geht man in den Saal des engen Ausschusses der Ritterschaft, der fünf große Arkadenthüren hat, die auf einen steinern Austritt gehen, der mit Geländerdocken und Bilderstühlen eingefaßt ist. Beiderseits desselben liegen das Conferenzzimmer und die Canzley. Aus dem ersten rechter Hand kömmt man in einen langen Saal für die allgemeine Ritterschaft, der ebenfalls sein Conferenz- und Copistenzimmer hat; diese gehen um die Ecke der Schießgaße herum. Darauf folgen die Universitäten, und rückwärts wieder die Prälaten, Grafen und Herren in ihren nöthigen Zimmern; bis man in ein Vorhaus kömmt, das an die Gallerie der großen Treppe

stößt,

stößt, und daran noch die dritte Lauftreppe liegt, die bis ins oberste Geschoß führet. Auf der andern Seite linker Hand der Gallerie liegen wieder, ein Vorzimmer, ferner: der dritte Saal für den weiten Ausschuß der Ritterschaft und vorwärts noch andere große und kleine Deputations-Conferenz- und Kopistenzimmer, in die man aus dem Vorzimmer, oder von dem Mittelgange kommen kann. Es folget das obere vierte Geschoß, dahinauf die drey kleinern Treppen gehen. In diesem trifft man zweene mächtig große Säle an, deren Decken in das Häng- und Sprengwerk des Daches verschalet sind. Der größte liegt unmittelbar über der großen Treppe, und der andere, etwas kleinere, über dem Saale des engern Ausschußes und der Gallerie. Beide sind den bürgerlichen Landständen gewidmet. Zwey Vorhäuser und zween Mittelgänge führen wie unten, also auch hier, zu diesen und einer Menge andern Zimmern, die theils zum landtäglichen Gebrauch, theils für das Obersteuercollegium, theils aber auch zu Wohnungen verschiedener Steuerbedienten bestimmet sind.

Ich würde viel zu weitläuftig und Ihnen sehr beschwerlich seyn, wenn ich alle Zimmer nach der Reihe nennen wollte. Genug, daß ich nach Aussage derer, die sie täglich gebrauchen, Ihnen versichern kann, daß alle ihre gewünschte Lage, ihren Raum und ihr volles Licht haben: ja daß alle Treppen und Gänge hell und bequem sind: und daß unter sechzig Feueressen keine einzige bey stürmischem Wetter rauchet.

Was

Was die Festigkeit betrifft: so kann ich weiter nichts sagen, als daß das ganze Gebäude ein dauerhaftes Ansehn hat; und daß, wenn man hinein kommt, man das erste Geschoß gewölbt, und die Mauern sehr stark findet. Mithin ist die Festigkeit scheinbarlich daran beobachtet, die, wenn man sie nicht sogleich wahrnimmt, eine gewisse Beunruhigung verursachet, welche den Beyfall, den man sonst einem Hause geben würde, gar sehr vermindert.

Verzeihen Sie mir, werthester Freund! wenn ich mich zu lange bey der Beschreibung dieses Gebäudes aufgehalten habe. Ich komme nunmehr zu dem, was man Geschmack nennt, und was Sie vielleicht am liebsten wissen wollen.

Erinnern Sie sich, daß ich oben sagte: Es sey des Mittels halber nöthig gewesen ein Eckhaus scheinbarlicher Weise davon abzuschneiden; und so ist es auch geschehen, daß Jederman glaubt, es habe ein reicher Nachbar ein Haus darneben bauen lassen: Denn beide sind äußerlich von einander, auch in der Farbe, unterschieden, und hangen doch inwendig in einerley Geschoßhöhe, bis auf den Hauptsimms, der viel niedriger liegt, und ein deutsches Dach trägt, zusammen. Ich übergehe hierbey alle Beschreibung dieses Eckhauses, der Kürze halber, und sage nur soviel davon: daß es auf jeglicher Seite fünf Fenster, und auf der einen eine Thüre hat; keine Säulenordnung zeiget, und mehr in gutem italienischen als französischem Geschmacke erbauet ist.

Das eigentliche Landhaus aber bestehet aus zwo Säulenordnungen über einander, davon die

erste,

erste die zwey untern Geschoße in sich faßt. Im Mittel ist ein Vorsprung von fünf Fenstern und sechs freystehenden Säulen, die ihr Hauptgebälke und vorbesagten Austritt tragen. Die Säulendicke kann leicht drey Fuß seyn; ihre Höhe ist also stammmäßig und stark genung, ein steinernes Geländer zu tragen.

Hier muß ich Ihnen gleich die Gedanken einiger Kritiker sagen: Sie meynen, wenn dieß Geländer von Eisen und bis an die Kannte des Simmses vorgesetzt wäre; so würde dadurch der Austritt breiter geworden seyn, und man hätte gerade herunter auf die Gasse sehen können; auch wären von unten hinauf, vermöge des Durchsichtigen, die Arkadenfenster nicht so sehr verdeckt geworden. Diese Herren bedenken aber nicht, daß ein eisernes Geländer, wie eine geklöppelte Spitze und ein Kinderwerk auf so hohen und dicken Säulen gelassen haben würde, die im Stande sind, eine weit größere Last zu tragen. „Nun so hätte man die Säulen gar weglassen und den Austritt auf Kragsteine legen sollen.“ Allein fühlen Sie Selbst nicht hierbey das Irrige? Kragsteine sind eine gothische Erfindung. Man hat auf selbige Schnitzbilder und sogar Säulen gesetzt. Das sieht man ja heutiges Tages noch an dergleichen Gebäuden. Alles mußten die armseligen Kragsteine tragen. Wie würde sich denn das zu den Charakter eines öffentlichen Gebäudes geschickt haben? Ich lasse dergleichen Austritte auf Kragsteinen allenfalls bey einem bürgerlichen Hause gelten, und da könnten sie auch zur Noth auf eisernen Stützen ruhen, wie in der einen Altstadt von Paris,

ris, da fast alle Häuser dergleichen Austritte haben, und die man deswegen Isle des Balcons nennet.

Aber was meynen Sie? wenn sogar Einige behaupten: ein Austritt müsse nur eine, und nicht zwo Treppen hoch angebracht seyn. Vielleicht, weil es in Dresden bisher nicht anders gebräuchlich gewesen ist? Ein Austritt aber wird allemal in dem Hauptgeschosse angelegt. Liegt dieses nun zwo Treppen hoch, wie in den mehresten römischen Pallästen, so muß er daselbst seyn. Und wie kann man anders bauen, wenn man einen ansehnlich hohen Thorweg haben will? Solche Kritiken muß man sich gefallen lassen, wenn man an einem Orte etwas Neues und Besseres einführen will.

Bis hieher habe ich Ihnen nur die Meynung des Publikums anführen und zum Theil widerlegen wollen. Nun muß ich Ihnen aber auch meine Empfindungen über ein Paar Gegenstände sagen, um Ihr Urtheil darüber zu vernehmen. Ich bedauerte anfangs, daß die toscanische Ordnung nicht an dem ganzen Unterbau fortliefe; dieses hätte dem Gebäude unstreitig ein noch besseres Ansehn geben können. Sie herrscht aber nur bey der Vorlage der sechs freystehenden Säulen. Gesetzt nun, daß sie auch an den Rücklagen, wenigstens mit Wandpfeilern fort gelaufen wäre; so hätte ja das ganze Gebälke nachfolgen müssen; dadurch wären alle Fenster des zweyten Geschoßes verkürzet, und die Expeditionsstuben verdunkelt worden: oder, es hätte der Unterbalken jeglicher Säulenweite ausgeschnitten werden müssen, welches wieder gothisch gelassen hätte. Diese Be-

trach-

trachtung brachte mich wieder zurück. Aber hören Sie, wie der Baumeister sich geholfen hat. Er hat das beste Mittel erwählet: da er, in gleicher Linie mit dem Kranze des toscanischen Gebälkes, einen breiten Gurtsimms gezogen hat, und an allen Schäften, Lesseen weit vorspringen lassen, die oben scheidrecht zusammenhangen, und eine so scheinbare als wahre Verstärkung abgeben, besonders, da an ihnen das Merkmal großer Steine, nämlich das Bäurischewerk, zu sehen ist; welche Lesseen also den Mangel der Pilasters ersetzen, das Licht den Zimmern nicht benehmen, und dem ganzen Unterbau ein recht dauerhaftes Ansehn geben. Mich dünkt, daß er nach Sturms Lehre toscanisch genug aussieht. Und ich besinne mich, daß ich in Italien Paläste gesehen habe, daran nur die Mittel Säulen hatten, die Nebenseiten aber ganz glatt waren.

Hierzu kömmt noch, daß beide Reihen Fenster übereinander in Stichbögen gewölbt sind, und die untern dergleichen Verdachungen wider den Schlagregen haben, da die obern vom Gurtsimmse sattsam beschirmet werden. Diese erheben denn nun die glatte Wand zwischen den Lesseen auf eine angenehme Art, und verbinden die Bequemlichkeit und Stärke mit der Schönheit nach Maaßgabe der toscanischen Ordnung.

Ich könnte nun gleich weiter gehen und Ihnen das obere Theil des Hauses beschreiben. Allein, gönnen Sie mir immer das Vergnügen, Ihnen noch mehr von den Säulen zu sagen. Ihre runde glatte Gestalt, die Aehnlichkeit mit den Baumstämmen,

die

die uns die gütige Natur zum bauen darbietet, und das Angenehme im Schatten und Licht gefallen mir. Ich verlange aber auch, daß sie regelmäßig sollen angebracht werden. Hier sind sie es: denn sie stehen auf gedoppelten Zocken, anstatt der Stühle, in gutem Verhältniß und gehöriger Weite, mit einem fortlaufenden Hauptsimmse, und benehmen weder Licht noch Aussicht, weil sie an der Einfahrt und vor den Cassengewölbern stehen Das Einzige, was ich ebenfalls anfangs daran aussetzte, war dieses: daß sie toscanisch waren. Ich hätte sie lieber dorisch gewünscht, weil die ionische Ordnung unmittelbar darauf folget: und weil ich die dorische ihres männlichen Ansehens und ihres Gebälkes halber ungemein liebe. Allein die letzte Woche vor dem Landtage erschien nach und nach eine Aufschrift von großen, stark vergoldeten Buchstaben in dem Borten, die an einem dorischen Gebälke, der Dreyschlitze halber, nicht hätte stehen können. Sogleich sah ich die Nothwendigkeit der toscanischen Ordnung ein, indem ich bey mir selbst gedachte: wäre auch zu diesem Endzweck die ionische mit ihren glatten Borten und darüber die römische oder korinthische erwählet worden; so hätte das Gebäude den Charakter eines Canzelleyhauses verloren, und das Ansehn eines Palastes gewonnen, welches wider die Absicht gewesen wäre. Hier sind die abgekürzten Worte der Aufschrift, die auf einer Zeile steht, und, wie Sie wissen, von unserm würdigen Ernesti herrührt, deren Ergänzung ich Ihnen überlasse:

 CVRIA,

CVRIA. ORDD. SAX. FRID. AVG. EL. P. P. FAC. CVRAV. MDCCLXXV.

Nunmehr folgt die obere ionische Pilasterordnung, die das schöne oder Hauptgeschoß, und noch ein Halbgeschoß in sich faßt, von der ich über das, was im Vignola davon steht, noch dieses sagen kann: daß das antike Schneckenkapitäl auf allen Pilastern angebracht ist, da sich sonst alle heutige Baumeister des Scamozzi seines bedienen. Die Schnirkel sind daran herausgewunden, damit sie über den Eyern hängen können. Es sind auch alle Zähne oder Lattenköpfe im Giebel winkelrecht mit dem schrägen Simmse eingeschnitten, wie es Vitruv verlangt; da sonst die Franzosen selbige winkelrecht mit dem horizontalen Simmse einschneiden, welche in meinen Augen häßlich lassen, weil sie schief und länger als die andern sind, und weil es nicht möglich ist, Latten in dieser Richtung auf Sparren anzunageln. Aber noch eins muß Ihnen sagen, nämlich: daß, ungerechnet der Hauptzocke dieser Ordnung, welche Brüstungshöhe hat, unter jeglichem Pilasterfuße noch eine niedrige Zocke stehet. Vermuthlich hat der Baumeister nicht das Verhältniß des Wandpfeilers, wie Eines zu Neune überschreiten oder an der Höhe der Stockwerke etwas abbrechen wollen: Denn verbreitern konnte er ihn nicht, weil sonst die Fenster schmäler, mithin auch niedriger geworden wären: und die Pilasterweiten konnte er nicht vergrößern, weil ihm die Länge des Hauses gegeben war: und diese die Anzahl der Fenster, nach verlangter innern Bequemlichkeit und der

Sän-

Säulenordnung, aufs genaueste bestimmet. Auch ist hieraus der Vortheil entstanden, daß das Brustgeländer des Austrittes die Pilasters nicht zu sehr verdecken kann. -- Die Vorlage von den fünf Bogenthüren des Austrittes und so viel kleinen Fenstern darüber deckt ein großer dreyeckigter Giebel; da die beiden Rücklagen, von sieben großen Fenstern lang, ansehnliche Dachfenster an einem Mansardendache über sich haben. Bey der Verkröpfung dieser Vorlage muß ich wieder gedenken, daß sie nicht aus ein und einem halben, oder aus viertheils Pilastern bestehet, wie ich es sonst in vielen Kupferstichen gesehen habe. Die Franzosen nennen sie pilastres mangés, verschluckte Pilasters. Sie stammen noch aus der gothischen Bauart her und sind nicht auszurotten, nachdem sie Borommi in Italien wieder aufgewärmet hat. Hier aber macht ein ganzer Pilaster die Ecke der Vorlage, und ein ganzer steht mit voller Ausladung des Knaufes neben ihm an der Rücklage, ehe das Fenster mit der Verdachung kommt. So baueten die alten Römer.

Diese Pilasters springen weit vor, und geben einen kräftigen Schatten. Das wäre aber wohl das Wenigste. Ich finde noch eine andere Hauptursache ihres kräftigen Vorsprungs. Es ist ganz gewiß der geraden Fensterverdachungen halber geschehen: denn diese laden nicht vielmehr aus, als jene. Das macht denn nun, daß ihre spitzige Schlagschatten niemals über die Pilasters streifen, sondern allemal, auch beym Aufgange der Sonne, auf die Leibung der Mauer fallen. Ueberdieß

 sieht

siehet man kein anders Simmswerk am ganzen Hause, als das Gurtgesimmse und den Hauptsimms über die Pilasters und Säulen vorragen, wenn man von weitem auf der Gasse gegangen kommt: das läßt groß. Sobald man aber näher kommt, so entdeckt man nach und nach die Kleinigkeiten; und im Mittel übersicht man alles. Und dieß ist eben das Unverhofte, das jeglichem gefällt. Wer weiß, ob das Landhaus so überraschen würde, wenn es am Ende einer langen Straße oder am Markte stünde, und man in einer geraden Linie darauf zu gehen könnte. Diese und dergleichen Regeln, sammt den Verhältnissen, tragen meines Erachtens ungemein viel zum guten Geschmack bey.

Das große Giebelfeld ist gar nicht viel verziert. Im Mittel steht eine Lucarne, die zu Erleuchtung des obern Saales unumgänglich nöthig ist: diese ist mit Lorbeergehenken seithalb behangen, zwischen denen zween große Palmenzweige übers Kreuz stecken, und sich in die Winkel ausbreiten. Das sind nun alle die außerwesendlichen Zierrathen dieses Gebäudes, an dem man sonst weder ein Püpchen, noch ein Blümchen siehet; und dennoch findet es jedermann schön.

Nun, werthester Freund! will ich Sie ins Haus selbst führen. Sobald man hinein tritt, sieht man ein großes Vorhaus, dessen Felderdecke von zwo Reihen zwey Geschoß hohen ganz frey stehenden dorischen Säulen unterstützt ist, die auf Würfeln stehen und ihren Unterbalken und Borten tragen. An dem Borten sind Dreyschlitze und Zwischen-

schentiefen richtig eingetheilet, und an den Feldern der Decke ragen große antike Rosen in vertieften Füllungen hervor. Die Wände haben ihre Wandpfeiler mit ihren wesentlichen Kennzeichen, die auf die Säulen zu treffen: und unter den oberrunden Fenstern, die ringsherum zur Erleuchtung verschiedener Theile des Hauses angebracht sind, hängen Lorbeergehenke. Das ist der ganze Anputz des Vorhauses.

Hinterwärts kommt man gerade durch zwey Bogenöfnungen, die kaum zehn Fuß weit hinter einander stehen, und eben so weit als das Portal, aber nicht so hoch sind, ingleichen durch zwey kleine Nebenöfnungen, wie durch einen Triumphbogen, zur großen Treppe, die in einem ablangen und an Ecken abgerundeten Raume liegt. Sie ist ziemlich breit, und geht auf beiden Seiten an der ganzen Wand in das Hauptgeschoß herum, wie ich bereits gesaget habe. Ihr Antritt ist den beyden Nebenöfnungen entgegen, und schwingt sich seitwärts herum, und ihr gemeinschaftlicher Austritt endigt sich vor der Gallerie über der Durchfahrt. Ohngeachtet sie nun auf einer ansteigenden Mauer ruhet, so ist diese dennoch mit Thüren und Fenstern, und besagten Oefnungen, dergestalt durchbrochen, daß sie leichte genung aussiehet, und mir besser gefällt, als eine französische Treppe nach dem Steinschnitt, die ohne die mindeste Unterstützung an der Wand zu kleben scheinet. — Ueberdieß ist sie auch sehr bequem, nicht nur darum, weil ihre Stufen lang und breit, aber nicht hoch

 sind,

sind, sondern weil sie von unten an, vier große Ruheplätze bis ins zweyte Geschoß, und von da, noch drey Ruheplätze bis an den Austritt, zusammen also sieben Flötze hat, welche die Anzahl von sechs und funfzig Stufen theilen. Ihr Geländer bestehet aus eisernen Schnörkel- und Laubherzügen nach einem guten Muster, die in den Winkeln, nach französischer Art gewunden, sich angenehm in die Höhe ziehen, und wieder in geraden und schrägen Linien fortlaufen, bis sie beym Austritte an zwey Bilderstühle stoßen, auf welchen Kinder stehen, die Laternen tragen. Weiter siehet man keine sonderliche Verzierung der Treppe, außer einigen Palmenzweigen und Lorbeergehenken über den Oefnungen, die sich zur untern dorischen Ordnung gar wohl schicken. Oben aber erhebt sich das Treppenhaus noch auf neunzehn Fuß, so hoch nämlich, als das Hauptgeschoß ist, und zeigt die ionische Ordnung, mit dem modernen Knauf auf den Wandpfeilern. Es ist ringsherum mit sechzehen großen Arkadenöfnungen und vier Nischen und Vasen umgeben; an deren Schäften besagte Wandpfeiler mit ihrem Unterbalken auf einer herumlaufenden Zocke stehen. Dieser große Treppenraum nun, dessen wohlverhaltende Höhe, die gar gerne acht und vierzig Fuß betragen mag, und der von dreyzehn großen Fenstern erleuchtet ist, ja die angenehme Gestalt der Treppe selber, besonders die dorischen Säulen vorher; geben dem Eingange Schritt vor Schritt, sowohl vor als hinter- und seitwärts ein prächtiges Ansehen.

Hat

Hat einem die Ansicht des Hauses gefallen, so überraschet der Eingang, und wenn man dadurch kömmt, die große Doppeltreppe noch mehr. Wäre nun dieses Haus ein fürstlicher Palast, und man käme auf so einer Treppe in die Vorzimmer, Säle, Prunkzimmer, Schlafzimmer und Kabinetter, da immer eines schöner, gezierter und kostbarer als das andere wäre; so könnte man gar wohl in Entzücken gerathen.

Erinnern Sie Sich noch, wie ich vielmals freundschaftlich mit Ihnen stritt, wenn Sie behaupteten: die schöne Baukunst könne, wie die Malerey, Tonkunst und andere schöne Künste, hinreissen? Jetzt zweifele ich selbst nicht daran: wenn sie nur von einem Baumeister angegeben und sorgfältig ausgeübet wird, der die Regeln des Geschmackes in seiner Gewalt hat, und sie vertheilen kann, wohin er will. Aber wo finden wir denn viele Gebäude, daran das Aeußere dem Innern, und dieses wieder jenem stufenweis zusaget? Siehet man nicht vielmehr in allen Städten Deutschlands Häuser, die den Palästen von außen und den Gefängnissen von innen gleichen: und andere, die auswendig wie Kornhäuser und inwendig wie Paläste aussehen; zu geschweigen die übrigen, die weder Ansehn noch Bequemlichkeit haben. O! wie viele Jahre, ja vielleicht Jahrhunderte werden noch erforderlich seyn, den guten Geschmack der Baukunst, so wie in Dresden, überall auszubreiten. Das ist eben

das, was Sulzer in seiner allgemeinen Theorie der schönen Künste haben will, daß sie zugleich den Verstand nähren, und die Völker sittlicher machen sollen.

Endlich muß ich Ihnen noch etwas von der Ansicht der Hofseite sagen: Sie ist schön, aber nach einem andern Geschmack. Hier finden Sie keine Anzeige einer Säulenordnung, ausser am Portale. Dieses hat zwo toscanische Wandsäulen mit ihrem Gebälke, die eben so hoch und stark als die äusserlichen sind. Mir scheinen sie mehr zur Verstärkung der Stirnwand als zur Zierde zu dienen. Das Erste ist der hohen Treppenmauer höchst nöthig gewesen, ihr Daseyn aber läßt zufälligerweise recht hübsch. Die größte Schönheit aber bestehet meinem Erachten nach, in dem mittlern großen Vorsprunge und den beiden kleinen Vorsprüngen, die an ihn seithalb stoßen; weil sie ein gutes Ansehn geben, und eine angenehme Abwechselung in Schatten und Licht verursachen. Die Doppeltreppe, die unmöglich im Hause Platz haben konnte, verursachet eben den großen Vorsprung mit abgerundeten Ecken; und die beiden seithalb liegende Vorhäuser, verursachen die kleinern, die nur ein Fenster breit sind, aber desto weiter von der Rücklage vorspringen, zu der noch auf jeglicher Seite fünf Fenster mit breiten Schäften übrig bleiben. Anstatt einer Säulenordnung haben die Schäfte Lesseen, und an den Rücklagen sind gar keine. Die beiden untern Geschoße haben das Bäurischewerk mit dem gehörigen

rigen Gurtsimmse: die beiden obern aber sind glatt, jedoch mit Fensterverdachungen und Füllungen verziert. Der Hauptsimms ist groß und ansehnlich, und wenn es nach den Gliedern gehen sollte, könnte man ihn zur dorischen Ordnung rechnen. Außerdem ist diese Ansicht ein Beweis, daß ein Haus auch ohne Säulenordnung schön seyn kann, wenn nur gute Verhältnisse und eine edle Einfalt daran herrschen.

Finden Sie also nicht, bester Freund! daß dieses Haus wohl verdient, gesehen zu werden? Die Risse davon würden Ihnen das Ganze auf einmal übersehen lassen; sie sind aber nicht zu haben. Und ich wundere mich, daß dergleichen Werke der Baukunst nicht sogleich in Kupfer gestochen werden, wie in Paris. Sachsen ist voller schönen Landhäuser und Gärten, und gleichwohl siehet man noch keine Sammlung davon, wie von andern Ländern. Da ich Ihnen also keinen Riß von dem neuen Land- und Steuerhause senden kann, so bitte ich, meine Beschreibung so lange für wahr anzunehmen, bis Sie künftiges Jahr Selbst nach Dresden kommen. Alsdann will ich mich Ihrem Urtheil willig unterwerfen und mich, wo ich zu viel gelobt oder getadelt habe, eines bessern belehren lassen.

IX.

Vermischte Nachrichten.

Petersburg. Im Verlage C. W. Müllers ist auf 84 S. erschienen, und in der Dykischen Buchhandlung zu haben: Beschreibung aller Nationen des Russischen Reichs, ihrer Lebensart, Religion, Gebräuche, Wohnungen, Kleidungen, und übrigen Merkwürdigkeiten, 4to. — Wir zeigen diese wohl abgefaßte Beschreibung der Nationen des russischen Reichs hauptsächlich wegen der Kupferstiche an, die sie begleiten, wovon vier Lagen, jede zu 25. Blatt folgen sollen, und die gegenwärtige die erste ist. Man kann sie so wohl illuminirt, als unausgemalt haben. Wir haben ein Exemplar von der erstern Art vor uns, und sind mit der genauen und fleißigen Arbeit des Künstlers ungemein zufrieden. Die Vorstellung der Platten zur ersten Ausgabe ist: 1. Ein Lappländer. 2. Eine Lappländerinn. 3. Ein finnischer Bauer. 4. Ein finnisch Bauerweib. 5. und 6 Eine Finnerinn in Feyertagskleidern vor und rückwärts gebildet. 7. und 8. Eine Estländische Frau, vor und rückwärts. 9. Ein Estländisch Mägdchen. 10. Eine Ingermanländisch Bauerweib 11. 12. und 13. Eine Tschermißinn vor- und rückwärts, auch in Sommerkleidung. 14. und 15. Eine Tschuwaschinn vor und rückwärts. 16. und 17. Eine Morduanerinn vor und rückwärts.

wärts. 18. Ein Morduanisch Mädchen. 19. Eine Mokschanische Morduanerinn. 20. Ein Mokschanisch altes Weib. 21. Eine Wotjakinn. 22. Ein Ostiak vom Obfluß. 23. Ein Ostiakischer Hermelinfänger. 24. und 25. Eine Ostiakinn vor und rückwärts. Der Kupferstecher ist C. M. Roth.

Berlin. Von dem Historienmaler Bernhard Rode haben wir zwey radirte Blätter erhalten, von ihm selbst nach Gemälden von seiner eigenen Erfindung verfertigt. Ihr Inhalt ist folgender. 1. Cicero (der nach Plutarchs Bericht einen höchst betrübten Abschied von seinem Bruder genommen hatte) wird in einem Tragesessel ans Meer gebracht, wo schon ein Schiff zu seinem Empfange bereit liegt. Er läßt die Knechte mit dem Sessel halten. Der Centurio (Herennius) tritt heran, und zieht mit boshaftem Grimme sein Schwerdt. Cicero bietet ihm den Hals dar, und scheint zu sagen, was er wirklich gesprochen hat: „Haue mir diesen Kopf ab, wenn du kannst." In den Mienen und Geberdungen der getreuen Diener lieset man, auf eine vortreflich abgeänderte Weise, ängstliche Erwartung, Mitleid, Jammer und Schrecken. 2. Sokrates im Gefängniß auf einem Ruhebette, neben einem Tische, worauf Schreibetafel und Griffel liegt. *) Ihm sind die Fesseln abgenom-

men

*) Man weiß, daß Sokrates im Gefängniß sogar einige Fabeln des Aesopus zum Zeitvertreibe in Verse gebracht hat.

men worden, und er reibt sich ietzt die gedrückte Stelle, und scheint mit seinen Freunden das berühmte Gespräch von der nahen Verwandtschaft des Schmerzens und des Vergnügens zu halten. Betrübniß, Verwunderung, und zugleich aufmerksame Lehrbegierde erscheint in den Gesichtern seiner philosophischen Freunde. In der Entfernung sieht man, wie des Sokrates weinende Frau (seinem Willen gemäß) herausgeführt wird; und am andern Ende des Gefängnisses, wie der Giftbereiter seine Arbeit verrichtet, mit einer Miene, die einige Theilnehmung an dem Schicksal des unschuldigen Mannes verräth. Auch der Wasserkrug, die Lampe des Gefängnisses und die Pantoffeln des Philosophen haben hier ihre geziemenden Stellen bekommen.

In diesen beiden Stücken entdecken wir, wie in allen Arbeiten dieses wahrhaftig großen Meisters, einen der denkendsten Köpfe unseres Zeitalters, der allezeit das Edelste und das Rührendste, allezeit den fruchtbarsten und lehrreichsten Zeitpunkt der Historie wählt, und der nicht allein dasjenige sehr glücklich zu nützen weiß, was ihm die Geschichtschreiber liefern, sondern der auch Umstände hinzudichten kann, die höchst wahrscheinlich und natürlich, und, welches wohl zu merken ist, niemals von niedriger und unedler Art sind. Schade, daß dieser Künstler nicht außer Deutschland lebt, um von seinen Landesleuten nach seinem ganzen Werth geschätzt zu werden.

Leip-

Leipzig. Die zuletzt vollendete rühmliche Arbeit des Herrn Bause — ist Winkelmanns ähnliches Portrait: ein kräftiger und ausdrucksvoller Kopf, der etwas größer gefaßt ist, als die Köpfe der gelehrten und schönen Geister, die Hr. Bause in eine angenehme Folge gebracht hat.

Das Original, ein Kniestück auf Leinwand, 4 Fuß 9 Zoll hoch, 3 Fuß, 2 Zoll breit, ist 1768 zu Rom von Anton Maron gemalt. Winkelmann sitzt am Tische, fast völlig hergewandt. Er hält die Feder auf der halbbeschriebenen Seite eines offenen Buches zum Fortschreiben bereit, indem er den andern Arm über die Rücklehne des Stuhles herabhängen läßt, und mit der Hand eine noch unbestimmte Bewegung macht. Er scheint seine Gedanken über eine Pinselzeichnung aufzusetzen, die auf der andern Seite eben dieses Buches, worein er schreibt, vor ihm liegt. Er hat seinen Blick davon abgezogen, und mit einer nachsinnenden freundlichen Miene auf uns geheftet: eine Miene, die ihm ganz eigen war; woraus immer sein zur Vertraulichkeit geschaffenes gutes Herz redete. Ihm zur Rechten steht die Figur des Merkur, und zur Linken die Büste des Homer, beides Gipsabgüße nach Antiken, in einiger Entfernung hinter ihm. Er ist in einem rothüberzogenen Wolfspelz gekleidet und sein Kopf, um die freygelassene Stirn her, bis über die Ohren, mit einem Caneelfarbig seidenen Tuche umwunden; ein Anputz, zu dem er, seiner hypochondrischen Weichlichkeit gemäß, bey der geringsten rauhen Witterung Zuflucht nahm. Man bemerkt in der Car-

nation

nation einen fleißigen Ausdruck jeder kleinen Partie, im Ganzen die getreueste Nachahmung der Natur, ein lichtvolles Kolorit, und die völlige Manier der Mengsischen Schule.

Aus diesem Originalgemälde hat unser Bause den Kopf, den der Gelehrte und Künstler längst mit dem Eifer des Kunstsammlers suchte, genommen, und zugleich, durch seinen meisterhaften Grabstichel, Marons Pinsel, nach Verdiensten bekannter gemacht. Maron ist ein Schüler von Mengs, aber nicht, wie wir im 18ten Bande unserer Bibliothek S. 323. sagten, sein Schwiegersohn; sondern der Mann seiner Schwester Theresia, die in Dresden schon durch ihre Stärke in der Migniaturmalerey rühmlich bekannt war. Er ist aus Wien, und macht in Rom, wo er Director der Kaiserl. Kön. Pensionisten ist, unserer Nation Ehre.

Auch hat Herr Bause, durch eine gedruckte Nachricht, bekannt gemacht: daß er Willens ist, eine Sammlung radirter Kupferblätter, in getuschter Manier, nach Geschichtszeichnungen von Oeser und Dietrich, auf Pränumeration herauszugeben. Er wird dazu aus unsern Vorräthen, 12. Originalerfindungen wählen, die den Kennern vorzüglich gefallen haben, und noch nicht vervielfältiget sind. Zu Ostern 1777. erhalten die Liebhaber, welche binnen hier und Michael 2 Ducaten voraus bezahlen, die ersten und auserlesensten Abdrücke. Für andere Käufer ist der Preiß 8. Thaler.

Hier

Ebend. Die Müllerische Buch- und Kunsthandlung hat beschlossen, die Coutûmes des anciens Peuples vom M. Dandre' Bardon, von denen wir schon zu oft in unsrer Bibliothek geredet haben, als daß wir etwas hinzuzusetzen brauchen, in einer guten Uebersetzung, und wo es nöthig ist, mit Berichtigungen und Zusätzen, und den Originalkupfern, die Hr. Cochin in Paris dem Verleger dazu liefert, heftweis herauszugeben. Jeder wird 12. Kupferblatt enthalten und um 1 Thaler verlassen. Drey dergleichen Hefte sind bereits fertig.

Kopenhagen. Hier hat der berühmte Preisler unsern sel. Gellert durch ein schönes und höchstähnliches Portrait verewigt. Es ist in demselbigen Format wie das Cramerische und Münterische, nach dem Originalgemälde unsers Graffs gestochen, und wird um 1. Thlr. verkaufet.

Italien.

Mantua. Delle Lettere, e delle Arti Mantovane Discorsi due Accademici, ed Annotazioni dell' Ab. *Saverio Bettinelli*, Socio della R. Accademia di Scienze e belle Lettere di Mantova &c. Recitati alla stessa R. Accademia. Per l' Erede di *Alberto Pazzoni*; in 4. Der Verf. hat in diesen beiden Reden zur Absicht, bloß die letzten achthundert Jahre die Litteratur und Kunstgeschichte von Mantua aufzuklären, weil von dieser Zeit an, die Künste und Wissenschaften erst daselbst zu blühen angefangen.

fangen. Er geht also die verschiedenen Epoken durch, und zeigt den Fortgang derselbigen nicht nur in den Gelehrten und Künstlern, die jede Zeit hervorgebracht hat, sondern auch in den Werken derselbigen. Es sind dabey weitläuftige Noten, die sich in drey Abschnitte theilen. Der erste enthält eine schöne Geschichte der Gonzaghi. Der zweyte auserlesene historische Anmerkungen von den Mantuaner Gelehrten und Künstlern derselbigen Zeiten: und der dritte handelt von den Künsten und Kunstwerken in Mantua. Den Beschluß macht ein schönes Gedicht zu Ehren dieser Stadt.

La Rossana, Tragedia del Sig. Conte *Ottavio Magnocavallo di Cuso Monferrato*, che ha riportata la prima corona nel concorso dell' anno 1775. dal accademica Deputazione di Parma. Dalla Stamperia reale in 12. Man sagt viel Gutes von diesem Stücke, dessen Verfasser bereits vor etlichen Jahren den zweyten Preis bey der Akademie zu Parma wegen seines Conrads erhalten halt.

Rom. Picturae Etruscorum in Vasculis nunc primum in vnum collectae, explicationibus, & Dissertationibus inlustratae a *Io. Baptista Passerio* Nob. Pisaur. Regiarum Academiarum Londinensis, Olomucensis, & Italicarum, Furfuratorum, Bononiensis, Cortonensis, Panormitanae, Ferrariensis, ac Perusinae socio. Vol. tertium tabulas C. continens aere insculptas. Romae 1775.

ex Typographia *I. Zempel*, sumptibus *Venantii Monaldini* in Fol. Wir haben von diesem wichtigen Werke, wovon der erste Band 1770. und der andere zwey Jahre darnach erschien, zu seiner Zeit geredet. So wie die ersten Abhandlungen über die etruscische Gelehrsamkeit in Malereyen von Denkmälern dieses alten Volks enthielten: so findet man ebenfalls hier vier Tractate vorgesetzt, wovon die ersten drey den Passeri selbst, und die letzte den Abt Amaduzzi zum Verf. haben. Der erste hat den Titel: Bacchi secreta Mysteria a Pictoribus Etruscis impune prodita, nunc scriptis publice exposita. Er enthält 12 Kapitel. Das 1ste von den etruscischen Malern, die sich nicht scheuten die Mysterien bekannt zu machen, die für den Pöbel ein Geheimniß seyn sollten. Das 2te zeigt die späte Bekanntschaft, die die Hetruscer vom Bacchus erhielten. Das 3te sucht die mystische Geschichte des Bacchus in den Orgien aufzuklären, die sich bloß auf die Kultur des Weinstocks bezogen. Im 4ten, die Ursachen, warum das Volk so gern die Verehrung des Bacchus annahm. Im 5ten zeigt er, daß es bloß von etruscischen Malern herkomme, wenn Bacchus in einem höhern Verstande, als die Wirkung der Vorsehung angesehn wird, die die Welt erhält. Im 6ten findet er eine dreyjährige Unfruchtbarkeit des Weinstocks, der in der Erde begraben liegt, in der Geschichte des dreyjährigen Schlafs in der Hölle, die bloß vom Orpheus erzählt wird, und in einer einzigen hetruscischen

Malerey, die sich in diesem Bande auf der 261. Tafel findet, ausgedrückt wird. Das 7te enthält den ganzen Aufzug einer Bacchanale bey Einweihung der vornehmsten Priesterinn Regina Sacrorum genannt, und im 8ten die Feyer bey der Wahl ihres Gefährten, Rex Sacrorum benennt. Das 9te, von den Gemälden selbst, die eine gewisse mystische Verehlichung zwischen diesen beiden ersten Priestern von verschiedenem Geschlechte verräth, die ob sie gleich erdichtet, doch im Grunde sehr unrein war. Im 10ten werden die Ceremonien erzählt, die bey der Einweihung der Jünglinge zu den Geheimnissen des Bacchus vorzugehen pflegten. Im 11ten zeigt er, wie diese Eingeweihten, die den gegenwärtigen Gott zu sehen glaubten, und den Blitz der Gottheit mit Fächeln, mit Segeln, Gewändern und andern dergleichen Dingen anzufachen sich beeiferten; und die bloß auf diesen alten Malereyen vorkommen. Im 12ten; wie die hetruscischen Maler diesen Gott lächerlich zu machen suchten: hiernächst führet er die feyerlichen Bacchischen Aufzüge an, die sonst weder auf griechischen noch römischen Monumenten vorkommen, und selbst von Dichtern nicht beschrieben worden, außer von dem Statius, der in spätern Zeiten lebte, in dem Fragmente seiner Achilleide. Auf diesem Tractat folgt ein Sendschreiben von Passeri an den Abt Don Marcantonio Chiocci über einen antiken marmornen Sarcophagus, der die Mysterien des Bacchus vorstellet und in dem Kloster zu San Pietro in Gubbio aufbewahret wird. Der

3te Präliminartractat führet den Titel: Linguae Oscae Specimen singulare, quod superest Nolae in Marmore Musei Seminarii; und enthält einen Vergleich finium regundorum zwischen den Völkern von Avella und Nola, der schon dem 1sten Bande der Simbole Goriane 1752. einverleibt worden. Hr. Passeri zeiget, daß diese Oscische Sprache ein bloßer Dialekt der Hetruscischen sey. Es folgen einige hetruscische Münzen und Aufschriften. — Von der hetruscischen Poesie: endlich ein hetruscisches Lexicon, das auf 1400 Wörter steiget.

Was die Malerey auf den Gefäßen betrifft, so hatte sich Hr. Passeri bey der Vertheilung und Erläuterung derselben vorgesetzt, sie nach den vornehmsten menschlichen Handlungen zu ordnen, als der Ehe, der Geburt, der Erhaltung der Toga, und dem Tode. Die ersten 2 Bände enthalten die ersten zwey und die dritte zur Hälfte; und der 3te Band die Fortsetzung nebst dem letzten. Die Erklärungen sind, wie in den ersten, sinnreich und gelehrt, und der Tafeln wie in den ersten beiden Bänden, 100. Er ist mit aller typographischen Pracht gedruckt, und die Tafeln für die, die es verlangen, auch nach den Originalen ausgemalt.

Ebend. Le Nozze di Paride, ed Elena rappresentate in un Vaso antico del Sig. Tommaso Jenkins, Gentiluomo Inglese. 1775. nella Stamperia di *Giov. Zempel;* in Fol. Dieß antike Gefäße mit der Vorstellung der Hoch-

zeit des Paris und der Helena ist schon von Gruter und Gori beygebracht: aber sehr verstellt worden, wie der gegenwärtige Verf. Sig. Orlandi auf der Zeichnung der beygefügten Kupferplatte zeigt. Der Verf. erkläret hier die 7 schönen Figuren die darauf vorkommen und leget die Aufschrift: GRAECEIA. P. F. RVFA. POMPON. DIANAE. LOCH S. P. S. C. P. S. folgendermaßen aus: Graeceia Publii filia Rufa Pomponii (vxor) Dianae locum hunc septum privato solo consecravit pecunia sua.

Frankreich.

Neue Schriften.

L' Art du Tourneur-Méchanicien. Par M. *Hulot*, pere, Maître Tourneur &c. A Paris. *Premiere partie*, 1775. Vol. in Fol. de 389. pag. avec 44. Planches de détails. Es wird im Anfange die praktische Geometrie in Absicht auf diese Kunst, durchgegangen. Dann kömmt der Verf. auf alle Arten von Hölzern und Materien, die zu dem Drechseln geschickt sind und endlich auf die dazu nöthigen Instrumente.

Hymnes de *Callimaque*, avec une Version Françoise & des Notes. Par M. *de la Porte du Theil.* A Paris. 1775. Dieser sehr guten Uebersetzung des Callimachus ist eine interessante Abhandlung über die Person und Schriften des griechischen Dichters vorgesetzt. Der Verf. hat seine Ausgabe nach der Ernestinischen veranstaltet.

Mémoire

Mémoire sur Vénus. Par M. *Larcher* A Paris chez *Valade*. 1775. Der verstorbene Graf Caylus hat einen Preis bey der Akademie gestiftet, welchen vorstehender Hr. Larcher durch diese Schrift im vorigen Jahre erhalten. Sie enthält eine Sammlung von allem, was über die Göttinn der Schönheit bey den Alten vorkömmt, und in gewissermaaßen eine Geschichte derselben, wobey er viele Stellen aufzuklären, und hauptsächlich die Uebersetzung des Gedoin aus dem Pausanias zu berichtigen und zu verbessern sucht.

Discours sur les Monumens publics de tous les ages & de tous les peuples connus, suivi d'une description du monument projetté à la gloire de Louis XVI, & de la France, terminé par quelques observations sur les principaux monumens modernes de la ville de Paris, & plusieurs projets de décoration & d'utilité publique pour cette Capitale. Dedié au Roi. Par M. l' Abbé *de Lubersac* &c. A Paris. de l' Imprimerie royale. 1776. Der Titel zeigt bereits den Inhalt. „Diodor von Sicilien, Herodot, Pausanias, Fabricius, Dionys von Halikarnaß, Plinius, Sextus Rufus, Publius, Victor, Falconnet, Belon, Martini, der Pat. Dühalde, der Graf von Caylus, der Abt de Guasco, die Arundelschen Marmor, die Memoiren der Akademie der Aufschriften, und eine große

Menge französischer, englischer, deutscher, italienischer spanischer Werke, sagt der Verf., sind die Quelle, woraus ich geschöpft habe, und die Führer, denen ich in meinen Untersuchungen gefolget bin, oder die ich selbst gemacht habe, und andere habe machen lassen. Die Materie ist mir so unter den Händen angewachsen, daß mich ihr Reichthum genöthiget, ein regelmäßiges Gebäude aufzuführen, das, obgleich nur im Kleinen, alles aufstellet, was zu allen Zeiten die größten Geister Wichtiges aufgeführet haben."

Kupferstiche, vom Jahr 1775.

November. La Nôce de Village. Ein Kupferstich nach einer Originalzeichnung unsers **Wille** von **F. Janinet** auf eine, mit vielerley Farben getuschte Zeichnungsart, eine reiche und angenehme Zusammensetzung 14 Zoll hoch, und 18 breit. Kostet 12 Livres, und kann dem, von uns ohnlängst angezeigten Repas des Moissonneurs zum Gegenbilde dienen.

Les belles Musiciennes nach **Raoux** von **Marin**, kostet ebenfalls 12 Liv.

De Marcenay hat zu seinem Werke in seiner bereits bekannten Manier das Portrait des Mr. Sage hinzugethan, und machet das 48 Blatt desselbigen aus.

December.

December. Venus & les Amours, & le Messager discret: Zwey Gegenbilder, 18. Zoll hoch, 14 breit, von Gaillard nach François Boucher. Venus von ihren getreuen Tauben begleitet, spielt mit kleinen Amorn. — Eine junge Nymphe liest ein Briefchen, das ihr eine Taube gebracht hat. Auf dem Hintergrunde sind ländliche Vorstellungen.

La Rivage fertile, eine Landschaft von Anne Philiberte Coulet nach P. J. Loutherburg gestochen.

Portrait de la Reine von Fabien Dagoty mit bunten Farben, nach seines Vaters neuen Erfindung gestochen.

Collection précieuse de planches enluminées des fleurs les plus belles, qui se cultivent tant dans les Jardins de la Chine, que dans ceux de l' Europe. Premier cachier de dix planches enluminés, von Büchoz. Die Lage kostet 24. Livr.

Anne Marie Martinozzi, Princesse de Conti, die 1672. in ihrem 85 Jahre im Geruch der Heiligkeit gestorben, von Vin. Vaugelisty nach einem Miniaturgemälde von Petito in Medaillon gestochen.

Von Jahr 1776.

Jänner. Le Dejeuné de Ferney. Auf diesem Blatte von Nee und Masquelier, nach einer Zeichnung von Denon gestochen, sieht man den alten Voltaire, einen seiner Freunde, Madame Denys, den Pater Adam, einen Exjesuiten, und eine Gouvernante. Die Personen sollen sich vollkommen ähnlich sehn, obgleich ein wenig Carricatur drinnen ist.

Nach eben diesem Zeichner ist gestochen: le Portrait de M. de Voltaire und Portrait de M. Gesner; das letzte von Saint-Aubain. Zu beiden hat Hr. Dorat folgende artige poetische Unterschriften gemacht: unter dem ersten;

Il vit le dernier siècle expirer chez Ninon,
De Virgile à trente ans il ceignit la couronne,
Des lauriers de Sophocle il sema son automne,
Et séma son hiver des fleurs d' Anacréon.

Unter dem deutschen Dichter;

Des bois mysterieux, des vallons solitaires
Il nous fait envier le tranquille bonheur,
D'une grâce naive embellit ses Bergères,
Et prête à ses Bergers les vertus de son coeur.

Portrait de M. Antoine Court de Gebelin, Verfasser der Monde Primitif von

Roma-

Romanet, nach einem Gemälde der Mlle Linot. Das Bildniß steht auf einem Piedestal.

Portrait de Louis Philippe Duc d' Orleans, von Lebeau nach Delorme. Von demselbigen le Portrait du Pape.

Portrait de Madame Louise de France, nach einer Zeichnung von Monet, von Bradel gestochen.

La Mere Indulgente, ein Blatt nach einer Zeichnung von Wille, 16 Zoll hoch, 12 breit, gestochen von Lempereur.

Sechs Landschaften nach Gemälden, von Boucher, Loutherbourg und Deshayes, 18 Zoll hoch, 14 breit, von Laurent; eines zu 3 Livr.

Februar. Agar présentée à Abraham par Sara. 18 Zoll hoch, 15 breit. Ein schönes Blatt, sowohl wegen der Anordnung, des Ausdrucks, des Reichthums der Nebenwerke, als auch der vortreflichen Ausführung des reinen, glänzenden und harmonischen Grabstichels des Hr. Wille nach unserm Dietrich, kostet 16 Livr.

Costumes des anciens peuples von Dandré Bardon. Es ist die 27 und 28 Lage der zweyten Abtheilung in 4to, und enthält die bürgerlichen und kriegerischen Gebräuche der Scythen,

 Ama-

Amazonen, Parther, Dacier, Sarmaten, und anderer, sowohl morgenländischer, als abendländischer Völker.

Portrait en Medaillon de Madame Louise Marie de France gezeichnet von Monnet, nach einer Büste von Lemoine und von Bradel gestochen.

März. Le Naufrage. Nach Vernet von Avril gestochen, 24 Zoll breit, 15 hoch.

L' agréable Désordre & la Promesse du Rétour von A. F. David nach zwey Gemälden von Tischbein in Medaillenform gestochen, 14 Zoll hoch, 10 breit.

Les Restes du Palais du Pape Jules, ein Kupfer nach einem Gemälde oon Hrn. Robert, mit verschiedenen Platten nach den verschiedenen Farben des Gemäldes, gestochen von F. Janinet.

Druckfehler im vorigen 18ten Bande.

S. 246. Z. 7. statt Gedrignani ließ Pedrignani.
S. 268. Z. 12. statt welchen, ließ welcher, oder besser von welcher Gerard Dow im Kupferstechen unterrichtet worden.
S. 272. Z. 20. für Dänischen ließ Pfälzischen.
S. 330. Note. Z. 5. für Lampen ließ Gemmen.

Verzeichniß
der neuesten Verlagsbücher
der Dykischen Buchhandlung.

Brandes (Joh. Christ.) Lustspiele, 2ter Band, 8. 20 Gr.

Fabeln und Erzählungen, nebst einem Anhang von Idyllen. 8. 6 Gr.

Meißner (A. G.) Operette in zwey Akten, das Grab des Mufti, oder die zwey Geizigen, 8. 6 Gr.

Platners (Ernst) Zusätze zu seines Vaters Einleitung in die Chirurgie, mit Kupfern, 1ster Theil, gr. 8. 16 Gr.

Regententafel (europäische) auf das Jahr 1776. Fol. 1 Gr.

Romanzen, einige, von A. T. G. 8. 2 Gr.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte, 2ter Band, 4. 9 Gr.

Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde, 6te Abtheil. 8. 8 Gr.

Versuch einer historischen Erdbeschreibung für die Jugend, 8. 2 Thlr.

Engel (J. J.) Philosoph für die Welt, 1ster Theil, 8. Schrbp. 14 Gr.

— — Druckp. 10 Gr.

Weiße (C. F.) Trauerspiele, 4 Theile, 8. 2 Thlr. 8 Gr.

(die darinnen enthaltenen Stücke sind auch einzeln für 6 Gr. Romeo und Julie aber für 8 Gr. zu haben.)

Ge-

Geschichte des Thees und Koffees, aus dem Engl. des Herrn J. C. Lettson und J. Ellis übersetzt, und mit einigen Zusätzen vermehrt, mit Kupfern, 8. 14 Gr.

Der Dorfjahrmarkt, eine komische Oper, in Musik gesetzt von G. Benda, 4. 1 Thlr. 12 Gr.

J. B. Pergolese vollständige Paßionsmusik zum Stabat mater, mit der Klopstockischen Parodie; in der Harmonie verbessert, mit Oboen und Flöten verstärkt, und auf vier Singstimmen gebracht von J. A. Hiller, Fol. 1 Thlr. 20 Gr.

J. G. Hillers erste Sammlung vierstimmger Motetten und Arien v. verschiedenen Komponisten, zum Gebrauch der Schulen und anderer Liebhaber des Gesanges, 4. 18 Gr.

Aria: Wohlthat des Lebens, zur Operette der Deserteur, von Hrn. Kapellmeister Schwanenberg in Musik [illegible], 4. 3 Gr.

J. H. Schlegels Sammlungen zur dänischen Geschichte, Münzkenntniß, Oekonomie und Sprache, 2ten B. 4tes St. gr. 8.

Dessen dänische Reisebeschreibungen und andere denkwürdige Handschriften, in der Sammlung zur Dänischen Geschichte ans Licht gestellt und erläutert, und nun übersetzt. gr. 8.

Beschreibung aller Nationen des Rußischen Reichs, ihrer Lebensart, Religion, Gebräuche, Wohnungen und übrigen Merkwürdigkeiten, 1ste Ausgabe. Nationen vom Finnischen Stamm, mit vielen Kupfern 4.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Neunzehnten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1776.



Inhalt.

IX. Vermischte Nachrichten.

Aus England.

Neue Schriften.

The

Aus Frankreich.

I.

Versuch einer nähern Bestimmung der Klassen und Zeiten für die Etruscischen Kunstwerke. Erste Abhandlung, welche die Erläuterung der ältern Denkmäler enthält. Eine Vorlesung von Herrn Hofrath Heyne in Göttingen, den 11ten Sept. 1773. in der Königl. Societät der Wissenschaften gehalten; aus dem Lateinischen übersetzt.

Ich habe schon in meiner vorigen Abhandlung,*) angezeiget, daß die Ueberreste der etruscischen Kunst nach meinem Urtheil am füglichsten auf fünf Klassen und Gattungen zurückgeführt werden könnten. Denn I. verrathen einige dieser Denkmäler eine so rohe und unerfahrne Hand, daß man sich nicht enthalten kann zu glauben, sie müssen vor allen kunstmäßigen Versuchen dieser Art vorhergegangen seyn. II. und III. sind andre so beschaffen, daß man an ihnen die erste Kindheit der Kunst, und bald darauf schon einen gewissen Fortgang derselben, besonders in der Behandlung und Ausarbeitung der Materie, wahrnehmen kann; und diese Wer-

*) Von der Beschaffenheit und den Ursachen des Gebrauchs der griechischen Mythologie auf etruscischen Kunstwerken, im 18ten Bande dieser Bibliothek.

Werke drücken theils Pelasgische Fabellehre und Religionsgebräuche aus, theils aber tragen sie auch nicht zu verkennende Spuren eines Aegyptischen Ursprungs an sich. IV. folget hierauf eine etwas ausgebildetere Kunst, welche bald einheimische Gegenstände nachahmt, bald die Pelasgische Fabellehre und Religionsgebräuche, nach dem Genie der alten Kunst behandelt, treulich beybehält; bis endlich V. nach und nach mit dem griechischen Geschmacke auch die griechische Fabellehre auf die etruscischen Denkmäler aufgenommen wird.

Ich habe mir vorgenommen dasjenige, was ich damals nur flüchtig berühret habe, jetzt weitläuftiger auseinander zu setzen, und die Gründe oder Beyspiele für jede meiner Behauptungen anzuführen. Wir haben seit 30 Jahren her eine beträchtliche Anzahl kleiner Bilder, und anderer Denkmäler durch die Bemühungen der Gelehrten besonders des Gori, Passeri, und des Grafen von Caylus gesammlet und erläutert erhalten, durch deren Vergleichung sich vielleicht manches genauer bestimmen, und der Wahrheit näher bringen lassen dürfte, zumal wenn man sich mit sorgfältiger Geschichtforschung alter Zeiten, und einer von dem Nebel der Vorurtheile nicht verfinsterten Beurtheilung an diese Untersuchung machen wollte. Genaue kritische Kenntniß der alten Geschichte, und der alten Sprache ist fast immer dasjenige, was man an jenen Alterthumsforschern vermißt. Denn die Bemühungen des Gori, eines um die etru-

etruscischen Alterthümer sehr verdienten Gelehrten schränken sich mehrentheils auf das Aufsuchen und Errathen der Namen und des Inhalts ein; da hingegen Passeri, was die Erläuterung der Fabellehre, und besonders die Aufklärung der etruscischen Schriftzüge, Sitten und Einrichtungen, betrifft, einen weit geübtern Scharfsinn und größern Vorrath von Gelehrsamkeit gezeigt hat. Das Werk aber des berühmten Gr. von Caylus enthält viele treffende und feine Bemerkungen, welche die den etruscischen Meistern eigene Behandlung und das Genie der damaligen Kunst erläutern. Ich habe mich bemüht, alles dieses auf einen gemeinschaftlichen Gesichtspunkt zurück zu führen, gehörig zu ordnen, und mit den historischen Nachrichten in Uebereinstimmung zu bringen; in der Absicht die Liebhaber in den Stand zu setzen, das Ganze leichter übersehen zu können, und ihnen die Mühe zu ersparen, ihre Aufmerksamkeit auf die Aufsuchung einer Menge Erläuterungen einzelner Umstände, welche in verschiedenen Schriften hier und da zerstreut liegen, verwenden zu müssen. Vielleicht kann meine Arbeit auch dienen, theils denenjenigen, welche nur wenig Zeit auf solche Kenntnisse wenden können, richtigere Begriffe von diesem merkwürdigen Theile der Alterthümer beyzubringen, theils aber auch die Geschichtforscher auf den Gebrauch der etruscischen Denkmäler zur Aufklärung der Sitten, Denkungsart und Einrichtungen dieses Volks aufmerksam zu machen.

Erstlich also giebt es eine Gattung etruscischer Denkmäler, welche so unausgearbeitet, roh und kunstlos sind, daß die Unwissenheit des Verfertigers in Behandlung der Materie, und noch mehr in den Umrissen des Körpers und der Gliedmaßen, in den Verhältnissen der Theile, in der Stellung der Geberden, dem Gange, auf den ersten Blick einleuchtet. Diese Werke also müssen in diejenigen Zeiten gesetzet werden, in welchen die Etruscer, oder wer sie sonst verfertiget hat, noch keine Begriffe oder Gefühl von der Kunst hatten, auch keine bessern und mit mehr Verständniß gearbeitete Werke zu sehen gewohnt waren. Es sind die ersten Versuche in Thon oder Erzt von einer Hand, die durch keine Muster durch keine Regeln geleitet wurde, ja selbst der unentbehrlichsten Werkzeuge beraubt war. Ihr Alter muß also in diejenigen Zeiten hinauf steigen, in welchen die Etruscer kein Verkehr, oder doch wenigstens keine genaue Bekanntschaft mit Völkern hatten, die mehr, als sie, durch die Künste und Wissenschaften ausgebildet waren. Mithin fallen durch diesen einzigen Umstand, der sich auf eine Thatsache gründet, und also die kräftigste Widerlegung ist, alle die verschiedenen Muthmaßungen der Gelehrten über den fremden Ursprung der Künste unter den Etruscern, den sie bald von den Aegyptiern, bald von den Phöniciern, bald von den Griechen herleiten, auf einmal hinweg. Denn der Augenschein lehret, daß diese ersten Versuche

der

der Kunst ohne alle Vorschriften oder Muster entstanden sind. *)

N 3 Die

*) Da dieses durch Beyspiele erläutert werden muß, diese aber durch ihre Mannichfaltigkeit und Menge die Aufmerksamkeit der Leser leicht zerstreuen und von der Hauptsache ablenken könnten, so halte ich es für besser, ihnen in den Noten einen Platz anzuweisen. Wer sich also von dem Daseyn solcher plumper und ungeschickter Werke überzeugen will, der darf nur folgende eherne Figuren des Mus. Etr. nachsehen: T. I, t. I, 1. Gori, der nur zu sehr um die Namen unbekannter Bilder bekümmert, und in Erforschung derselben oft zu scharfsinnig ist, giebt diese Figur für einen Janus aus. Er hält dafür, der Künstler habe derselben nicht ohne Bedeutung mehr, als gewöhnlich große Ohren gegeben, sondern hierdurch einen, die an ihn gerichteten Bitten erhörenden Gott andeuten wollen. Allein diese Unförmlichkeit verräth die Unwissenheit des Künstlers, welcher kein Ohr richtig zu bilden verstund, eben so wenig als die Schienbeine, Füsse und andre Theile des Körpers. Eben dergleichen, in Verhältniß zu dem Ganzem zu große Theile des Körpers finden sich auch auf sehr viel andern Werken, in welchen schon ein gewisser Fortgang der Kunst hervorschimmert cf. ibid. t. 27. Eine andere plumpe und ungeschickte Figur liefert t. 9, 5. Zwo andere hat Musellius Antiqu. Reliqu. t. 5, 1. 2. wovon die dritte aus Egypten gekommen zu seyn, scheint.

Die Etrusceer sind, wie ich an einem andern Orte darzuthun gesucht habe, aus der Zusammenkunft mehrerer barbarischen Nationen entstanden. Auch scheinet es nicht, daß die Rasenner, welche vermuthlich ursprünglich Gallier waren, und nach ihrem Zuge über den Apennin die alten Einwohner theils vertrieben, theils unter sich aufgenommen hatten, einige Kenntniß oder Liebe der Künste aus ihrem Vaterlande mitgebracht haben. Die Pelasger aber, und die von ihnen, wenn nicht d m Ursprunge und der Abstammung, doch dem Namen nach verschiedenen Hellenen, welche den Pelasgern folgten, unterschieden sich von den übrigen Einwohnern an Wildheit und Barbarey nur sehr wenig, als sie in die angränzenden Gegenden, und bald darauf nach Etrurien selbst kamen. Was die Phönizier anbetrifft, so lassen sich weder Werke der Kunst, noch Spuren von Religionsgebräuchen auffinden, in Ansehung welcher man mit Wahrscheinlichkeit behaupten könnte, daß die Etrusceer sie von den Phöniziern entlehnt hätten; so viel Mühe sich auch, nach dem Bochart, Mazocchi, und andre Gelehrte gegeben haben die etruscischen Namen aus der hebräischen Sprache herzuleiten. Allein, wenn man auch sehr deutliche Spuren der Phönizischen Kunst bey den

scheint. Aber noch mehrere, größtentheils noch schlechter gearbeitete, liefert der Gr. von Caylus Recueil T. III. pl. 16. 17. V. pl. 33. 34. 35. 37. VI. pl. 23. 24. 30. 1. 2. VII. pl. 13. 14.

den Etruscern fände, so könnte man dennoch dieselben, nach meiner Einsicht, nicht in jene frühe Zeiten der Etruscer setzen. Denn hätten diese die ersten Modelle, und mithin auch die Regeln und das Mechanische der Künste, in welchen die Phönizier damals schon einige Kenntnisse besitzen mußten, von den Phöniziern empfangen, so könnten sie nicht so ganz unförmliche und mit dem geringsten Grad der Verfeinerung nicht bestehende Werke, wie wir von ihnen finden, hervorgebracht haben, sondern sie würden gleich anfangs von den Phöniziern, ein wenigstens erträglicheres Verhältniß der Theile, eine geschicktere Nachbildung der menschlichen Figur, und über dieses auch etwas von den Sitten und Gebräuchen dieses Volks angenommen haben. Eben diese Gründe gelten auch wider diejenigen, welche behaupten, die Etruscer hätten die ersten Anfangsgründe der Kunst den Aegyptiern zu danken. Aegypten war schon zu denen Zeiten, in welche die erste Periode des etruscischen Staats gesetzet werden kann, mit den Künsten und Wissenschaften bekannt genug, daß man glauben darf, die Etruscer würden ohne Zweifel ihren Werken ein minder ungestaltes Ansehen gegeben haben, wenn sie ägyptische Modelle vor Augen gehabt hätten. Wir werden zwar in der Folge auf etruscische Werke kommen, welche den Aegyptischen Stil und Charakter nachahmen, allein diese sind schon zierlicher, als daß man sie für die ersten Versuche der Kunst halten könnte.

Es giebt nun aber auch ferner etruscische Figuren, in welchen sich ein gewisser Fortgang der Kunst, und etwas mehr Verständniß wahrnehmen läßt, aber es ist doch immer nur ein solcher Grad, welchen die Bemühungen einheimischer Künstler ohne fremde Unterstützung zu erreichen pfleget; auch nimmt man keine Spuren eines ausländischen Stils, und fremden Unterrichts, oder Nachahmung besserer Muster wahr *); so

*) Man sehe zum Beyspiel, Mus. Etr. t. 9, 2. welche Figur zwar die äußerste Unwissenheit in der Zeichnung verräth, indem der Künstler nicht einmal die Augenlieder geöffnet darzustellen verstund, (eine andre welche eben diesen Fehler hat, s. t. 56.) aber doch nichts desto weniger ein merkliches Bestreben nach Verzierung wahrnehmen läßt. Eine andere ebendaselbst no. 1. befindliche Figur hat zwar einen zu schmächtigen Körper, ist aber doch nicht ohne alle Kunst. Gori hält es für die Volumini. Der Kopfputz scheint einen Helm mit einem Federbusche vorzustellen. t. 22. Ein Jupiter Fulgurator t. 27. Eine Juno nach des Gori Meynung. Diese Figur aus Erz ist nicht ohne alle Kunst in Ausbildung des Putzes, aber in Ansehung der richtigen Verhältnisse, und Proportion der Theile äußerst fehlerhaft. t. 53. Helo. Das Bild aber t. 104. halte ich vielmehr für eine lustige Carricatur späterer Zeiten, indem es dem Künstler nicht an Geschicklichkeit gefehlet zu haben scheint. Auch finden sich zwo ähnliche Figuren im Mus. Kirker. T. II. p. 11.

so daß auch diese Werke von den Etruscern zu einer Zeit verfertiget worden zu seyn scheinen, da sie noch keine Kunstwerke anderer Nationen hatten zu sehen bekommen.

Man könnte hierbey den Einwurf machen, und fragen, mit welchem Rechte man diese und andere Figuren für Etruscische hielte, und sie nicht vielmehr den Umbrern, Pelasgern, Lateinern und andern benachbarten Völkern, besonders den Galliern, welche die etruscischen Gränzen einmal besessen, zuschreiben wollte. Und es ist nicht zu läugnen, daß man in Ansehung vieler solcher Figuren zweifelhaft und ungewiß ist, andere aber oft ganz ohne Grund für Etruscisch ausgiebt. Demungeachtet aber finden sich doch auch viele, welche deutliche Kennzeichen etruscischer Kunst und Sitten an sich tragen, dergleichen vornämlich diejenigen Werke sind, deren Vaterland durch sichere Merkmale, besonders etruscische Buchstaben, Kleidung, Putz, Stellung und Beschaffenheit des Körpers außer Zweifel gesetzet wird. *) Diese nun müssen, wie man leicht einsieht, unser

N 5 Urtheil,

*) So bestätigen öfters die Zierathen der Kleider, die Gestalt der Schuhe, die Art der Waffen u. s. w. unser Urtheil. Man findet bisweilen den Federbusch des Helmes von besonderer Größe, und, wie es scheint aus einer ehernen Platte verfertiget, welcher denn, wenn er von den Sonnenstrahlen getroffen wurde, einen außerordentlichen Glanz von sich werfen mußte. S. Mus. Etr. t. 109. 110. 117. Recueil du Cte. de Cayl. t. IV. 28, 3.

Urtheil, in Ansehung anderer Werke bestimmen, und leiten. Es trägt aber auch eine lange Bekanntschaft mit dergleichen Gegenständen, öftere Anstrengung der Augen, und Vergleichung verschiedener Denkmäler mit einander nicht wenig bey, uns über diese Dinge richtig urtheilen zu lassen. Und gäbe es nun auch einige Werke, in Ansehung welcher man zweifeln könnte, ob man sie nicht vielmehr den Galliern, oder andern benachbarten Völkern, welche sich um diese Zeit in gleicher Barbarey und Unwissenheit befanden, zuschreiben müsse, so wäre dieses nur ein neuer Beweis für meine gleich anfangs vorgetragene Behauptung, daß die Etruscer den ersten Unterricht in der Kunst wahrscheinlicherweise durch ihre eigenen Bemühungen erlangt, nicht aber von fremden Völkern erhalten haben. Denn die noch rohen, und von der Kunst nicht ausgebildeten Werke, einzelner Menschen sowohl, als verschiedener Völker, haben in ihrer Beschaffenheit so vieles mit einander gemein, und eine so genaue Aehnlichkeit *), daß man bisweilen nur aus ihrer Stellung und Kleidung deutliche und hinreichende Kennzeichen **) ihres

*) z. E. die Gallischen Figuren beym Gr. v. Cayl. T. IV. pl. 125, 3. und eine andere p. 407.

**) Wie z. B. an den, in Sardinien gefundenen Figuren beym Gr. v. Cayl. T. III. p. 127. welches dieselben sind, deren Winkelmann in der Geschicht. der K. p. 124. sq. gedenket. T. I. p. 31, 1. 2. sollte

ihres Ursprungs hernehmen kann; bis es nach und nach dem rohen, und durch keine Kunst gebildeten Genie des Künstlers gelang, die Form seines Werkes zu verschönern, das Verhältniß und Ebenmaß der Theile zu treffen, und die Mannichfaltigkeit der Natur nachzuahmen. Es giebt aber auch einige Figuren, welche den rohen Denkmälern des alten Galliens nahe kommen, dergleichen etliche vom Gr. Caylus angeführt werden, die er auch selbst für Gallische zu halten geneigt ist *), so wie ihm einige andre von den Pelasgern und Aboriginern herzurühren scheinen **), welches denn auch gar nicht unwahrscheinlich ist. Denn was hindert uns zu glauben, daß die Aboriginer oder

sollte man glauben, stelle einen Siamiter aus Indien vor. Sehr in Zweifel aber ziehe ich das Alterthum einer Figur des Mus. Etr. t. 98. 1. 2. des Bacchus. T. VI. Cayl. p. 28, 1.

*) Von dieser Beschaffenheit ist das Füllen aus Erzt T. III. Recueil pl. 26. dessen gallischen Ursprung eine, in eben diesem Werke befindliche Münze erweiset. T. VI. pl. 104. 4. Ein anderes Beyspiel S. T. VI. pl. 26, 1 — 3. Auch halte ich den Soldaten, welchen Gori für einen vergötterten Helden ausgiebt T. 104. für Gallisch.

**) S. Cayl. T. IV. p. 73. 74. cf. T. VI. pl. 23, 1. 2. 3. 24, 1. 2, 25, 1. 2. und endlich T. VII, pl. 13. und 15. welche letzteren im höchsten Grade barbarisch und ungestaltet sind.

oder Ausoner, wie auch die Umbrer, besonders aber die Pelasger (welche nicht nur unter den Rasennern wohnten, deren Namen sie auch in der Folge annahmen, sondern sich auch in den Gränzen der Umbrer, Sabiner, und Aboriginer niedergelaßen hatten) was hindert uns, sage ich, zu glauben, daß auch diese Völker Versuche in Bildung des Thons, und Schmelzen des Erztes gewagt haben? So sehe ich nicht, warum die Juno Lanuvina beym Gori nicht eben sowohl das Werk eines Künstlers aus Latien gewesen seyn könnte. Denn wenn auch die Arbeit daran einige Spuren des etruscischen Stils an sich trägt, so kann man doch mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die benachbarten Völker, unter welchen sich die Pelasger eben so wohl niedergelassen hatten, dieselbe Manier und Behandlung sich können eigen gemacht haben. Da man in dieser Sache einmal Muthmaßungen zu Hülfe nehmen muß, so sollte man wenigstens alle Umstände, welche eine vernünftige Meynung an die Hand geben können, genau in Erwägung ziehen, nicht aber, mit Verwerfung alles übrigen, einem einzigen Gedanken anhängen, der vor den andern in Ansehung der Wahrscheinlichkeit keine Vorzüge hat. So braucht es z. B. nach meiner Meynung, noch entscheidendere Gründe um die Juno Feronia, welche beym Gori folgt, *) für Etruscisch zu halten. Und überhaupt scheint es mir eine größtentheils vergebene Bemühung zu seyn, jene rohe und unge-

*) Mus. Etr. t. 25.

ungestaltete Figuren erläutern zu wollen, indem die Etruscer, so wie andre barbarische Völker, und selbst die Pelasger *) anfangs keine gewissen Gestalten, Abbildungen und Namen für ihre Gottheiten festgesetzet hatten; dieses aber ist nicht, wie viele sich einbilden, so zu verstehen, als ob sie, mit den abstrakten Vorstellungen derselben zufrieden, sie unter keiner sinnlichen Abbildung verehret hätten, sondern diese rohen Menschen begnügten sich einen Pfahl oder Stein, besonders von einer seltnen Gestalt, Farbe oder Größe, in der Erde zu befestigen, und daher finden wir auch, daß einige Städte noch in späten Zeiten, den Gebräuchen des alten Götterdienstes getreu, einen Stein in Gestalt eines Kegels oder Würffels gebildet, verehret haben. In der Folge aber, als man anfieng, den Vorstellungen der Götter eine menschliche Gestalt zu geben, ließ man es dabey bewenden, diesen Klötzen einen Kopf anzusetzen, nachher auch wohl die übrigen Gliedmaßen, so gut man konnte, anzudeuten, doch ohne Hinzufügung irgend eines Sinnbildes und Kennzeichens. **) Denn es kannte

*) S. die vorhergehende Abhandl. im XVIII. B. der Bibliothek S. 33.

**) Dieser unbestimmten Bildung ist es vielleicht zuzuschreiben, daß die Römer, welche bey Belagerung der Städte die Götter aus denselben zu gehen baten, sich der Formel bedienten, Si deus, si dea es. Eine andere Schwierigkeit, welche gleich-

kannte eine jede Stadt ihren Gott, eine jede Familie ihren Genius oder Laren. Erst in der Folge der Zeit scheint man den Statuen der Götter symbolische Kennzeichen beygelegt zu haben, weil sich die Götter und Abbildungen derselben vervielfältiget, oder weil die verständigsten der Nation bereits über die Natur, Herrschaft und Geschäfte der Götter nachgedacht hatten. Anfangs scheint der Zufall, und bisweilen der Geschmack oder die Willkühr einzelner Personen, viele und mannichfaltige charakteristische Zierrathen der Götter angegeben zu haben, daher man auch an den ältern Abbildungen bisweilen fremde und von den gewöhnlichen ganz abgehende Vorstellungen derselben antrifft; bis nachher ein feinerer Geschmack oder das Bedürfniß der Kunst und die Gewohnheit nur einige wenige von diesen Sinnbildern, mit Verwerfung aller übrigen beybehielt. Es ist daher etwas sehr Gewagtes, über dergleichen Bilder, welchen keine Attribute beygefügt sind, entscheiden zu wollen. Die Ursache aber, warum man diese Werke eher für Abbildungen von Gottheiten, als von Menschen anzusehen hat, ist diese, weil es wahrscheinlich ist, daß die frühern Zeiten, zufrieden mit den Bildnissen der Götter, sich noch nicht einfallen liessen, das Andenken der Menschen durch Statuen zu ver-

gleichfalls oft vorkommen mußte, und in der Auffindung eines römischen Namens für eine fremde Gottheit bestund, läßt sich in folgender Formel wahrnehmen: quocunque tandem nomine appellandus es.

verehren. Denn die Menschen sind von dem Aberglauben, der sie antrieb, sich die Götter, die sie nicht sahen, vorzubilden, ausgegangen, und haben erst späte ihre Talente der Verherrlichung der Tugend gewidmet.

Auch in Rom, so wie in Griechenland und Etrurien, wagte es die Kunst erst nach vielen Zeitaltern, die Götter in menschlicher Gestalt abgebildet darzustellen, da man vorher rohen Steinen und Pfählen Opfer zu bringen gewohnt war, welchen Gebrauch, wie einige Stellen der Dichter zu verstehen geben, der unerfahrne Pöbel viele Zeitalter nachher noch beybehielt. Wir wissen aus des Varro *) Nachrichten, daß die alten Römer mehr als 170 Jahr die Götter ohne Bildnisse verehret haben. Und Plutarch erzählt, daß Numa zwar den Gottesdienst in Ordnung gebracht, aber den Göttern gewisse Gestalten beyzulegen verboten habe.

Die meisten unter den Alten haben dieses so ausgelegt, daß sie daraus einen Beweis für die richtigen Begriffe von der Natur der Götter, welche

*) Beym Augustin. de Ciu. Dei. IV, 32. Eben dieses wiederholet, ohne Zweifel aus der Stelle des Varro Plutarch. Num. p. 65. B.: aus diesem Clemens Alex.; von dem es wieder Euseb. in Praep. Evang. entlehnt hat. Eben dieser Einfalt und Armuth des alten Italiens, und nicht wie Plutarchus und andre thun, philosophischen Gründen, muß man die Opfer, welche in Kräutern und Mehl bestanden, zuschreiben.

che sie dem Numa beylegen, herleiten, vermuthlich, weil man in der Meynung stand, er habe des Pythagoras Unterricht genoßen, ob dieser gleich erst über 100 Jahre nachher gelebt hat. *) Zu unserer Absicht ist es hinreichend, daß man einsieht, die Bildnisse der Götter sind nach dem Numa und in viel spätern Zeiten nach Rom gekommen. Wenn wir uns an des Varro Rechnung halten, so geschah diese Neuerung zu den Zeiten des Tarquinius Priscus. Und dieses giebt die Muthmaßung an die Hand, daß er, der ein Etruscer war, sie aus diesem Lande mitbrachte, und daß also Etrurien schon damals die alte Einfalt verlassen hatte, und seine Götter in menschlicher Gestalt abbildete. Daß aber Numa nicht sowohl eigne, außerordentliche Einsichten besaß, sondern vielmehr die Anstalten und Einrichtungen der benachbarten Völker in Rom einführte, dieses schließe ich aus mehreren Umständen, insonderheit daraus, daß er die, die Augures und Aruspices betreffende Einrichtungen in Rom aufbrachte. Denn diesem Theil des Gottesdienstes waren nicht nur die Etruscer, son-

*) S. die am Ende der Abhandlung beygefügte Untersuchung hierüber. Uebrigens scheint es mir, als ob die Ausschmückung des Andenkens des Numa zum Theil der Ehrbegierde des Pomponianischen Geschlechtes, und der gemeinen Meynung zugeschrieben werden müssen, als ob die Stadt Cures von den Lacedämoniern gestiftet worden, und ihre Einrichtungen von daher erhalten habe.

sondern die meisten barbarischen Völker, besonders die Pelasger und das alte Griechenland ergeben. Numa hat also hierinn weiter nichts gethan, als daß er einen großen Theil der öffentlichen Geschäfte dermaßen von der Bemerkung des Vogelflugs und der Besichtigung der Opferthiere abhängig machte, daß die Gemüther des Pöbels durch die Furcht der Götter konnten im Zaum gehalten werden.

Ich habe zu zeigen gesucht, wie unsicher es sey, von einem jeden alten Bildchen, das griechisch oder römisch aussieht, sogleich behaupten zu wollen, es sey etruscisch, und wie es nicht unmöglich sey, daß ein Theil davon eben so wohl von den angränzenden Völkern herrühren könne. Allein es giebt noch andere besondere Ursachen, welche uns abhalten müssen, über diese Gattung von Alterthümern voreilig, und ohne hinreichende Gründe entscheiden zu wollen. Denn es können nicht nur, wie schon bemerkt worden ist, die benachbarten sowohl als auch entfernten Völker mit einander in Ansehung des rohen Stils und der Behandlung ihrer Werke übereinstimmen, sondern es ist auch nicht unmöglich, daß in der Folge der Zeit einige Figuren und andere Werke von den Galliern und Deutschen, welche diese Gegenden verheeret haben, hieher können gebracht worden seyn, ja, es kann endlich ein jedes Zeitalter, selbst wenn die Künste schon ansehnlich blühen, unwissende und ungeschickte Künstler hervorbringen. Der feine Geschmack in den Künsten pflegt überhaupt sich nicht leicht, als in der Hauptstadt und manch-

manchmal in einem und andern einzelnen Ort zu verbreiten, da indessen in den kleinen Städten, Dörfern, und entfernten Gegenden die Künstler noch mit der größten Unwissenheit kämpfen. Kann es also nicht geschehen seyn, daß jene ungeschickte Werke, an welchen wir Beweise des höchsten Alterthums zu finden glauben, von irgend einem schlechten Künstler späterer Zeiten gearbeitet wurden? oder vielleicht von einem Anfänger, der noch keine Kenntnisse und Geschicklichkeit besaß? Alles dieses kann vielleicht in Ansehung einiger Werke entweder mit Grunde angenommen oder doch in Betracht gezogen werden. *) Alleine von allen läßt sich dieses doch nicht behaupten, weil an einer ungestalten Figur auch die Ungeschicklichkeit, welcher bessere Modelle fehlten, Kennzeichen der Einfalt und des Alterthums an sich trägt, so wie ein schlechter Künstler später Zeiten auch in dem unförmlichsten und plumpesten Werke die Nachahmung nicht verbergen kann.

Diese

*) Von dieser Art ist z. B. ein nackender Mann mit einem Helme t. 11. ein bärtiger Bacchus. t. 53. Ferner ebenderselbe *Mus. Cort.* 7. Ein gewaffneter Soldat mit etruscischen Buchstaben. beym *Sempst.* t. 72. und *Acheront. Passer.* t. 18, 1. 2. und 3. Besonders zeigt sich die Unwissenheit der Künstler an den Genien und Laren. S. *Mus. Etr.* I. 100. sqq. und an den Soldaten, welche Gori Helden überschreibt, t. 108. sqq. Auch sehe man *Cayl.* t. VI, pl. 34, 1. 2.

Diese alten ungestalteten Figuren nun sind theils aus Erzt, theils aus Thon. Daß die Menschen die ersten Versuche der Kunst wahrscheinlicher Weise an Thon vorgenommen haben, läßt die Natur der Sache selbst vermuthen; auch konnte aus Erzt kein Bild gegossen werden, von welchem man nicht vorher ein Modell in Thon gemacht hatte. Doch mußte die Kunst mit dem Erzte umzugehen bey den Etruscern sehr frühzeitig in Aufnahme gekommen seyn, indem selbst jene häßlichen und ungeschickten Figuren doch schon nicht geringe Kenntnisse des Schmelzens des Erztes verrathen. *)

O 2 Muß-

*) So zeigt *Mus. Etr.* t. 9, 2. viel Fleiß und Geschicklichkeit des Künstlers, besonders in den Zierrathen; obgleich der um Vieles zu große Kopf sich nicht zu den übrigen Theilen der Figur schicket. t. 11. Eine ungeschickte Abbildung eines nackenden Mannes, mit einem Helm, wird vom Gori für sehr schön gehalten. Vermuthlich soll dieses Lob der Feinheit und Kunst in der Mischung und dem Schmelzen des Erztes, und dem sowohl sauber und genau gemachten, als auch glücklich abgedrückten Modelle gelten. Andre Beyspiele mögen seyn, ein Dreyfuß t. 144. und ein andrer t. 145. Eine Juno t. 27. welche ebenfalls in dem *Mus. Cort.* t. 5. vorkömmt. Man kann mit ihr ein andres Bild beym *Musell.* t. 30. vergleichen, und noch eines beym *Cayl. Rec.* t. I, pl. 28. 1. 2. welches der Hr.

Wußten aber die Etruscer schon damals das Erzt zu behandeln; wie viele andere Künste müßen nicht

Graf zwar nicht seiner schönen Form und Bildung wegen, aber doch wegen des vollständigen und feinen Gusses lobt. Eben diese Bemerkung äussert er, in Rücksicht einer andern Figur, welche einen gewaffneten Mann vorstellet. T. VI. pl. 35. T. II. pl. 13, 1. befindet sich eine kleine Figur, welche einen Apfel in den Fingern hält, an welcher aber der Künstler, dessen ganze Aufmerksamkeit auf den nur erwähnten Umstand gerichtet war, die übrigen Verhältnisse so wenig beobachtet hat, daß 2 Finger ungewöhnlich und über alle Maßen groß gerathen sind. Dieselbe Figur ist, wie auch der Hr. Graf weiß, schon vom *Laurent. Pignorius* in Origg. di Padova ad C. XI. bekannt gemacht worden, aus dem ich sehe, daß sie kurz vor dieser Zeit (das Buch ist 1625 herausgekommen) im adriatischen Gebiete gefunden worden. Daß in diesen Gegenden etruscische Colonien gewesen sind, ist schon anders woher bekannt. Von den beiden andern kleinen Figuren, welche bey *Pignori* zu finden sind, ist die eine wiederholet im *Mus. Etr.* t. CI, 2. Cf. apud Com. *de Caylus* T. V. pl. 33. 34. 35. et T. IV. p. 37. ad tab. 25, 1. welche Figur nach seiner Meynung den Harpokrates der Aegypter vorstellen soll. Allein die Figur ist zu plump und ungeschickt, als daß der Künstler eine ägyptische Arbeit vor Augen

nicht bey ihnen in Aufnahme gewesen seyn, ohne welche die Metalle gar nicht gegraben, gereiniget, geschmolzen,und mit einander gemischet werden können? Was für Erzgruben die Etruscer gehabt haben, ist uns zwar heut zu Tage unbekannt, allein wir dürfen uns darüber nicht wundern, indem nach dem Zeugnisse des Plinius (Lib. III, 20.) „die Römer, obgleich Italien in Hervorbringung aller Arten von Metalle keinem andern nachstehet, dennoch nachdem sie dieses Land durch die Waffen bezwungen, durch einen Schluß des Raths, welcher nicht wollte, daß Italien erschöpft werden sollte, den weitern Anbau der Bergwerke untersagten." Daher läßt es sich erklären, warum jene berühmten Bergwerke bey Temesa in Bruttien schon zu des Strabo Zeiten nicht mehr gebauet wurden. (lib. VI, p. 25.) Es verfielen also auch die Bergwerke der Etruscer, und mir ist unbekannt, ob man noch gegenwärtig in diesem Lande Spuren der alten Bergwerke entdecket, doch finde ich überhaupt eine große Anzahl von Bergwerken vom Targioni Tozzetti angeführt. Hierzu kömmt noch, daß die Etruscer vor Zeiten Campanien, welches sehr reich an dergleichen Minen war, und die diesseit des Po gelegnen Gegenden

gen gehabt, oder an ein Sinnbild des Stillschweigens gedacht haben sollte. Auch Italien hatte seine Angerona, und auch andre Götter konnten ja in dieser Stellung abgebildet werden.

inne hatten, und also verschiedene Bergwerke in d n längst den Alpen gelegenen Striche, dem Bergomatischen Gebiete und andern Gegenden bauen konnten.

Da die Etruscer so frühzeitig die zur Bearbeitung der Metalle erfoderlichen Kenntnissen besaßen, so darf man sich nicht wundern, wenn sie sich in den folgenden Zeiten in eben dieser Kunst, in welcher ihnen die öfteren Versuche und Erfahrungen immer neue Kunstgriffe an die Hand gaben, besonders hervorgethan haben, zumal da sie soviel Geschmack an den Figuren aus Erzt fanden, daß allein die Stadt Volsinii derselben 2000. soll besessen haben. *) Es gelang daher den Etruscern sogar kolossalische Statuen aus Erzt zu gießen, dergleichen der toscanische Apoll 30 Fus hoch war, dessen Plinius gedenkt **): ein Kunstwerk von nicht geringem Werth, zumal, wenn es durch einen einzigen Guß vollendet worden. Daß sie außerordentliche Mühe und Sorgfalt auf den Ausdruck der Haare und Kleiderfalten wendeten, braucht, nachdem Winkelmann und der Gr. v. Ca l s dieses schon bemerket haben, nur mit einem Worte angezeigt zu werden.

(Die Fortsetzung künftig.)

II.

*) *Plin* XXXIV, 7. f. 16. Auch war, glaube ich, der Thron, welchen der König Ariminus nach Olympia schickte, in eben dieser Materie gearbeitet. ap. *Pausan.* V. 22.

**) ibid. f. 18.

II.

Notizie iſtoriche degl' intagliatori. Opera di *Gio. Gori Gandellini* Saneſe. Tomo III. (433 S.) gr. 8.

Ungeachtet ich nicht Willens bin, diejenigen Künſtler oder Kupferſtecher anzuführen, welche man beym Gandellini nicht findet, indem dieß zu weitläuftig ſeyn würde; ſo kann ich doch nicht umhin, bisweilen einige herzuſetzen, von denen ich bisher keine weitere Nachricht, als ihren bloße Namen, finden können. Vielleicht ſind andere Liebhaber glücklicher, als ich.

Dergleichen iſt, Joh. Felix Paduan. Er hat ein Blatt geſtochen, welches das Kind Jeſus vorſtellet, ſo den kleinen Johannes umarmet. Es iſt bezeichnet: Io. Felix Paduan Nap. incidebat. Der Hr. D. Möhſen in Berlin beſitzet das Portrait eines Neapolitaniſchen Arzts, Namens Julius Cäſar Baricelli, welches ebenfalls Felix Paduan bemerket iſt.

Ich komme nun zu den Meiſtern, welche Gandellini in ſeinem dritten Theile beybringt.

Egidio van Pandeſen, iſt Egbert van Panderen.

Gier Gentile Panfili, iſt mir nicht bekannt. Ich kenne aber einen Maler Giuſeppe Panfili genannt, nach welchem die Nonne Eliſabeth Piccini ein Blatt geſtochen hat.

Francesco de Pavoli, heißt eigentlich Paoli.

Giovanni Papillon, von diesem Künstler und von seinem Werke habe ich bereits an einem andern Ort meine Meynung sattsam gesagt. Wir haben noch einen Künstler dieses Namens, der in Florenz gearbeitet, und eine Jungfrau Maria mit dem Kinde Jesus und dem kleinen Johannes gestochen hat. Dieß Blatt ist bezeichnet: Fons sapientiæ, *M. Papillon* fec.

Isabella Parasoli. Das Stickereybuch, wozu sie die Zeichnung gemacht, ist nicht, wie Gandellini sagt, von ihr selbst, sondern von Mauritio Bena 1636. gestochen worden, und Villamena hat das Tittelblatt dazu gemacht.

Girolamo Parasoli, soll heissen Geronima. Sie war eine Muhme des Leonardo.

Baptista da Parma war eigentlich ein Kupferstichhändler in Rom, und Giacomo da Parma, der sich ordentlich Jacobus Parmensis schreibet, ein Maler. C. Cort hat 1577. nach diesem Letzteren ein Blatt gestochen. Er selbst hat aber auch in Kupfer geätzt.

Crispino de Paß war ein geschickter Zeichner und Kupferstecher. Man findet sehr wenige Nachricht von diesem Künstler und von seinen Kindern. Auch hat Gandellini verschiedene Fehler in diesem Artikel gemacht; ich will also, soviel mir von ihm bekannt ist, hieher setzen. Er nennet sich auf seinen Blättern bald Crispian de Paß, bald

bald van de Pass, bald Crispin van Pass, oder de Passe, und lateinisch: Crispinus Passæus. Sandrart sagt, er sey zu Cölln geboren, wozu ihn der Umstand, daß er etliche Jahre in dieser Stadt gewohnt, sein Sohn Crispin der jüngere vielleicht auch daselbst geboren worden, verleitet hat. Allein auf einem Kupferstich, so er nach Joh. Heinr. Wegman gestochen, stehet deutlich: Crispian van de Passe Zeelandus sc. et exc. Coloniæ. Wegman war ein Maler von Luzern, und das Blatt stellet den Erzengel Gabriel vor, der die menschliche Seele in einer Wagschale und die weltlichen Dinge in der andern Schale wäget Ueberdieß sagt M. Quad im Kinkelbach deutlich, daß er in dem Städtchen Arnemuiden, gemeiniglich Armuïen, in Zeeland geboren sey. Sein Geburtsjahr aber ist so unbekannt, wie sein Sterbejahr. Anfänglich hat er bey Coornherdt gelernt: und in der Vorrede seines Zeichen- und Malerbuchs sagt er selbst: daß er hiernächst in Frankreich von dem Königl. Hofmaler, Fréminet, desgleichen in den Niederlanden von Peter Paul Rubens, von Abraham Bloemart, und von Paul Morelsen, Malern und Baumeistern der Stadt Utrecht, sich unterrichten lassen, desgleichen, daß sein Freund, der edle Herr van der Burch mit ihm die Akademie fleißig besucht habe, worinnen damals die berühmtesten Künstler seiner Zeit gewesen.

Wenn der Prinz Moritz von Nassau ihn eigentlich, wie er in eben dieser Vorrede sagt, nach Paris gesandt, um daselbst in der von dem Ritter Pluvinel angelegten Akademie die adeliche Jugend im Zeichnen zu unterrichten, kann ich nicht sagen. So viel ist gewiß, daß Pluvinel 1620 gestorben ist. Nach seinen Kupferstichen muß er zwischen 1607 und 1612 gelebt haben. Im Jahre 1613 kamen Rollenhagii Emblemata in 100 von ihm gefertigten Kupferstichen zu Utrecht heraus. Das Werk Speculum Heroicum Principis Poëtarum Homeri in 26 Kupfern, so mit eben dieser Jahrzahl bezeichnet seyn soll, habe ich niemals gesehen. Seinen Hortum Floridum aber hat er 1614 herausgegeben, und 1620 ließ er das Buch Hereologia Anglica auf seine Kosten in Arnheim drucken. Obwohl die Bildnisse daselbst mit keinem Namen eines Künstlers bezeichnet sind, so ist doch zu vermuthen, daß er mit daran gearbeitet habe. Ob aber, wie einige wollen, seine Söhne ihm geholfen, solches ist ungewiß.

Im J. 1624 hat er zuerst sein Reiß- und Malerbuch italienisch, französisch und holländisch in Amsterdam herausgegeben. Es bestehet in fünf Abtheilungen, die erste ohne Jahrzahl, aber die zweyte mit M. DC. XXIV. bemerkt. Diese Auflage wird selten gefunden, ist aber in der Churfürstl. Bibliothek in Dresden vorhanden. Hiernächst ist dieß Werk verschiedentlich wieder aufgelegt worden. Ob der alte Crispin, sowohl als seine Tochter Magdalena, und sein Sohn Cri-

Crispin der Jüngere in Engelland gewesen, weiß man nicht, ob sie wohl verschiedene Bildnisse von Engelländern gestochen haben. Eben so ungewiß ist es, ob das Zeichen CP allemal bloß den Vater und CP allein den Sohn anzeige. Ueberhaupt haben wir außer den Kupferstichen zu Pluvinels Reitschule, welche 1625 zu Paris chez Michel Nivelle herausgekommen, und die nach dem Titel von dem jüngern Crispin verfertiget worden, auch lauter Bildnisse vorstellen, sehr wenig Blätter mit dem Namen des jüngern Crispins bezeichnet. Marolles führet auch eine Barbara de Passe an, die eine Schwester der Magdalena seyn soll, von welcher ich aber nichts gesehen habe. Ohne Zweifel hat er selbige mit Barbara, Crispin von den Broeck Tochter, verwechselt. Von dieser haben wir ein jüngstes Gerichte bezeichnet: *Crispine van den Broeck*, inv. *Barbera Fil. Crisp.* Sc. Ich finde auch, daß man bisweilen Crispin von den Broeck für Crispin von den Pass angesehen hat, zumal da sich der erste auch bloß Crispin auf seinen Blättern genannt.

Wilhelm, und Simon de Passe, ebenfalls Söhne des alten Crispins, sind beide in Engelland gewesen, ersterer ist dort gestorben; er bemerkte seine Blätter $\frac{P}{W}$ und hat verschiedenes unter Nicolas Hilliard gestochen. Simon gieng endlich nach Koppenhagen in des Königs

von

von Dännemark Dienste. Sein Sohn Johan de Passe war ebenfalls ein Kupferstecher.

Jean Jaques Pasquier, ein Zeichner und Kupferstecher in Paris, ist ein Schüler von Natoire.

Carla Caterina Patina. Ihr Buch ist eigentlich zu Padua 1691 gedruckt worden.

Guillelmo, Pavneel, ist Pannelss, der bereits vorher schon von Gandellini angeführet worden.

Pietro le Pautre war ein Sohn des Antoine, und nach d'Argenville 1660 geboren.

Jean le Pautre ist, nach des Lavocat Dictionaire, nicht Peters Bruder, sondern Vetter, zu Paris 1617 geboren. Ein geschickter Zeichner und Kupferstecher, der 1677 in die Akademie aufgenommen ward. Seine architektonische Werke und Verzierungen sind 1751 in 3 Foliobänden zusammen herausgekommen. Er hat aber ausserdem noch vieles, nach verschiedenen Meistern gestochen. Wir haben noch einen Pierre le Pautre den jüngern, einen Sohn von Jean. Er war ebenfalls ein Architekt und Kupferstecher. Er nennet sich Dessinateur et Graveur du Roi Louis XIV. und ist ungefähr 1720 in Paris gestorben.

John Payne war ein Schüler von Simon de Passe, und der erste Engelländer, der sich durch seinen Grabstichel berühmt gemacht hat; wie solches Vertue, in denen von Walpole herausgegebenen Anecdotes bemerket.

Edu-

Eduard und Robert Peacke, zwey Engelländer, lebten ungefähr 1612 bis 1625 unter Karl den II. und waren vermuthlich des Kupferstichhändlers Wilhelms Söhne. Eduard war ein Kupferstecher, und Robert ein Maler und Bildhauer.

N. Pean soll den betrunkenen Noah nach Rubens gestochen haben. Mir ist weder das Blatt, noch der Kupferstecher bekannt; ich finde ihn auch nicht beym Basan.

W. Pecinus. Das Blatt, welches Gandellini von diesem Meister nach Rubens anführet, wo ein Engel das Schwert aus der Maria Brust ziehet, ist eigentlich von W. de Leeuw gestochen. Pecinus, der sich gemeiniglich Picinus nennet, war zwar ein Kupferstecher, er heißt aber nicht W. sondern Jacob.

Penna, ist Jean Pêne. Der Kupferstichhändler Gennari zu Bologna hat auf die Sammlung von 15 Landschaften, welche Jean Pêne nach dem Guercino gestochen, dem Namen Penna setzen lassen.

Luca Penni, ein Maler und Kupferstecher. Bey diesem Künstler ist anzumerken, daß, ob er wohl ein Florentiner war, derselbe sich doch bisweilen auf seinen Blättern Lucas Romanus nennet, ohne Penni darzuzusetzen, bisweilen steht auch Luca Penni R. Das Zeichen R so Gandellini beybringet, bedeutet nicht, wie er meynt, Penni, sondern René Boivin, der nach Penni seinen Zeichnungen gestochen hat.

Gior-

Giorgio Penez, iſt Pens.

Gabriel Perelle, der Vater, ſcheinet mit ſeinen Söhnen Adam und Nicolas in Stockholm geweſen zu ſeyn; denn ſie haben verſchiedene Blätter in dem daſelbſt herausgekommenen Werke Suecia hodierna et antica geſtochen.

Matteo Perez di Aleſſio, war ein Maler. Ich habe niemals ein Blatt geſehen, ſo er ſelbſt geſtochen, oder geätzt hätte. Allein Pierre Perret hat nach deſſen Gemälden, ingleichen Fr. Lucini zu Bologna 1631. die Malereyen des großen Saals in Malta in 16 Blättern nach ihm geſtochen.

Wir haben auch einen Kupferſtecher Jean Perez genannt, ebenfalls einen Spanier, welcher etliche Blätter verfertiget hat.

Perſecutor, oder auch Perſecoutor. So hat Marolles denjenigen Meiſter genannt, der ein $ zum Zeichen braucht. Wir haben noch einen andern Künſtler, der neuer iſt, welcher ſich eben ſo bemerket, und der ſich zugleich Servout oder Sherwouter nennt, von dem unten ein Mehreres. Der erſte mit dieſen Zeichen iſt eigentlich ein Schüler von Auguſtin dem Venezianer geweſen, und hat 1530 bis 36 gearbeitet, ſein Name iſt aber nicht bekannt. Florent le Comte und andere haben dem Marolles nachgeſchrieben.

Guglielmo Perrier von Macon; ſein Taufname heißt eigentlich Gabriel, und d'Argenville hat aus Verſehen das G. vor Guillaume genommen. Mir iſt nicht bekannt, daß er jemals

mals in Kupfer gestochen; aber Gabr. le Brun hat nach ihm ein Blatt geätzt.

Egidio Edme Petit. Auf einem Kupferstiche, nach Frere André, stehet *Petite sculp.* Dieß ist niemand anders, als dieser Eg. Edme Petit der Vater, welcher auch für Crozat gearbeitet hat. Von seinem Sohne sind auch verschiedene Blätter gestochen worden, und wir finden noch mehrere Künstler, so den Namen Petit geführet.

Jean Robert Petit, ein anjetzt in Paris lebender Kupferstecher, ist von Rheims gebürtig, und ein Schüler des Bachelier.

Martinus Petrejus, heißt eigentlich Martin Petri.

Wir haben auch einen Kupferstecher, Jacobus Petri, der zu Erfurt gelebt hat.

M. Peuvir, der eine Löwen und Wolfsjagt nach Rubens gestochen haben soll, ist nirgends zu finden.

Georg Pfrundt, ist nach seinem, von Nicol. von Held gemalten, und von H. C. Eimart gestochenen Bildnisse, zu Flachsland, nahe bey Winshem 1603 geboren, und zu Durlach 1663 gestorben. Leigebe hat ebenfalls sein Portrait, aber sehr schlecht gestochen.

Carl Philips, ist eigentlich ein Holländer. Er hat 1766 eine Lage von 28 artigen Landschaften und Mondlichtern incl. des Tittels herausgegeben, worinnen ein Stück auf Zeichnungsart verfertiget ist, dergleichen er ausser dieser Lage noch

noch mehr gemacht hat. Das Bildniß von P. van Laar, so er zweymal mit Veränderungen gestochen, ist sehr rar.

Johann Caspar Philips hat seit 1730 verschiedenes für die Buchhändler in Holland verfertiget.

Im vorigen Seculo lebte im Haag ein Kupferstecher, der sich Pierre Philippe nannte, von dem wir unter der Jahrzahl 1660 einige Blätter haben.

Ausser dem von Gandellini angeführten Picarts finde ich noch beym Marolles, Anne Picart, die ebenfalls in Kupfer gestochen haben soll. Desgleichen Nicolas Picart, der im vorigen Seculo ein Kupferstichhändler in Paris war. P. Picart aber, der sich auch Pickart schreibt, ist ein Holländer und Schüler des Romein de Hooghe.

Giacomo Picini, bisweilen auch Pecini, nennet sich des Königs von Frankreich Kupferstecher, und lebte in Venedig.

Isabella Picini ist seine Tochter; sie war eine Nonne in einem Kloster zu Venedig, und hat ebenfalls vieles gestochen.

Ausser Thomaso Picquet, haben wir noch einen Kupferstecher Jean Picquet, der in der Mitte des 17ten Seculi zu Paris lebte, auch zuweilen mit Claude Melan arbeitete. Marolles nennet ihn den Traurigen.

Ich finde auch einen H. Piquet, der gezeichnet und gestochen hat.

Nico-

Nicolas Pigné, war der Schwager des Nicolas Dorigni, und hatte unter B. Picart gearbeitet. Er gieng nach London, wo er vermuthlich gestorben ist.

Ausser Paolo Pilaja haben wir annoch Filippo Pilaja, ebenfalls einen Kupferstecher.

Antonio Pollajolo. Vasari nennet ihn Pollajuolo. Er ist einer von den ersten italienischen Kupferstechern, welcher zu gleicher Zeit mit Maso Finiguerra und Baccio Baldini gelebt hat. Ein Blatt, worauf verschiedene nakte Figuren zu sehen, die mit einander fechten, ist mit seinem Namen, nämlich: Opus Antonii Pollaioli Florentini bezeichnet. Sonst habe ich keines mit seinem Namen gefunden. Man schreibt ihm aber auch die zwey Blätter von der Geschichte des Herkules zu, wo auf dem ersten, Antheus dergestalt vom Herkules gedruckt wird, daß er den Mund offen hat, als ob ihm der Odem entgehen wollte. Antheus ist fast von vorne zu sehen, und will den Herkules zurückhalten, indem er ihm mit den Händen beym Halse greift. Der hintere Grund zeiget nichts weiter, als den Schatten von den Figuren und unten die Erde an. Das Blatt ist 9 Zoll 5 Lin. hoch, oben rund, und 6 Zoll, 2 L. breit.

Die zweyte Vorstellung zeiget den Herkules, wie er eine korinthische Säule fortträgt: ist 10 Z. 2. L. hoch, und 6 Z 6 L. breit.

Pollajuolo hatte eigentlich 3 Stücke vom Herkules mit bewundernswürdiger Kunst und

Stärke in den Mediceischen Palast zu Florenz gemalt, nämlich 1. Herkules und Antheus. 2. Herkules mit dem Löwen, und 3. Herkules mit der Schlange, welche Vasari weitläuftig beschreibet. Ob dieß erste hier oben angeführte Stück vom Antheus ein bloßer Entwurf zu seinem Gemälde sey, oder nach dem Gemälde von ihm verfertiget worden, kann man nicht mit Gewißheit sagen, weil die Malereyen, wegen der mit diesem Palast vorgenommenen Veränderungen, nicht mehr vorhanden sind. Indessen haben wir von den alten Meistern, die zu der Zeit gelebet, da diese Malereyen noch zu sehen waren, dergleichen Vorstellungen, die vielleicht nach selbigen gefertiget worden. Diese Stücke sind insgesammt rar, und ich will solche hersetzen, in Hoffnung, daß es den Liebhabern nicht unangenehm seyn wird.

Mantegna hat den Herkules, welcher den Antheus erdrückt, zweymal gestochen. Beide Blätter sind ohne Namen. Auf der ersten hält Herkules den Antheus in der Luft, welcher fast von Hinten zu sehen ist. Zur Rechten stehet ein Sturz von einem Baume, wo die Löwenhaut, der Schild und die Keule ebenfalls liegen. Zur Linken liest man in einer perpendicular Linie DIVO. HERCVLI. INVICTO. Die Höhe des Blattes ist 12 Zoll 6 Lin. und die Breite 9 Z. 6 L.

Auf dem zweyten ist Antheus fast von der Seite zu sehen. Er wird dergestalt gedrückt, daß er den Mund öffnet. Zur Linken steht der Sturz eines Baums, und daselbst liegt auch der Köcher,

die

die Keule aber zwischen den Füßen des Herkules. Man liest ebenfalls in einer perpendicular Linie dieselben Wörter, wie im vorigen. Beide Stücke sind von Joh. Antonio Brixensi copiret worden, und mit seinem Namen bemerket.

Die zweyte Vorstellung, so Mantegna gestochen, ist Herkules mit der Schlange, die sich um seinen Arm gewunden hat, und die er mit der rechten Hand zu tödten drohet. Auf diesem Blatte liest man ebenfalls in einer perpendicular Linie: DIVO. HERCVLI. INVICTO. aber am Ende der Schlange zur Rechten stehen die Buchstaben I. F. T.

Wenn die Manier des Mantegna nicht so deutlich auf diesem Stücke zu sehen wäre, und mehrere Geschicklichkeit anzeigte, als wahrscheinlicher Weise die ersten Kupferstecher gehabt haben, so könnte man solche Buchstaben rückwärts *Tomaso Finiguerra Incidit* lesen; wie solches bereits Mariette, aber auch zugleich die Unwahrscheinlichkeit davon, bemerket hat.

Joh. Anton Brixensis hat die Vorstellung, wie Herkules den Löwen würget, gestochen. Das Blatt ist mit seinem Namen, und im Grunde mit den Worten D. HERC. IN VICTO bezeichnet. Es hat 10 Zoll 3 L. in der Höhe, und 9 Z. 3 L. in der Breite.

Ein anderer Meister, der sich Robetta nennt, hat ebenfalls zwey von diesen Vorstellungen gefertiget. Die erste zeiget den Herkules, welcher den Antheus mit beiden Händen in die Höhe hebt,

und ihn dergestalt drückt, daß er schreyet. Im rechten Winkel sitzet ein kleines Kind, und der Grund stellet eine rauhe Landschaft vor. Auf dem Blatte stehet kein Name. Das zweyte stellet den Herkules vor, wie er die Schlange tödtet, und ist mit den Namen RBTA. bemerket. Beide sind von gleicher Größe, nämlich 9 Z. 10 L. hoch, und 7 Z. 4 L. breit.

Gandellini hat uns bey den Namen Baccio Baldini und Maso Finiguerra auf gegenwärtigen Artikel verwiesen. Ich will also hier nachholen, was ich dort nicht beygebracht habe.

Vom Finiguerra haben die Liebhaber, aller Bemühungen ungeachtet, kein Blatt, welches man unstreitig demselben zuschreiben könnte, gefunden, wie solches schon an andern Orten oft angeführet worden.

In dem Königl. Kupferstichcabinet zu Paris sind zwey kleine Blätter, die, wo jemals von diesem Meister wirklich etwas vorhanden ist, ihm vor andern zugeeignet werden können.

Das erste stellet Laubwerk vor, wo in der Mitten eine Rüstung zu sehen, und es ist 3 Zoll 6 Lin. breit, und 1 Zoll hoch; unten AF bezeichnet.

Im zweyten sieht man unter dem Laubwerke drey Kinder, eins in der Mitten, und an jeder Seite eines. Im linken Winkel stehet dasselbe Zeichen AF Es ist 2 Zoll 2 Lin. breit, und 1 Zoll hoch.

Marc.

Marc. Antonio, der sich ebenfalls desselben Zeichens bedienet, hat gewiß diese Stücke nicht gefertiget, und sie sind offenbar von einem Goldschmiedt, also, daß man es wohl Maso Finiguerra erklären könnte. Daß aber dieser Goldschmiedt etwas in Kupfer oder Metall müsse gestochen haben, solches kann man wohl nicht läugnen: allein nichts Besonders kann es wahrscheinlicher Weise auch nicht gewesen seyn, sonst würden die ersten italienischen Schriftsteller es bemerket haben. Ich glaube also, daß es bloßes Laubwerk und Zierrathen gewesen, dergleichen die Goldschmiede auf ihrer Arbeit zu graben gewohnt sind.

Vom Baccio Bandinelli habe ich in meinen Nachrichten von Künstlern, und in meiner Idée generale die beiden Vignetten beygebracht, welche entweder derselbe, oder Pollajuolo zu dem Gedichte des Dante von der Hölle gestochen. Bey fernerer Untersuchung ist mir bis itzt noch kein Exemplar der Florentinischen Auflage dieses Poeten von 1481. weiche ungemein rar ist, vorgekommen, worinnen mehr als diese beiden Vignetten wären, und wenn deren drey sind, so ist die dritte allemal eine Wiederholung. Nur das Exemplar im Vatican zu Rom hat 19 Vignetten, so allemal am Ende des Gesanges, wo der Platz bey den übrigen Exemplarien ledig gelassen, gedruckt sind. Da ich von selbigen eine ausführliche Beschreibung erhalten, so will sie den Liebhabern mittheilen.

Die dritte Vignette stellet eine Menge Seelen vor, welche der Fahne nachfolgen, die einer der bösen Geister trägt. Virgil und Dante sind mit dabey. Beide sieht man abermal zur Linken neben einer Thüre, wo geschrieben steht: per me si vada. Es ist daselbst ein Fluß mit einem Kahn, von einem bösen Geiste geführet, und neben demselben eine Figur, die schläft. Am Ufer stehen zum dritten mal Virgil und Dante. Ersterer redet mit dem bösen Geiste, und Dante höret furchtsam zu.

Die vierte Vignette: Ein Schloß mit einem Fluß umgeben, so 7 Thüren auf Art von Thürmen hat, welche höher, als das Gebäude sind, das aus dem Wasser hervorragt. In der Mitte ist eine Wiese, wo verschiedene Personen mit beiden Poeten sprechen. Zur Rechten kommen dieselben Personen abermal von der Wiese zurück, und zur Linken die beiden Figuren.

Die fünfte Vignette. Zur Linken sitzet Minos auf einem Stein, und indessen, daß er mit dem Poeten redet, lieget eine Seele auf den Knien, und erwartet ihr Urtheil. Das ganze Blatt ist voller Seelen, welche sich in verschiedenen Wendungen, zu ihrem bestimmten Ort hinstürzen. Die beiden Poeten stehen zum zweyten mal auf der rechten Seite.

Die sechste Vignette. Ein großer Hagel fällt auf die Seelen, welche zu heulen scheinen. In der Mitte ist Cerberus, welcher den Rachen gegen die Poeten öffnet. Virgil pflückt etwas von

den

der Erde, um es dem Cerberus ins Maul zu stecken. Dante sieht erschrocken zu. Zur Rechten reden abermal die beiden Poeten mit einer Seele.

Die siebende Vignette. Die Seelen bemühen sich, große Lasten bald hie bald dorthin zu wälzen; indessen sieht man die Köpfe beider Poeten aus der Erde hervorkommen. Auf der linken Seiten stehen diese Poeten abermal, und sehen die Arbeit der Seelen mit an. Zur Rechten aber in der Höhe redet Virgil mit einem abscheulichen Geiste, und Dante höret zu.

Die achte Vignette. Zur Linken sind zwey Thürme, wo in der Thüre des einen ein böser Geist hineingeht, und vor der zweyten sind die beiden Poeten, welche nach dem Flusse zu gehen, in dessen Strom die Seelen zwischen zwey Kähnen schwimmen, welche von einem bösen Geiste geführet werden. In dem einen lieget Virgil neben Dante und redet mit einer Seele, und dem bösen Geiste, der den zweyten Kahn führet. Die Mauern bestehen aus großen Steinen, und die Poeten kommen von der Seite zum viertenmal hervor.

Die neunte Vignette stellet fast eben das vor. Es sind auf der einen Seite ebenfalls zwey Thüren, aber vor der einen steht ein Engel mit einer Ruthe, welcher denen um ihn herumstehenden bösen Geistern den Eingang verwehret. Auf dem Thurme sieht man die drey Furien in Flammen. Eben der Engel steht auch auf dem Flusse, und hat den Fuß auf den Kopf einer Seele gesetzt, welche schwimmt, und mit Virgil, der an dem

Ufer steht, redet, welcher in seinen Händen den Kopf des Dante hält, damit er nicht die Meduse sehe, die auf ihn zukömmt.

Die zehnte Vignette. Hier sind viele Grabmäler zu sehen, desgleichen ein Fluß, wo zur Linken zwey böse Geister neben einer Thüre sich befinden. Gegen über erscheinen die beiden Poeten, und ebendieselben stehen abermal bey einem Grabmahl, aus welchem Feuer fährt. Man sieht den Dante zum drittenmal, jedoch nur allein, indem er mit einer begrabenen Seele redet.

Die eilfte Vignette. Aus verschiedenen herumliegenden großen Steinen, kommen Flammen und Köpfe der Seelen hervor, die daselbst begraben worden. Die Poeten erscheinen hier nur einmal.

Die zwölfte Vignette stellet die Schlacht der Centauren vor. Hier erblickt man die Poeten dreymal, aber einmal reitet Dante auf dem Rücken eines Centaurs.

Die dreyzehnte Vignette. In dem Walde der Harpyen sitzen einige auf den Bäumen, andere fliegen herum. Man sieht hier die Poeten gleichfalls dreymal, und Virgil hält den Dante, welcher bey Erblickung einer schwarzen Hündinn, die ihn anfällt, zur Erden fallen will.

Die vierzehnte Vignette. Eine mit Bäumen umgebene See speyet Feuerflammen aus, auf welcher sich verschiedene verdammte Seelen, die Feuer auf dem Rücken haben, und sich abscheulich geberden, befinden. Sowohl zur rechten, als linken

linken Seite des Sees stehen jedesmal die beiden Poeten.

Die funzehnte Vignette. Ebendieselbe See mit Flammen und mit klagenden Seelen, die Feuer auf dem Rücken haben. Sie ist aber mit keinen Bäumen umgeben. Die Poeten befinden sich auf einem Flusse, welcher zur Linken neben der See hinfließt. Dante bückt sich, und erwischt eine Seele bey den Haaren.

Die sechzehnte Vignette. Eben die See mit geplagten Seelen. Aber der Fluß geht zwischen zwey Ufern fast mitten durch, und fällt in eine Höhle, wo ein großer Kopf herauskommt. Die Poeten sind allhier zweymal zu sehen. Einmal redet Dante mit drey Seelen, und das zweyte mal flieht er in die Höhle hinein.

Die siebzehnte Vignette. Auf ebendemselben See, in den Flammen, sind drey Seelen, welche das Wappen ihrer Familie auf der Brust tragen, und mit Dante reden. Am Ufer des Flusses ist ein wildes Thier mit einem menschlichen Gesichte, und spitzigen Schwanze, welches mit Daute redet: Virgil sitzet dabey. Oben sind abermal die Köpfe der drey Seelen, welche durch die Höhle gehen.

Die achtzehnte Vignette. Ein Fluß voller Seelen, die von bösen Geistern gepeitscht werden, und den Fluß hinunterschwimmen. Andere aber stehen feste, und heulen. Die beiden Poeten reden mit ihnen. Alle Beide erscheinen

zum zweyten male am Rande des Blattes, und reden mit dem wilden Thiere.

Die neunzehnte Vignette. Aus einem stehenden Sumpfe kommen Schenkel hervor, die auf den Fußsolen eine Feuerflamme haben. Hier sieht man die Poeten viermal an verschiedenen Orten.

Da das Gedichte des Dante von der Hölle 34. Gesänge hat, so fehlen noch 15. Vignetten. Vielleicht glückt es künftig einem Liebhaber auch solche zu entdecken.

Pombart soll Lombard heißen.

Pompeo Aquilano, ein Maler. Gandellini glaubt, er habe auch in Kupfer gestochen. Die beiden Stücke aber, so er anführt, sind von Horazio de Santis gemacht, der sich auch Aquilano nennet. Daher mag der Irrthum entstanden seyn.

Paul Pontius, ist von Gandellini unter zweyerley Namen: nämlich unter Abbate Paolo de Pontchateau, und unter Paolo Ponsio, oder Ponce angeführet. Er hat aber schon selbst gemuthmaßet, daß es vielleicht einerley Person seyn möchte. Indessen ist doch der Abbe' de Pontchateau von Paul du Pont ganz unterschieden. Er war ein Liebhaber der Künste, lebte zu Marolles Zeiten, und hat zwey Blätter zu seinem Vergnügen geätzt.

Cri-

Crispin van Queborn war ein Maler von Utrecht gebürtig, der sich zugleich mit aufs Kupferstechen gelegt hatte.

Quellinus. Bey dieser Gelegenheit will ich die Künstler, welche solchen Namen geführet hersetzen, so wie ich sie nach vielen Untersuchungen herausgebracht habe.

Artus Quellinus, der geschickte Bildhauer, Zeichner und Baumeister ist durch seiner Bildhauerarbeit des Amsterdamer Rathhauses bekannt. Er muß im Anfang des 17ten Seculi schon gearbeitet haben, und wenn ich rechne, daß er bey Franz Quesnoy gelernt, und daß sein Sohn ihm bereits bey der Amsterdamer Arbeit helfen können, so muß er älter, als sein Vetter Erasmus gewesen seyn.

Sein Sohn Artus Quellinus, der Jüngere, ein geschickter Bildhauer, Baumeister und Zeichner, war zu St. Truden geboren, und wohnte zu Antwerpen. Er hinterließ zwey Söhne, davon der älteste, dessen Taufname nicht bekannt, aber nach einer in Lübeck erhaltenen Nachricht, Johann Erasmus hieß, nach Engelland gieng, und in London, als Bildhauer, vielleicht auch als Maler, im 23 Jahr seines Alters starb. Der jüngere Sohn Thomas Quellinus begab sich nach Deutschland, wo er zu Kopenhagen, zu Hamburg, und sonderlich zu Lübeck viele herrliche Stücke gefertiget hat. Er lebte daselbst von 1694. bis 1701. und der schöne marmorne, in der Hauptkirche dieser Stadt von ihm gefertigte Altar ist in Paul Heinekens Werke, von der Perspectiv im

Kupfer-

Kupferstiche zu sehen.*) Eine andere Linie fängt sich mit dem bekannten Maler Erasmus Quellinus an, welchen ich für des alten Artus Bruders Sohn halte.

Dieses Erasmus Sohn hieß Johann Erasmus, und kam 1660. in seinen 27ten Jahr, wie Houbraken sagt, nach Rom, war also 1632. oder 33. geboren. Dargenville führet ebendieß aus dem Houbraken an. Descamps hingegen, und nach ihm der Uebersetzer des Dargenville sagen, er sey 1629. geboren, und 1715. gestorben. Der Sohn des Johann Erasmus, welcher, eben wie sein Vater und Großvater ein Maler war, gieng nach Frankreich, und arbeitete daselbst. Weiter habe ich von dieser Familie nichts gefunden.

De Quey nennet sich eigentlich de Queys.

Quintilien, dieser Künstler ist mir nicht bekannt.

Giovanni Raimond nennet sich auch Jean Resmond.

Marc Antonio Raimondi. Dieser Artikel ist der stärkste in des Gandellini ganzem Werke. Er hat zugleich ein weitläuftiges Verzeichniß von den Kupferstichen dieses Künstlers beygefügt, welches aber sehr fehlerhaft ist, indem er, nach dem

*) Uffenbach hält es für unglaublich, daß es 24000 gekostet hat. Wer aber dieß besonders schöne Stück der Kunst recht betrachtet, wird finden, daß die Kosten nicht zu hoch angesetzt sind.

dem Exempel des Florent le Comte verschiedene Blätter anführet, welche dieser Meister nicht gefertiget hat. Ausserdem stehen einige Stücke zwey, bis dreymal unter verschiedener Benennung in diesem Catalogus, die doch einerley sind. Die Jungfrau Maria, so die Stufen hinansteigt, desgleichen der Heiland, welcher im Tempel predigt, und zwischen zwo Säulen sitzet; wie auch Magdalena von Martha zum Heiland, der im Tempel prediget, hingeführet, ist einerley, und ebendasselbe Blatt. Mehr anzuführen, würde zu weitläuftig werden. Ich will nur noch hinzufügen, daß dieses Künstlers Werke in Italien und Frankreich, bey Kennern und Liebhabern, noch immer hochgeschätzet werden. So sehr ist ihr Geschmack noch nicht verdorben, daß sie glauben sollten, **Marc Antonio** habe seinen Ruhm bloß dem Alter und dem Vorurtheile zu danken. Ich glaube, dieß Urtheil entstehet daher, daß man jetzt selten mehr gute Abdrücke von des **Marc Antonii** Blättern sieht. Wenn aber **Picart** keinen großen Gefallen an solchen Blättern gefunden, so darf es niemand wundern. Er und **Marc Antonio** waren himmelweit von einander unterschieden, und jeder arbeitete, aber nur in seiner Art, meisterhaft.

Raymond ist ebenderselbe, welcher schon oben unter den Namen **Raimond** steht.

Reinsperger (Johann Christoph) Mignaturmaler und Hofkupferstecher des Prinzen Karls von Lothringen, ist den 9ten November 1711. zu Nürnberg geboren, hat bey **Georg Ebersperg** das

das Kupferstechen, und bey dem berühmten Liotard das Malen gelernt. Er lebt in Wien.

Jean Renaud, ist aus Marolles Catalogus genommen: ich habe nichts von ihm gesehen.

Gottardo Ringlio ist Ringlin, der sich auch Ringle schreibt.

Vom Prinzen Robert sind, ausser denen Blättern, die Gandellini aus dem Sandrart anführet, noch folgende bekannt.

Der Scharfrichter mit des Johannis Kopf, ein Kniestück, groß in Folio.

Der junge David, halbe Figur; auf seinem Schilde, davon etwas zu sehen, steht 658. RVP. PR. ein Blatt in 4.

Der Kopf des Scharfrichters von Johannes ein klein Blatt, bezeichnet R. P. f

Maurice Roger nennet sich auch Maurice Regis.

Theodor Rombouts, die Bildnisse zu Pferde, welche dieser Künstler, wie Gandellini sagt, gestochen haben soll, sind mir niemals zu Gesichte gekommen.

Alexandre Ronce kömmt vom Marolles her. Ich kenne ihn nicht.

J. Royer, der Vasen gestochen haben' soll, ist mir ebenfalls unbekannt. Wir haben ein Portrait vom König Stanislas den I. worauf C. Roye

Roye stehet. Ich glaube aber, es ist C. Roy, der für Odieuvre gearbeitet hat.

Ruast, ist Peter Quast.

Pietro Ruchole schreibt sich auch Rouchole.

Egidio Ruchole wird auch Ruchel genannt. Er hat in Antwerpen, und in Frankfurt am Mayn gearbeitet.

Egidio Sadeler. Auf seinem Bildnisse, welches er selbst gemalt, und Peter de Jode gestochen hat, das sich auch in C. de Bie Guldencabinet befindet, steht, daß Egidius Sadeler 1570. zu Antwerpen geboren, und zu Prag 1629. gestorben sey. J. R. Fueßli in seinem Künstlerlexico und J. C. Fueßli in seinem raisonirenden Verzeichnisse sagen: er sey 1588. geboren. Wo mögen sie dieß her haben?

Giov. Sanson ist mir unbekannt. Nicolas Sanson, der gelehrte und berühmte Geographus, kann vielleicht einige von seinen Charten gestochen haben. Marolles sagt sogar: man hätte Kupferstiche in mechanischen und freyen Künsten, desgleichen Aussichten von Städten, so er verfertiget. Seine drey Söhne Nicolas, Wilhelm und Adrian waren ebenfalls geschickte Geographen. Allein, ich kann mit keiner Gewißheit sagen, daß sowohl der Vater, als die Söhne wirklich selbst in Kupfer gestochen hätten. Von Johann Sanson aber habe ich niemals etwas gehöret.

Das Bildniß von Jean Baptiste de Souliers ist von einem, der sich Anton Sanson nennet,

net, gestochen, und vielleicht auch gemalt. Aber auch von diesem Künstler habe ich keine Nachricht gefunden, wenn es nicht etwan der Sanson ist, der die Schildereyen in der Kirche St. André aux Arcs in Paris gemalt hat.

Simon Saveri. Die Blätter mit Soldaten, desgleichen die 17. Stücke aus den Verwandelungen des Ovids, wie auch das Schreibebuch des Giacomo da Ravenna, so dieser Künstler gestochen haben soll, sind mir so wenig als die Marienbilder von Claudio Saveri, welchen Gandellini ebenfalls anführet, jemals zu Gesichte gekommen. Salomon Saveri hingegen, der doch ziemlich bekannt ist, wird hier nicht gefunden.

Vincenzio Scamozzi. Gandellini schreibt ihm die in Kupfer geätzten Blätter von den Ruinen der Stadt Rom irrig zu. Girolamo Porro gab 1583. zu Venedig in 40 Blättern von neuem die Antiquitäten von Rom heraus, welche Baptista Pittoni Vicentino in Kupfer geätzt hat, und ließ zu solchen von Vincenzo Scamozzi eine Beschreibung machen, wie der Titel und die Vorrede sagen. Auf den Blättern steht zwar nicht der ganze Name des Kupferstechers aber doch fast auf allen Baptista P. V. F. oder B. V. P. F. Allein, diese Blätter sind schon vorher 1561. zu Rom, unter den Tittel, Bapt. Pittoni Ruinæ antiquæ vrbis Romæ fig. aeneis expressæ: herausgekommen.

Hans Scauflig, ist Schäuflein.

J. M. Seeligman, ist Seeligman.

Baltha-

Balthusar Scheman, wird von Marolles und Florent le Comte als ein Kupferstecher angegeben.

Giovanni Schorel. Sein Leben hat Carl van Mander ausführlich beschrieben. Er sagt aber nirgends, daß dieser Maler in Holz oder Kupfer gegraben hätte. Der Pater Orlandi hat zuerst in seinem Abecedario aufs Tapet gebracht, daß die Buchstaben G̃ . welche man auf den 12 Thaten des Herkules in 12 Holzschnitten findet, Giovanni Schorel bedeuten, und andere haben es nachgeschrieben.

Martin Schorel, ist mir gänzlich unbekannt.

Cornelio Nicolo Schurt, soll Schurz heissen.

Schuter, ein Name, den ich nicht kenne.

Sericius, sein rechter Name ist Philip Soye, und er hat sich bisweilen auf lateinisch Sericius auch Sericus genannt, welches Marolles in Sirceus verwandelt. Und Gandellini führet ihn unter diesem Namen weiter unten zum zweytenmale an.

Pietro Serwouter. Ich habe schon oben erinnert, daß Marolles aus diesem Namen seinen Künstler Persecutor gemacht. Serwouter hat einige Landschaften nach Vinckebooms gestochen, und schreibt sich auf selbigen Petrus Servout: auch P. S. auch P/ outer 1608.

Auf dem Bildnisse des Uladislaus Sigismundus Königs von Pohlen, stehet S. Serwouter.

Francesco Setti nennet sich, wie Ercole Setti, Septimus, welches Marolles, in Septius verwandelt hat.

Valentino Sezzenio. Also erklären Marolles und Florent le Comte die Buchstaben V. S. die man auf Groteßken findet, welche 1622. gestochen worden. Der Name aber kömmt mir verdächtig vor. Ich besinne mich wohl auf einen Valentino Sebenzano, der ein Landsmann von Martin Rota, und auch ein Kupferstecher war, aber den Namen Sezzenio habe ich bisher noch auf keinem Blatte gefunden.

Everard Simons ist mir nicht bekannt.

Filippo Sitiens, ist Sitius.

Giovanni Smith. Der engelländische Kupferstecher ist mit dem kurz vorher angeführten S. Smith eine Person.

Jean Baptiste Sorito. Dieser wird auch von Fueßli in seinem Künstlerlexico unter den Kupferstechern angeführet. Er muthmaßet, daß es vielleicht Soria seyn soll. Aber auch von diesem habe ich keinen Kupferstich gesehen.

Giacomo Spintucci, ist Jacobus Spinthusius.

Giov. Agricola Spremb. Dieser ehrliche Geistliche hat einem Catechismus Lutheri mit Holzschnitten drucken lassen, welchen Marolles in die Hände bekommen, und ihn also zum Kupferstecher gemacht hat.

J. Spi-

J. Spikore, der nach Correccio gestochen haben soll, ist vermuthlich F Spiere, welchen Gandellini bereits zuvor unter seinem rechten Namen angeführet, und zugleich einen ganz guten Catalogus von seinen Kupferstichen beygebracht hat.

Giorgio Stabbs. Soll dieß nicht etwan der vortreffliche Pferdemaler Stubbs in Engelland seyn?

Stefano, ingleichen Carlo Stefano. Ich weiß nicht, wo der Professor Christ den Namen Carolus Stephanus, welchen er dem De Laune beylegt, hergenommen hat? Ich habe auf allen Blättern, deren ich doch viel gesehen, und einige davon in der Recension des zweyten Theils angeführet, diesen Namen nicht, sondern immer Stephanus allein gefunden. Sollte etwan das Blatt daran Schuld seyn, welches eine Goldschmidswerkstatt vorstellet, worauf die Buchstaben C. S. und die Ueberschrift stehet: S. Loy Goldschmidt ward Bischoff in Paris. Allein, wir haben eben dieß Blatt mit dem Namen Stephanus in Augusta, und ich halte es für einen Nachstich: ausser, daß Delaune nach verschiedenen Meistern gestochen hat, und neben seinem S. auch andere Buchstaben stehen. Dieß ist sonderlich an dem Blatte zu sehen, welches Pauli Bekehrung vorstellet, und welches zur Linken I. C. S. IN. und zur Rechten mit einem S. bemerket, und von De Laune ist. Marelles und Florent le Comte haben aus diesem Stepha-

nus de Laune einen neuen Meister Stephanus de la Houwe gemacht, welchen der Professor Christ doch nicht angenommen. Hingegen setzt er zum Grunde, daß der Buchstabe S., wenn er auf kleinen feinen gearbeiteten Stücken gefunden wird, Stephanus de Laune bedeutet, desgleichen schreibt er die Buchstaben S. F. eben diesem Meister zu, und erklärt sie ohne Ausnahme Stephanus Fecit. Was das S. betrifft, so hat wirklich de Laune es sehr oft, allein bisweilen auch S. F. auf seine Blätter gesetzt. Allein, wir haben auch viel kleine Kupferstiche von Heiligen und andern Vorstellungen, welche mit einem S. bezeichnet sind, und durch ihre gothische Zeichnung, ingleichen, durch ihre schlechte Bearbeitung deutlich anzeigen, daß sie nicht von de Laune, sondern von einem weit ältern Meister sind. Eben so haben wir Blätter von biblischen Geschichten in Holzschnitten und mit S. F. bemerkt, die auf keine Weise dem de Laune zugeschrieben werden können. Nicht weniger fehlerhaft ist es, wenn der Professor Christ die Buchstaben I. S. von dem Sohn des de Laune erkläret, und ihn Johannes Stephanus nennet. Dieser Sohn muß ordentlich Johannes de Laune, und nicht Johannes Stephanus geheissen haben. Die Meister, welche sich dieser Buchstaben L. S. bedienet, sind auch sehr unterschieden. Derjenige, welcher 1534. gearbeitet, ist ein geschickter Künstler gewesen, wie aus seinen Blättern erhellet. Derjenige aber, welcher 1582. gelebt, ist desto schlechter, und ein elen-

elender Zeichner. Einige seiner Blätter, die vor Punzenarbeit von Professor Christ angesehen worden, ich aber vor auf Eisenblech gegraben halte, deuten bloß den Umriß mit sehr wenig Schatten an. Einige aber kommen der Manier des Hirschvogels nahe.

Steinberger, ist vermuthlich J. C. Steinberger, der an der Scheuchzerschen Bibel mit gearbeitet hat.

Vito Stosso. Sandrart führet diesen Veit Stoß an, und sagt: er sey ein Maler, Bildhauer und Kupferstecher gewesen. Ich habe aber niemals von ihm ein Blatt entdecken können.

Marolles nennet den Meister, welcher sich f ♁ S bezeichnet, François Stoss, und der Professor Christ sagt: ein F. lampartischer Schrift mit einem S. und den alten vermuthlichen Grabeisen, auf gar alten Blättern, die nach Weise Martin Schöns in Kupfer gegraben sind, soll Franz Stöß bedeuten. Ich merke hierbey an, daß diese Blätter weit schlechter gezeichnet und gestochen sind, als Martin Schöns Arbeit, weshalb ich auch diesen Meister für älter halte. An einem andern Orte sagt der Professor Christ von dem Zeichen ☩M, daß es einen, Namens Stoltzen bedeuten soll. Er hat dieß von Florent le Comte und von Marolles, welcher letztere ihm auch Stoltzhirs nennet. Dadurch ist Gandellini vielleicht

verleitet worden, eben dieß Zeichen dem Veit Stoß zuzuschreiben.

Cornelio Swanenburg ist mit Guglielmo einerley Meister. Der Name Cornelius kömmt vermuthlich von Florent le Comte her, welcher auf den 13 Blättern, so Swanenburg nach Utenwael gestochen, C. Swaneburg gelesen.

Wer Pietro Todeschi sey, der 1678. verschiedene Aussichten und Landschaften gestochen haben soll, kann ich nicht sagen.

Giov. Giacomo Tournheisen, ist zum zweytenmal hieher gesetzt, und steht schon unter Thourneysser.

David de Valckeslein kömmt von Morelles her.

Waldneich, ist Waldreich.

Francesco Valetto, ist abermal aus Marolles Catalogus genommen.

Isaac Walraven. Dieses Liebhabers und Künstlers schöne Sammlung von Malereyen, Zeichnungen und Kupferstichen ist, nach seinem Tode, in Amsterdam 1765. öffentlich verkaufft worden.

Cornelius und Conrad Wauman, ist eine und ebendieselbe Person. Er heißt eigentlich Conrad.

Filippo Wauwermans, (besser Wouwermans,) hat meines Wissens nichts weiter als ein kleines Blatt, worauf ein gesatteltes Pferd zu sehen, in Kupfer geäzt.

Gil-

Gilbert van Veen, ist bereits vorher unter den Namen Gisbertus Vánius angeführet.

Giacomo de Veer, welcher Turniere und prächtige Scenen, nebst andern curieusen Sachen gestochen haben soll, ist mir gänzlich unbekannt.

Teodoro Verkruys und Teodoro della Croce ist eine Person.

A. ter Westen, ist ebenderselbe, welchen Gandellini bereits unter dem Namen Agostino Terwesten angeführet hat.

Giacomo Vezzani soll Zierrathen gestochen haben, die mir aber nicht bekannt sind.

Il Cavalier Vice, muß Avice heissen.

Giovannino da Vicenza, ist eigentlich Rossigliano, oder Rossiliani, der bereits unterm R. steht. Er nennt sich auch Giovannicola Vicentino, und bisweilen Nicolaus Vicentinus. Gabbiani nennet ihn Giuseppe Nicola. Gandellini hat ihn bereits unter dem Namen Nicola da Vicenza, und unter Rossigliano angeführet.

Vichem Tedesco, ist kein anderer als einer von den Künstlern, die sich Sichem nennen, und schreiben. Gandellini bringt weiter unten noch zwey von diesen Künstlern unter dem Namen Vischem und Christofero Vischem vor. Der Prof. Christ hat wirklich in seiner Zeichendeutung drey Sichems angeführt; den ersten nennt er Cristoph von Sichem, den zweyten Cornelius, welcher, wie er sagt, so wenig mit Christoph als mit dem dritten Carl von Sichem vermen-

get werden darf. Ich habe auf keinem Blatte einen andern Namen als Christoph ganz ausgeschrieben gefunden. *) Die übrigen haben, wie Marolles, Florent le Comte, und der Prof. Christ gestehen, sich so wohl als Christoph eines Zeichens bedienet, wovon das gewöhnlichste C.S oder C.S ichem ist, welches allemal Christophen zugeschrieben wird. Indessen findet man auf einigen Blättern KS ichem, als z. E. auf den Bildnissen des Mendosa und des Grafen von Leicester Robert Dudley, welches man füglich Carl von Sichem auslegen kann. Aber der Name Cornelius kömmt mir verdächtig vor. Marolles hat ihn zum erstenmal hervorgebracht, und den Meister welcher das Zeichen C.H.S gebraucht, Corneille von Sichem genannt. Da nun in demselben ein H. befindlich, so müßte dieser Meister auch Hans oder Heinrich heißen. Daß aber mit solchen Zeichen eine Verwirrung vorgegangen, zeiget Florent le Comte, wenn er bey Erklärung desselben sagt: Cornelius van Sichem hat verschiedene Vorstellungen des alten Testaments, an der Zahl 108. gemacht, an welchen zu gleicher Zeit mit gearbeitet haben, ein Meister, welcher sich C.H.S und ein

*) Ich habe einen Holzschnitt vor mir, welcher C.S *ichem* bezeichnet ist. Darunter steht: wird in Amsterdam bey Christoph v. Sichem, Holz- und Kupferschneider verkaufft, bey der Börse im Zeichen des segelnden Wagens, 1609.

ein andrer, der sich S. F. bezeichnet, desgleichen auch Jost Amman. Der Professor Christ ist in seiner Auslegung auch nicht gewiß, indem er S. 142. sagt: ein C. in ein H. zur Rechten, dann ein S. zur Linken eingeschlungen, bedeutet Cornelium, oder etwa Christopheln von Sichem. Nach meiner Meynung gehört der Meister desselbigen Zeichens gar nicht zu dem Sichems, ob er wohl zu gleicher Zeit mit ihnen gelebt und gearbeitet hat. Von der lächerlichen Verwandelung dieses Namens in Vichem, welche Papillon aufs Tapet gebracht, obwohl schon eine Spur davon beym Marolles zu finden, habe ich an einem andern Orte genug beygebracht.

Johan Baptista Wierix, ist mir unbekannt; ich kenne bloß Anton Hieronymum und Johan Wierx.

Antonio Visentini, ist bereits unter dem Namen Vicentino, also hier zum zweytenmale angeführet.

Giovanni und Girolamo Witdoveck, ist eine Person. Er heißt Johann oder Hans Witdoeck, oder Withouc, oder Witdouc.

Dom Vito Monaco Valombrosano, soll den keuschen Joseph nach Raphael 1578. gestochen haben. Ich kenne keine andere Vorstellung von dieser Geschichte nach Raphael, welche man diesem Dom Vito zuschreiben könnte, als die Copie nach MarcAntonio, welche das Zeichen VF hat. Sonst aber ist auch die Figur des Zacharias,

so aus dem Leben St. Johannis von Andrea del Sarto genommen, D. Vitus fec. bezeichnet.

Giacomo van Vliet; dieß soll nach Gandellini der rechte Name von Jaques Granthomme seyn. Wenn er aber keinen andern Beweis hat, als daß Florent le Comte sagt: Granthomme hätte sich eben desselben Zeichens, als J. G. van Vliet bedienet, welches der Pater Orlandi dergestalt vermehret: daß Granthomme sich öfters J. G. van Vliet genannt, so kann man ihm keinen Glauben beymessen.

Petronio della Volpe, der in Kupfer gestochen haben soll, ist mir unbekannt. Hingegen kenne ich Gio. Batt. della Volpe, einen Kupferstichhändler in Italien, Lelio della Volpe einen Buchhändler, der verschiedene Bücher mit Kupferstichen herausgegeben hat, und Stefano Volpi, oder Vulpes einen Maler, nach welchem Domenico Falcini ein Blatt gestochen hat.

Robert van Voorst, ist eben derselbe, welcher bereits unter den Namen Robert van der Voerst angeführet worden.

Antonio Vormazla. Also hat Marolles zuerst den Künstler, welcher sich des Zeichens XX bedienet, genannt. Florent le Comte und der Prof. Christ sind ihm gefolget. Letzterer aber führet den Namen Anton von Worms am Ende seiner Zeichendeutung S. 393. mit einem ganz andern Zeichen an, und will ihn in

des

des Fürsten Georg v. Anhalt Reden und Schriften gefunden haben, welche 1570. zu Wittenberg gedruckt sind. Ich habe dieß Buch nicht bey der Hand.

Giovan. Cornelio Vandimans. Dieser Name ist so verdreht, daß ich nicht errathen kann, wie er eigentlich heißen soll.

Remigio Vuibert, ist bereits unter dem Namen Wibert angeführet.

Matteo Zagel; wo ich nicht irre, so ist Marolles der erste, welcher die Buchstaben M Z. also erkläret hat; denn Sandrart sagt, daß solche von einigen Martin Zink und von andern Martin Zatzinger ausgelegt werden. Sandrart hatte seine Nachrichten aus den Ayerischen Cabinet, und es ist ihm eher, als dem Marolles Glauben beyzumessen.

Theodoro Zagel, ist eine Erfindung des Orlandi.

Martin Zanziger ist eben der vorher von Sandrart genannte Zatzinger.

Giacomo Zanco, heißt eigentlich Zarnco.

J. Zenoni und Domenico Zoratti, sind mir nicht bekannt.

Aller dieser Fehler ungeachtet, die hier bey der Recension der drey Bände des Gandellini angemerket worden, bleibt es allemal ein sehr nützliches Werk für die Liebhaber, und ich bekenne öffentlich, daß ich verschiedenes aus demselben gelernt, was ich vorher nicht gewußt habe.

III.

III.

Lyrische Bluhmenlese. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1774. (S. 444.)

Es giebt gewisse Leute unter uns, die, gedrungen von Bedürfniß Schriftsteller zu werden, das, was ihnen die Natur selbst versagt hat, wenigstens durch Abschreiben werden wollen. Wir meynen hier nicht die Verfertiger der Almanache, Anthologien und Taschenbücher. Mit Abrechnung des Misbrauchs, und einer strengern Wahl, als oft geschieht, können diese, theils manchem jungen Dichter nützlich seyn, theils auch manches gute Gedicht, das verloren gehen würde, dem Publiko erhalten. Wir reden hier von denjenigen Sammlern, die ohne Plan, ohne Wahl, ohne Korrektur, aus guten und mittelmäßigen Schriftstellern jedes glänzende Blühmchen entwenden, und kühn genug sind, unter welchem Vorwand es auch angehen will, diesen barokischen Strauß dem Publiko mit einer sehr wichtigen Miene anzubieten. So liefern sie Theater der Deutschen, Idyllen der Deutschen, Romanzen der Deutschen; und der Himmel selbst weiß, was noch mehr, wenn nur der Name **deutsch** sich auf den Titel befindet. Und was nützen sie damit? Das Gute, das ihre Sammlungen enthalten, hat man längst in den Originaldichtern gelesen, und weiß es zu finden: das Mittelmäßige und Schlechte,

ke, das sie wieder dem Staube, worinnen es seinem Verdienste nach lag, zu entreissen suchen — wer soll ihnen dafür danken?

Ganz anders verfährt der Mann von Genie, eigner Dichtungskraft, und wahrem gesunden Urtheil, wenn er sich entschließt, seinen Landsleuten von irgend einer Gattung ihrer Dichtkunst durch Beyspiele selbst einen hinlänglichen Begriff zu verschaffen, ihnen das Edelste, das Beste, was ihre Mitbürger geliefert, vorzulegen, und ein Buch in die Hände zu geben, das sie den Nachbarn zuversichtlich vorhalten können, wenn diese fragen sollten: Wo sind eure Meisterstücke? — Nicht mit bloßer Abkopirung dessen zufrieden, was schon da ist, wird er selbst in fremden Werken immer noch etwas Neues und Eignes zu schaffen wissen; geringe Fleckchen, die dabeystehende Schönheiten verdunkeln, hinweg schaffen; was zu bessern ist, bessern; gute veraltete und vergeßne Werke, oder solche, die einer Umschmelzung oder Bearbeitung würdig sind, aufleben heissen, und . . . kurz, er wird das thun und thun müssen, was Hr. Prof. **Ramler** so glücklich in den Liedern der Deutschen und noch mehr in gegenwärtiger Bluhmenlese gethan hat.

Denn ganz gewiß hat diese, ob sie gleich an der Zahl stärker ist, in Ansehung der Güte selbst einen Vorzug vor jenen. Sie mußte ihn auch billig haben, weil hier nicht bloß **Lieder**, son-

dern

dern auserlesene Lieder angekündiget werden; und weil auch seit zehn Jahren wir eine so große Aernte von guten Stücken in Deutschland gehabt, daß wir uns sehr irren müßten, wenn nicht der Herausgeber der Lieder der Deutschen bey einer neuen Ausgabe wenigstens ein paar dutzend Liederchen, die vielleicht eine partheyische Freundschaft, oder die Liebe für eine artige Melodie gewählt hatte, mit weit schönern Stücken ersetzen sollte.

Wie schwer es sey, sich eines Werkes von dieser Gattung zu unterziehen; wie viel Kenntniß dazu gehöre, in Andrer Arbeiten mit gleichem Tone hinein zu arbeiten; wie weit leichter es oft sey, etwas ganz Neues hervorzubringen, als etwas Fehlerhaftes umzuschaffen; und wie oft der Verbesserer befürchten müsse, für alle angewandte Mühe Undank einzuärnten, wenn Eigenliebe selbst die Sommersprossen an ihren Kindern schön zu finden beliebt, — das überlassen wir jedes Versuch oder Nachdenken; sind aber gewiß überzeugt, daß es niemand leicht versuchen wird. Es gehörte gerade niemand anders, als ein Mann von Hrn. R. Unpartheylichkeit, Geduld und Vaterlandsliebe dazu; ein Mann, der nicht nur selbst Dichter, sondern auch einer unsrer ersten Dichter war; der sich entschließen konnte, manchen Tag einer mühsamen Befeilung, die ihr nunmehr freylich kein Mensch ansieht, aufzuopfern, und der endlich Unverdrossenheit genug hatte, um alle gute, mittelmäßige, ja selbst schlechte Gedichtsammlungen durchzulesen: weil sich auch oft in

ei-

einem Winkel eine Juwele verlieren kann, die nur erst abgenutzt werden muß.

Er selbst giebt uns in dem Vorbericht von der Einrichtung dieses Buchs hinlängliche Kenntniß, und vertheidigt sich mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit, sowohl wegen der Veränderung einiger Lieder, (mit der unfehlbar kein Verfasser unzufrieden seyn wird,) als auch wegen der Wahl der Stücke selbst. — Aber eben hierdurch erregt Hr. R. den innigen Wunsch in uns, daß diese Bluhmenlese nicht seine letzte seyn möge; weil nicht nur, (wie er selbst eingestehet,) noch immer eine Menge deutscher Lieder rückständig ist, die eines Platzes unter diesen Auserwählten nicht unwerth wäre, sondern weil auch unsre Musenalmanachs, Taschenbücher und andre ähnliche Sammlungen, unter einer Menge mittelmäßiger Geburten, doch auch so manch Gedichtchen liefern, das unter den Händen eines solchen Verbesserers der Unvergeßlichkeit würdig werden könnte. — — — Zwar sind, wie in den Liedern der Deutschen, auch hier die Namen der Verfasser weggeblieben, um wie H. Ramler sagt, solchen Kennern, die allein von dem Namen auf die Güte des Werks schließen, die Beurtheilung ein wenig schwerer zu machen; aber doch kennt jeder nur etwas Belesene den größten Theil der Dichter, und stößt auf Namen, die uns beynahe schon Bürge für die Güte der Stücke selbst sind! — Und doch wie sehr erstaunt man bey vielen, wenn man ihre ehmalige und jetzige Gestalt vergleicht, über die Genauigkeit, mit der Hr. R. jeden andern Augen unsichtbaren Fehler zu entdecken und zu verbessern

gewußt

gewußt hat, ohne den Geist der Gedichte selbst zu schwächen. — Hier ist eigentlich die Schule, deren Besuchung wir unsern jetzigen jungen Dichtern anrathen würden. Mehr als durch manche Aesthetik, oder halbwahre Theorie, würden sie durch Vergleichungen dieser Art gewinnen, ihren Scharfsinn und kritisches Genie üben, und so mannichfaltige Vortheile lernen, die ihnen bey künftiger Umarbeitung und Befeilung ihrer eignen Produkte ersprießliche Dienste leisten könnten.

Als eine Probe, wie H. R. bessert, wollen wir aus der großen Menge der Gedichte, (denn mehr als funfzig Dichter haben Theil daran,) nur eines durchgehen, und zwar mit Vorbedacht ein solches, das einen unsrer besten Dichter, einen Kleist zum Verf. hat. — Wir wissen, mit welcher Sorgfalt er seine Arbeiten niederschrieb, wie mühsam er besserte, und wie gern er sich vorzüglich der Kritik dieses seines Freundes unterwarf; Und doch — wie viel blieb noch übrig, das H. R. Befeilung würdig war! Proben mögen davon zeugen.

Die Ausgabe von dieses Dichters Werken, die 1763 erschienen, fängt mit der Ode, der **Vorsatz** betitelt, an. Wir wollen sie zuerst in ihrer gegenwärtigen Verbeßerung, und dann nach ihrer alten Gestalt betrachten. *)

Dich

*) Wir wählen mit Fleiß diese Ausgabe, als die letzte, in der sich eigenhändige Veränderungen des Verf. denken lassen. Die neueste, die 1772 erschien, hat zwar bereits einige umgearbeitete Strophen, als z. B. die 2te und 10te. Aber auch diese schreiben sich bereits von Hrn. R. her.

Dich treibt dein Eifer, wie dein Roß die Sporen:
O Held! was fleuchst du zu des Todes Thoren?
Suchst du, damit dich Wahn und Nachruhm
labe,
Den Weg zum Grabe?

* * *

Ermüde Famens willige Posaune
Mit deinen Thaten; Land und Meer erstaune!
Averners Abgrund wird von diesen Tönen
Nicht wiedertönen.

Die erste dieser Strophen ist hier um kein Wort verändert. Wie meisterhaft hingegen die zweyte! Hier ist sie für diejenigen, die sie nicht auswendig wissen sollten, nach ihrer ersten Gestalt.

Laß Luft und Zeiten über Thal und Höhen
Mit ewgen Flügeln deine Thaten wehen;
Das Feld Elysens wird vom fernen Schallen
Nicht wiederhallen.

Dürfen wir hier erst sagen, welcher Unterschied sich finde? — Wie ungezwungen die zwey letzten Zeilen der Ramlerischen Umarbeitung den Wiederhall ausdrücken? — Die Bluhmenlese fähret fort.

3.

Und du, o Wuchrer! magst mit Müh' entdecken,
Was uns Gebirge weislich tief verstecken;
Auf! füll in Peru, Trotz sey Flut und Winden,
Dein Schiff mit Sünden.

4.
Gekrönter Pöbel, laß in Marmorzimmern
Kristalle leuchten, und Metalle schimmern:
Furcht, Unmuth, Reue sind bey deinem Feste
Gewisse Gäste.

5.
Mir selbst genugsam will ich dieser Rotten
An hellen Bächen wie mein Damon spotten;
Er liebt die Weisheit; liebt die goldnen Sitten
Der Schäferhütten.

Auch hier ist die dritte Strophe, bis auf das beßre Wort Wuchrer statt Geizhals, in beiden Ausgaben sich gleich. — Aber so schön auch ehmals bereits die vierte war, so viel hat sie doch hier an Kraft und Nachdruck gewonnen. Sie lautete:

Gekrönter Pöbel, laß in stolzen Zimmern
Tapeten, Jaspis und Kristalle schimmern;
In Schlösser dringt sich oft ein Schwarm von Leide
Im Kleid der Freude.

5.
Der Ruh im Schooße will ich eure Rotten
An hellen Bächen, wie mein Uz verspotten,
Er, den die Dichtkunst, wenn sein Lied ertönet,
Mit Epheu krönet.

Mir selbst genugsam! — Konnte der Dichter in wenigern und bescheidnern Worten ein vortheilhafter Bild von sich entwerfen? — Und der herrliche Schluß der veränderten vierten Strophe! — Doch hier ist ein Fingerzeig genug.

Er

6.

Er schwingt sich muthig in den Kreis der Sterne
Durch Dunst und Wolken; von der hohen Ferne
Sieht er, wann Schaaren wilder Krieger lärmen,
Nur Wespen schwärmen.

7.

Er sieht von oben Länder Hufen gleichen,
Und Städte Löchern; sieht in allen Reichen,
Den heissen Durst nach Erd' und Spreu zu kühlen,
Ameisen wühlen.

8.

Dann denkt er seufzend mit gerührten Sinnen:
„Was wollt ihr kleinen Herrn der Welt beginnen?
„Wollt ihr des Erdballs mannichfache Zonen
„Allein bewohnen?

Die Veränderungen der 6ten und 7ten Strophe sind zwar richtig, aber doch dünken sie uns nicht so wichtig, daß wir in ihrer alten Gestalt sie erst hier wieder abdrucken lassen; H. R. hat statt Maulwürfe besser Ameisen gewählt. — Aber nun vergleiche man die Achte:

8.

Dann denkt er seufzend mit gerührten Sinnen:
„Was wollt ihr Thoren endlich noch beginnen?
„Ihr raset! meynt ihr in den schmahlen Zonen
„Ewig zu wohnen?

Um wie viel an wahrem philosophischen Blick und an Genauigkeit des Ausdrucks hat diese Strophe nicht gewonnen! Nicht weil sie ewig, sondern weil sie lieber allein herrschend auf dem Erdboden sich sehn wollen, ergreifen ungerechte Fürsten die Schwerter. Wär es Verlangen nach längerm Aufenthalt allhier, so würde selbst der mittelmäßigste Verstand es ihm sagen, daß Frieden sichrer, als der gefahrvolle Krieg sey. — — — Die letzten 4 Strophen lauten bey Hrn. R. folgendermaßen.

9.

Zehntausend Tode (ehmals: Tod, Quaal und
Schrecken) laßt ihr, schnell zu siegen,
Aus hohlen Schlünden auf die Brüder fliegen;
Ist eurem Hochmuth, bey der Länder Menge
Der Raum zu enge?

10.

Ihr laßt erhabne Prunkgebäude gleißen,
(Ehmals: Laßt ihr nur darum ewge Baue gleißen?)
Aus eitler Lust sie (Um schnell dieselben) wieder
einzureissen;
Der Tod wird plötzlich euch auf längre Zeiten
Ein Haus (Höhlen) bereiten.

11.

Voll Muth, ergreift er die gerechte Leyer,
Bestraft des Lasters mächtig Ungeheuer,
Erhebt die Tugend, die, stets unbelohnet,
Im Staube wohnet.

12.

12.

Freund, laß mich deine höhern Töne lernen!
Laß meinen Geist sich von der Erd' ent-
fernen!
Laß mich dir nach auf nimmer müden Schwin-
gen
Zum Himmel dringen.

Die Hauptveränderungen der 9ten und 10ten Strophe haben wir eingeschaltet; aber die beiden letztern gehören fast ganz Hrn. **Ramlern**. Man lese sie hier selbst!

11.

Drauf greift er geitzig nach der goldnen Leyer,
Bestraft des Lasters kriechend Ungeheuer,
Sein Lob der Tugend schallt in regen Lüften,
In Wald und Klüften.

12.

So soll mein Geist sich zu den Wolken schwingen,
So rührend sollen meine Saiten klingen.
O Freund, erheb mich von den feichten Hügeln
Auf deinen Flügeln.

Wir wollen uns hier nicht auf Zergliederungen einlassen; wir wissen zu gut, daß wir für Leser schreiben, die unsrer Belehrungen nicht bedürfen. Aber wir bitten wenigstens einen genauen Blick auf die überall so passend neugewählten Beywörter zu werfen. So glücklich sie auch oft schon Kleisten gelungen, so sind sie doch dann und wann noch viel zu allgemein, viel zu wenig dem Standpunkt, von dem er das Hauptwort angesehen wis-

sen will, angemeßen. Z. B. goldne Leyer, des Lasters kriechend Ungeheuer ꝛc. — Hingegen bey Hrn. Ramlern wie weit treffender! — Gerechtigkeit ist das eigentliche Unterscheidungszeichen von seines Freundes Leyer; die goldne kann auch der Sänger unedler Leidenschaften führen. Mächtig muß das Laster seyn, wenn Muth dazu gehören soll, es zu bestrafen; an das kriechende wagt sich auch der minder eifrige Tugendfreund. — Kurz, wo wir nur hinblicken, bey Veränderung der geringsten Partikeln, werden wir den gewissen, philosophischen Blick gewahr, der Hrn. R. so vorzüglich eigen ist, und den schon einige unsrer größten Kunstrichter an ihm bewundert haben.

Selbst das Gedicht, die Nachtfeyer der Venus, so fehlerlos es scheinen mochte, hat doch durch die Hand des Hrn. R. gewonnen. Diese Kantate des Herrn Bürgers hat ein so bezauberndes Kolorit und einen solchen Wohlklang, daß sie den Neid aller Säuglinge der Musen erregen könnte, die gleichfalls Sänger Cytherens, und deren Produkte gleichfalls sehr wohlklingend, gleichfalls von schöner Farbe sind, deren Verschen aber oft nicht eher Beyfall verdienen, als bis man sie mit der Scheere von einander schneidet, oder doch nicht über drey bis vier beysammen läßt. Im Lateinischen glich dieses Stück einem wilden und zerstörten Garten, der aber vortrefliche Bluhmen hatte, die die Ordnung in Beete, so mühsam sie auch war, gar wohl verdienten. Daß es bereits im Merkur, und dem

Gö-

Göttingischen Musenalmanach erschienen ist, und im letztern mit dem bescheidenen Bekänntniß der Feile, die es durch Hrn. R. erhalten, wird dem Liebhaber der schönen Litteratur schon bekannt seyn. Bey diesem neuen Abdrucke sind nur ein paar ganz kleine Aenderungen hinzugekommen.

Bey manchen Gedichten war es nicht immer möglich und nöthig, Strophe an Strophe zu durcharbeiten. Manches konnte auch nicht, wenn es ein niedliches Ganzes ausmachen sollte, so weitläuftig wie bisher bleiben. Hr. R. hat sie daher oft durch bloße Abkürzungen der Vollkommenheit näher zu bringen gewußt. Nicht zwar, als ob alle weggelaßne Stellen leer an poetischer Schönheit, oder ganz schlecht gewesen wären. — Nein! wir könnten so manche anführen, die, einzeln betrachtet, recht sehr schön waren; manche, deren Verlust uns sogar ein wenig weh thut. — Aber sie hatten einen einzigen Fehler, und dieser Fehler war allerdings eines Strichs werth. Sie stunden nicht am rechten Orte, entsprachen nicht dem Charakter ihrer nachbarlichen Zeilen; waren stark, wo man Zärtlichkeit erwartete; witzig, wo Empfindung sprechen sollte; gekünstelt, wo man Simplicität oder Naivität bedurfte, oder hatten nicht Beziehung genug aufs Ganze.

Nicht minder selten war auch der Gegenstand selbst von einer solchen Beschaffenheit, daß man, um etwas Vortrefliches von ihm sagen zu können, kurz seyn mußte; und dann war es Wohlthat, obgleich oft unerkannte, noch so schöne, noch so sinnreiche Stel-

len ohne Barmherzigkeit wegzustreichen. — Wie oft sündigen nicht überhaupt unsre jetzigen Dichter, (deren meiste Arbeiten in sogenannten Pièces fugitives bestehen) gegen die unumstößliche Regel: daß lyrische Gedichte, deren Vorwurf Kleinigkeiten sind, um recht gut zu werden, selbst klein seyn müssen. — Sie leyern immer fort, leyern ganz erträglich, und doch gähnt alles rund um sie her. — Warum? Weil unsre Augen müde werden, ein Linsenkorn von zwanzig Seiten zu betrachten; weil sie kein schönes Ganzes ausmachen. — So hat z. B. die bescheidne Farbe, der süße Geruch, und noch manche andre kleine gute Eigenschaft des Veilchens schon viele unsrer Dichter zu artigen Liederchen bewegt; man hat sie gern gelesen, und liest sie noch. — Aber wenn sich nun über eben diesen Stoff ein andrer Sänger hermacht, zehn, zwölf oder mehr Stanzen dichtet, und was nur von einem Veilchen sich sagen läßt, uns sorgfältig hinter einander hersagt; dann kann jede einzelne Stanze gut seyn, und doch wird man bey der fünften oder sechsten sich nach dem Ende umsehn. — Das Lächeln eines Mädchen, — welche Mannsperson von zwanzig Jahren weiß nicht, wie interessant es uns oft zu werden vermag? Aber nun, liebes Publikum, laß dir einen deiner Barden in ungefähr 20 Strophen versichern, daß nichts in der Welt über dieß Lächeln gehe; laß ihn dir alle die Oerter beschreiben, die durch dasselbige verschönert werden, und du wünschest, statt des Dankes, gewiß, daß sein Liebchen ihn nicht

sobald

sobald wieder freundlich anblicken möge, aus Furcht, statt 20 Strophen nächstens 40 hören zu müssen.

Wir wollen als Probe einer der meisterhaftesten Abkürzungen wiederum nicht etwa das Stück irgend eines Poeten vom zweyten oder dritten Range, sondern eines unsrer treflichsten Lieder- und Oden-Dichter wählen; ohne uns indessen zu bekümmern, ob gegenwärtige Verbesserungen von Hrn. Ramlern, oder von dem Verf. selbst herstammen. Man kennt ganz gewiß schon längst jenes Liedchen **auf den Ursprung des Burgunders**, das auch in dem 2ten Theil der Schmidischen Anthologie zu finden ist. Damals bestund es aus 8 Strophen, die jetzt in 5 zusammen gezogen worden. Hier ist es:

Der war gewiß ein frommer Mann,
Den Jupiter so lieb gewann,
Daß er ihm diesem Weinstock schenkte,
Ihn selbst in seinem Garten senkte,
Und voller Purpurtrauben henkte! —

Eh Peleus in der ersten Nacht
Der Braut den Gürtel losgemacht,
Da fehlte bey dem hohen Feste,
Zu der Bewirthung seiner Gäste,
Der süße Nektartrank, das Beste.

Alsbald sprach Zeus zur Götterschaar:
Wir trinken Nektar Jahr für Jahr,
Seitdem wir im Olympus leben:
Jetzt sollen einmal ird'sche Reben
Unsterblichen ein Labsal geben.

Er schüttelt sein allmächtig Haupt:
Gleich steigt der edle Stock belaubt,
Mit schlanken Armen in die Lüfte,
Voll goldner Früchte, Nektardüfte,
Daß er den Ruhm des Meisters stifte.

Cythere streckt die Finger aus,
Und klaubt ein Rebenkind heraus,
Und ritzt den schönen Arm im Klauben! —
O Wunder! plötzlich sind die Trauben
Gepurpert, wie der Hals der Tauben.

Wir wollen wegen Enge des Raums es hier nicht wieder nach seiner ehmaligen Form abdrucken lassen; Aber die letzten zwey Strophen können wir doch nicht umhin, der Gegeneinanderhaltung wegen, einzurücken.

Fahrt hin! Fahrt hin, rief Cypria,
O Nektar, o Ambrosia!
Euch so vermißen, heißt gewonnen.
Es lebe Zevs, der, nach der Sonnen,
Noch nie ein schöner Werk begonnen.

Sie streckt die Finger lüstern hin,
Die schöne Frucht an sich zu ziehn,
Pflückt ab, und ritzt den Arm im Klauben,
Seit diesem purpern sich die Trauben,
Als wie der helle Hals der Tauben.

Wie schön schon damals! Wie unverbeßerlich jetzt! Es hiesse seinen Lesern Geschmack absprechen, wenn man hier erläutern wollte! — — Wenn nun selbst diejenigen Gedichte, die schon ehmals ei-

ne

ne so vorzügliche Stelle unter unsern guten Gesängen behauptet, so viel Vortreflichkeit mehr gewonnen; um wie viel zuträglicher müssen diese Veränderungen einer weit größern Anzahl von Liedern gewesen seyn, denen sonst noch so mancher Anspruch auf Unverbesserlichkeit gebrach. Viele, sehr viele würden troz des versteckten Guten, das sie in sich enthielten, sogar ohne R. Rettung zeitig untergegangen seyn; so wird z. B. die Sammlung, woraus das Lied S. 20 **Rauscht sanfte, kleine Wasserfälle**, und S. 208 **Die Weckerinn** genommen ist, gewiß nicht zu unsern Nachbarn, oder auf unsere eigenen Enkel kommen; und noch sonderbarer ist, daß diese beiden artigen Lieder aus einem einzigen mittelmäßigen entstanden. — Die **Freuden** (aus Biel in der Schweiz) haben einige vortrefliche Stücke geliefert. Aber wer kennt sie jetzt? Gewiß, die Leser werden sich wundern, hier Bluhmen zu finden, vor denen sie vorüber giengen, als sie noch in ihren vorigen Garten stunden, in einem Garten, der in Deutschland gar nicht mehr besucht wird, weil er freylich wohl mehr Unkraut, als Bluhmen trägt. Wir könnten in diesem Tone fortfahren: denn die lyrischen Stücke von Elias Schlegel, von Giesecke, von Fuchs, von Lieberkühn, von Löwen, von Offenfelder würden den Stoff genug dazu bieten. Man lese z. B. von dem Vorletzten das Lied S. 328. **Spielet ihr gelinden Weste** ꝛc. oder von dem letzten, **Petrille: Hört an ihr Mütter alt und jung** ꝛc. S. 226 und S. 232 **Hüpft ihr wollenreichen**

chen Heerden: — Doch wir müssen unsern Lesern auch Etwas zur Vergleichung übrig lassen; und daher sey nur noch eine Anmerkung über ein einziges genug!

Zur Wahl des Stückes: **Phryne, willst du mein Verderben?** hat ohne Zweifel die witzige Wendung Anlaß gegeben; denn fast ist hier nichts stehen geblieben, als die letzte Strophe, auf welcher der Plan beruht. Zu der 3ten Strophe, die so sehr komisch ist:

> Ha! was hilft Manschett' aus Netzen,
> Und mein Kopf der Mehlsack mir?
> Hüte, die nicht aufzusetzen,
> Schuhe, dünner als Papier?

hat der erste Verfasser nur die zweyte Zeile hergegeben. Die vierte Strophe hat unter andern eine ganz besondere Verbesserung erhalten: sie betrifft weiter nichts als die Kleinigkeit, daß **ja** in **nein** verwandelt werden mußte:

> Dir zu Liebe wird mein Schneider
> Aermer, als ich selbst gewollt;
> Dir zu Liebe trag ich Kleider
> Unbezahlt und starr von Gold.

Vorhin hieß es der Schneider **reicher**, als man gewollt, welches von einem, der ohne Zweifel auch die aufgehäuften Schneiderrechnungen nicht zu bezahlen Lust hat, schwerlich gesagt werden konnte. Die 5te und 6te Strophe sind ganz umgeschmolzen: sie waren sehr holpericht, und enthielten nicht

Ge-

Gedanken genug; eine davon war ein ziemlich erniedrigender Spott über die Poeten, und stund hier ganz am unrechten Orte, weil ja dieser eingeführte galante Stutzer seine Verse selbst macht, und keinen Lohnpoeten miethet. Aus dieser Probe sieht man, wie aufmerksam ein wahrer Kunstrichter auf alle kleine Umstände ist.

Da seit Erscheinung der Lieder der Deutschen unsre Operretten so manches vortrefliche Liedchen geliefert haben, so zog jetzt H. R. auch dieses Fach der dramatischen Dichtkunst vor sein Tribunal, und rückte eine Menge kleiner Romanzen und Liebesgesänge, mit Benehmung ihrer ehemaligen Individualität, hier ein. Er würdigte selbst die gemeinen Gesänge des Volks seiner Achtung, und wir stoßen unter andern auf das Bekannte:

Ich liebte nur Ismenen rc.

Ja, mit eben derjenigen Mühsamkeit gieng er in das Gebiet der alten deutschen Poetik über, und lieferte uns ein Lied von 1625, dem man ohne seine seine eigne Anzeige wohl schwerlich dieß hohe Alter angesehn haben würde.

Wie sehr könnten diejenigen sich um das Publikum verdient machen, die einen so herzlichen Drang in sich fühlen, als Herausgeber einer poetischen Sammlung zu glänzen, wenn sie sich die Mühe geben wollten, in unsre alte weggeworfnen Dichter zu blicken, und aus diesen ganzen Hunderten von Epigrammen und Liebesliedern einige wenige auszuziehn, die

dieses

dieses Auszugs würdig wären; — Doch freylich gehöret dazu auch ein Mann, der mehr Dichter und Kunstrichter wäre, als die Abschreiber, und jene ersten Verf. selbst zu seyn pflegen.

Doch H. R. befriediget sich nicht, uns schon alte Lieder in einer neuen Gestalt zu geben, er verschafft uns auch ganz neue und unbekannte. — Man kennt den Dichter bereits, der schon in den **Liedern der Deutschen** sich auf eine so rühmliche Art auszeichnete. Man weiß, wie gut der hohe, der zärtliche, ja selbst der komische Ton ihm gelingt und gelingen muß, da H. R. selbst, dieser strenge Kunstrichter, mit so viel Achtung von ihm spricht. In gegenwärtiger Schrift treffen wir nicht nur wieder von ihm eine ziemliche Anzahl neuer Gesänge, sondern auch einige andere an, die den unverkennbaren Stempel von Hr. R. eigner Arbeit tragen. Wir wollen nicht vorwitzig nachspähen, welches von dem oder jenem Verf. sey; denn was liegt dran, wenn die Sachen nur selbst vortrefflich sind; aber wir wollen von diesen Bereicherungen nur das einzige Gedicht: **Das Vergnügen** S. 35 anführen. Nicht leicht haben wir in einer so leichten, sanften Versifikation, und in so lakonischer Kürze, mehr philosophische Wahrheiten, mehr tiefe und anschauende Beobachtung gefunden. Man lese nur den Anfang, wo der Dichter den Ursprung, den Umfang, und die vornehmsten äußerlichen Attribute des Vergnügens schildert:

Was

Was die weite Welt bewegt,
Und sich auch im Würmchen regt,
Was vom Himmel selber quillt,
Und die ganze Seele füllt,
Das Vergnügen, folget nur
Sanften Trieben der Natur.
Stille Lauben sind sein Haus,
Seine Pracht ein frischer Strauß;
Einfalt und Gemächlichkeit
Sein gewöhnliches Geleit.

Konnte in wenigern Worten die Gewalt ausgedrückt werden, die dieß göttliche Geschenk besitzt? dieß Geschenk, das eine der vorzüglichsten Triebfedern des ganzen Weltsystems ist! gebietend über alles, was da lebt? dem denkenden und dem bloß empfindenden fast gleich theuer! und das nicht bey der Kunst, sondern bey seiner Schöpferinn, der ungekünstelten Natur, gesucht und gefunden werden muß! — Der Dichter fährt fort.

Es erhält durch Mäßigung
Stets sich reizend, stets sich jung.
Neben ihm liegt Cypripor
Gern in Veilchen auf dem Ohr.
Keiner, der es schildern will,
Trifft es: denn es hält nicht still.
Es verfolgen, heißt es fliehn,
Es genießen, nach sich ziehn.

So mancher andrer Dichter hätte die meisten dieser Wahrheiten in Ermahnungen eingekeidet. Er würde sich in poetische Hitze zu versetzen gesucht haben;

ben; und wir — wir wären kalt dabey geblieben. — Hier glauben wir durch eigne Kräfte zu erfinden, glauben eben da zu abstrahiren, wo uns am meisten vorgearbeitet worden; und eben deswegen steigt unsr Vergnügen bey der Erkenntniß so treflicher Wahrheiten auf den höchsten möglichen Grad. — Wie viel liegt in den einzigen zwey letzten Zeilen praktische Philosophie!

„Jüngling, und Mann, der du das Vergnügen „suchst, ringe nicht nach ihm; es ist unerzwing„bar. Es kömmt ungerufen, und flieht den, „der sich nach ihm bemüht. — — Hast du es, „so zergliedre es nicht zu genau! Wähle und „überdenke! Aber thue nicht beides allein! Em„pfinde auch, und genieße! Erst durch den mä„ßigen Genuß wird es ganz dein.

So könnte vielleicht ein um Rath gefragter Weltweise antworten; und würde selbst dann lange nicht zu weitläuftig geschwatzt haben. — Gleichwohl wo ist in dieser ganzen Periode ein einzig Wort, das nicht in den beiden Zeilen

Es verfolgen, heißt es fliehn,
Es genießen, nach sich ziehn.

mit einbegriffen wäre? — Wenn nun eben dieser Weltweise uns zuzurufen fortführe:

„Aber dann, wann du genießest, dann sey mehr „als jemals auf deiner Hut! — Trunkenheit „berauscht, und keine gefährlicher, als diese. — „Steh so fest, als du kannst; noch bist du, für

„Strau-

„Straucheln nicht sicher. — Und ist einmal dei-
„ne Vernunft übertäubt, dann wirst du nicht so-
„bald, ja, vielleicht nie wieder erwachen. —
„Dein Zustand ist ein Schlaf voll süßer Träume,
„die man ungern verscheucht sieht.“

Vielleicht hat der Ausdruck dieses Rufers seine Fehler; aber zu wortreich, dächte ich, wär er doch nicht. — Und nun werfe man einen Blick auf folgende 4 Zeilen:

Wenn sich oft an einem Fest
Weisheit von ihm fangen läßt,
Dann begehrt aus seinem Schooß
Die Gefangne selbst nicht loß.

Wie weit an Kürze, Kraft und anschaubarer Wahrheit über jene Prose! — Der Dichter fährt fort:

Sein geliebter Aufenthalt
Ist der Musen Thal und Wald,
Wo es stets nach Rosen läuft;
Doch nicht stets die schönste greift:
Weil der Knospen Neuigkeit
Mehr, als Schönheit, es erfreut.

Wieder eine der treffendsten Bemerkungen! Neuheit ersetzt mehr, als zu oft den Abgang des innern Werths. Neuheit zieht den Vergnügensuchenden an sich, und fesselt ihn, wann wahre Würde ihr fehlt, nur so lange, als sie Neuheit für ihn bleibt, das ist, auf kurze Zeit. — Am gedrängtesten

 aber

aber sind die drey letzten Zeilen im folgenden Beschluße:

Manchmal fliegts zur Schäferinn
Rosenhaften Lippen hin.
Oder thront voll keuscher Lust
Auf der treuen Gattinn Brust.
Freunde, wißt ihr, wo ichs fand?
Wo ich es mit Bluhmen band?
Zwischen Tugend und Verstand.

Hier lernen wir alle die Pflichten, die wir beobachten müssen, um zum Genuß dieses Guts zu kommen; Hier ; ; ; doch nein! Es kommentire, wer da will! Wer es nicht fühlt, dem kann man es eben so wenig demonstriren.

Gern redeten wir noch von einigen andern dieser neu hinzugekommenen Gedichte: aber wir sind vielleicht nur zu weitläuftig gewesen, da unsere erste Absicht bloß war, die Leser auf eine Liedersammlung aufmerksam zu machen, von der wir behaupten zu können glauben, daß kein Volk unter den Neuern ihm eine entgegensetzen kann, die es ihr an feiner Wahl und Vollkommenheit gleich thäte.

IV.

IV.

Sophiens Reise von Memel nach Sachsen.
Quisquis erit vitae scribam color.
Horat. Zweite stark vermehrte Auflage in 6 Theilen. Mit Kupf. Leipzig bey Junius, 1776.

Das Vergnügen und vielleicht auch der Nutzen, den dieses Buch dem lesenden Theile unsrer Nation, besonders denen von anderm Geschlechte verschafft hat, muß es in den Augen eines jeden Recensenten einer umständlichen Beurtheilung werth machen, wann auch das ernste Verlangen des Verfassers und die innere Güte seines Werks ihn weniger dazu auffoderten. Der Autor will schlechterdings scharf beurtheilt seyn: wenn ihm also, scharf beurtheilen, und die bey dem Lesen gehabten Empfindungen und aufgestoßnen Reflexionen aufrichtig sagen, Eins ist, so wird der Recensent seinen Willen erfüllen, und nichts zurück halten, als was ihm der Raum versagt.

Der Hauptzweck des Verfassers war Nutzen und moralischer Unterricht, wie uns sowohl seine eigne Versicherung als auch die langen und öftern moralischen Stellen und der herrschende Ton des Werks belehren, ja wie sich aus seiner Bedaurung, (Th. 6 S. 519) daß er nicht alle Kapitel der Moral darinne habe abhandeln können, und aus

der Bereitwilligkeit abnehmen läßt, mit welcher er sich dem Verlangen einiger Leser unterwarf, aufgegebne moralische Materien in Geschichten auszuführen und diese in die Hauptgeschichte einzuschieben. Bey einem an sich so edeln und rühmlichen Vorsatze, wo Vergnügen, Gefallen, Kunst der Nützlichkeit und dem Unterrichte untergeordnet sind, kann wohl ein gutes, brauchbares, lehrreiches Buch entstehen, allein das Genie läuft zu sehr Gefahr, in den Fesseln, die ihm die Hauptabsicht anlegte, einen nicht hinlänglich freyen, einen unsichern Gang anzunehmen, Begebenheiten oft, um einen zufälligen moralischen Nutzen zu erhaschen, anders zu verknüpfen, Situationen anders anzulegen, als es der Effekt des Ganzen verlangt, den Charakteren eine andre Wendung zu geben, als es die Wahrheit derselben zuläßt: kurz, das Ganze und die Ausarbeitung kann sehr leicht Spuren bekommen, daß sie nicht die Wirkungen eines sich selbst überlaßnen Geniees waren, das seinen lebendigen Begriff eines schönen Kunstwerks ausführen wollte, und darum alle Geisteskraft auf den Grad der Vollkommenheit richtete, der in der Seele seines Urhebers der höchste war. Wir wollen nicht bestimmen, wie sehr oder wenig diese Einschränkungen das Genie des Verfassers an seiner Freyheit gehindert haben, und wie viele oder wie wenige Spuren davon sein Werk an sich trägt: aber so viel ist gewiß, daß Sophiens Reisen, auch bloß als Werk des Geniees und der Kunst betrachtet, Verdienste genug hat, um sich nicht unter dem An-

Anstriche der Nützlichkeit Lob erschleichen zu dürfen, und dem Verfasser gebührt um so viel mehr Dank, daß er, um gewiß zu nützen, lieber sein Produkt der Gefahr aussetzen wollte, in der Reihe vollkommner Werke weniger zu schimmern; wiewohl der Recensent offenherzig gesteht, daß, nach seiner Meynung, der Verfasser durch seine allzugroße Bereitwilligkeit gegen die Wünsche seiner Leser, die oft vielleicht nur müßige Einfälle, nur Grillen seyn mochten, und durch die allzuernste Hinsicht auf moralischen Nutzen, seinem Romane geschadet, und darum weniger Vollkommenheit gegeben hat, als er ihm seinen Kräften nach hätte geben können, ohne deswegen dem Namen des Menschenfreundes zu entsagen, wie er (Th. 1 S. 425) befürchtet.

Da Hr. Selten (Th. 1. S. 120.) seine Theorie eines Originalromans vorträgt, und diese mit der Ausführung des Verfassers zum Theil übereinstimmt, so wird er sichs gefallen lassen, daß wir sie als seine eigne ansehn, und vor allen Dingen etwas darüber sagen. Die französische Predigersfrau, die dieses litterarische Gespräch mit ihm hält, und vielleicht etwas unwahrscheinlich in unsrer Litteratur und ihrem Fortgange zu umständlich bewandert ist, hat das Unglück, daß ihre Urtheile oft so schief ausfallen, als wennsie das Ding nur vom Hörensagen wüßte: allein H. Selten hat, deucht mir, seiner Docentenmine ungeachtet, auch ein wenig Unrecht. Aus allen den Mitteln, die er dem Romanschreiber zur Originalität vorschreibt,

erhellt deutlich, daß er original, neu, besonders, — drey höchst verschiedene Dinge! — mit einander vermische: nach seiner Methode könnte ein Werk Neuheit und Besonderheit, aber nicht einen Gran Originalität mehr bekommen, die sich in dem Wesen des Werks, in der Anordnung, Einleitung und Verknüpfung der Begebenheiten, in dem Eigenthümlichen und der anschaulichen Darstellung derselben, in der Vertheilung des Lichts und Schattens unter sich, in dem Unterscheidenden der Denkart und des Stils, aber nicht in der Form zeigt, auf welche hauptsächlich die Vorschläge des Hrn. Selten sich beziehn. Sobald in einer Gattung ein oder etliche große Genies vortrefliche Produkte hervorgebracht haben, so besitzen sie durch das Recht des primi occupantis in Ansehung der Hauptform den Ruhm der Originalität: denn als Genies mußte ihr Blick sogleich die einzigen guten, die die Natur der Sache und des menschlichen Geistes anbot, auffassen, und ihren Nachfolgern die Ehre der Originalität in diesem Punkte wegnehmen. Daß eine Geschichte, wenn sie Ein Ganzes seyn soll, nur eine Hauptperson hat, in deren Begebenheiten die Schicksale der übrigen eingeflochten sind, deren Interesse dem Interesse jener untergeordnet ist, um die Stärke desselben zu erhöhen, daß sie der Punkt ist, auf welchen die Aufmerksamkeit und Empfindung des Lesers beständig gezogen werden muß — das ist keine zufällig aufgelesne Einrichtung, kein jäher Einfall, sondern in der

Natur

Natur der Sache und des menschlichen Geistes unmittelbar gegründet, und so wenig ein Philosoph in einer Abhandlung zwey oder mehrere Themata neben einander ausführen kann, ohne den Leser zu ermüden, zu verwirren und der Ueberzeugung zu schaden, eben so wenig kann ein Dichter zwo oder mehrere Personen neben einander stellen, die uns alle gleich interessiren sollten. Er selbst müßte ein Riesengenie seyn, wenn ihm sein Unternehmen gelingen sollte, und den Menschen, bisher wenigstens, unbekannte Kunstgriffe gebrauchen, die Seele des Lesers nicht in einen wankenden Zustand zu versetzen, der ihre Empfindung ermüden, entkräften würde, weil sie sich an nichts fest halten kann. Alles ist im Menschen relativ, und also auch seine Empfindungen: die eine ist darum größer und stärker, weil die andre kleiner und schwächer ist. Alles ist in der Seele des Menschen einzig; unser Denken und Empfinden lehren dieß bey einer leichten Beobachtung. — Daß der Leser die Person wisse, die ihn interessiren soll, und gleich anfangs zu ihr hingezogen werde, ist eben so sehr in der Natur des Menschen gegründet, wie auch verschiedene andre Dinge, die H. Selten berühret, und hierinne ist weiter kein Ruhm der Originalität zu suchen: Neuheit und Besonderheit kann man wohl erjagen, wem daran läge, und die Ehre, wider die Natur gehandelt zu haben, welches niemand besser thäte, als wer die Geschichte bey dem Schwanze ergriffe, und mit dem Tode des Helden anfienge, und mit seiner

Geburt aufhörte. — Von diesem Schlage scheint uns der Vorschlag zu seyn, ein Kind zur Hauptperson zu wählen, das ewig ein Kind bliebe. (S 121) Was soll dieß heissen? — Soll das Kind nur auf dem Titelblatte, als Hauptperson genannt werden, und höchstens nur den Faden der Geschichte anspinnen, ohne daß seiner weiter gedacht wird? — In keinem von beiden Fällen wird es die Hauptperson; wenn es auch zu noch so vielen Situationen und Begebenheiten Anlaß gäbe, oder wie der Verfasser es nennt, die Geschichte vom Anfange bis zum Ende wendete, so ist es immer doch nur Veranlassung, Instrument, aber nie Hauptperson, die es nur durch Handeln werden kann, und für das Interesse des Lesers würde diejenige unter den übrigen es werden, die durch ihre Handlungen seine Theilnehmung am meisten belebte. Der Wille oder Befehl des Verfassers kann mir nie eine dazu aufdringen, die es ihrer Natur nach nicht seyn kann. Im wörtlichen Verstande kann das Kind gar nicht Kind bleiben, sondern müßte natürlich mit der Fortschreitung der Geschichte auch fortrücken; folglich mag wohl der vorhin gedachte Sinn dieser Worte der Sinn des Verf. seyn. — Von der nämlichen Beschaffenheit ist auch der Vorschlag, das Interesse zu theilen, wovon schon weitläuftig gesagt worden ist, daß es der Natur der menschlichen Empfindung zuwider sey, und die Theilnehmung entkräfte, die durch die Aemsigkeit, die der Leser nach S. 120 anwenden müßte, den eigentlichen

lichen Gegenstand des Hauptinteresse zu erfahren, nur noch mehr Verminderung leiden würde. Das Interesse muß sich von selbst dem Herze anbieten, nicht gesucht werden, darf nicht den mindesten Grad des Nachforschens erfodern und uns befeuern, ohne daß wir uns desselben bewußt sind. — Nicht anders ist auch die Einschiebungsmethode, die der Verf. in seinem Buche vielfältig gebraucht hat, und wie uns dünkt, nicht zum Vortheile. Die eingeschobnen Briefe des Hrn. Puff im ersten Theile, von S. 364 bis zum Ende, in welche wieder eine andre Geschichte mit neunzehn Fortsetzungen eingeschoben ist, sind eine Episode von jener Art, die zwar mit dem folgenden in Verbindung steht; allein dem ersten Eindrucke nach sieht doch die Sammlung dieser Briefe, wie eine Brieftasche aus, in welche Briefe zufälliger Weise zusammen gekommen sind, ohne daß sie jemand mit Wahl so ordnete; der Leser ermüdet über dem weiten Abwege, dessen Zurückkehr zu der Hauptstraße er nicht absehen kann, verliert das Hauptinteresse aus den Augen, und muß, wenn er den zweiten Theil anfängt, den Zusammenhang der Geschichte erst wieder aufsuchen. — „Ich würde die Erwartung der Leser auf den entscheidenden Punkt führen, und sie denn schlechterdings täuschen." (S. 121) Das heißt vermuthlich, ihre Erwartung betrügen, dem Dinge eine ganz andre Wendung geben, als der Leser vermuthete. Ueber eine solche Ueberraschung ist schon vieles gesagt worden, und Lessing hat gewiß Recht,

wenn er behauptet, daß die Theilnehmung ungleich stärker wird, wenn Leser oder Zuschauer durch mannichfaltige Winke dahin geführt werden, den Ausgang zu vermuthen, und immer mit schwebender Begierde ihm zuzueilen. — Was durch das Wunderbare auf derselben Seite verstanden wird, kann der Recensent nicht mit Gewißheit bestimmen. Nothwendig muß Herr H. es doch von den Begebenheiten verstanden wissen wollen: sollen es da, vielleicht ungewöhnliche Verknüpfungen von Ursachen seyn, Wirkungen, die aus geringen Ursachen entspringen, oder aus solchen, von denen man einen solchen Effekt gar nicht erwartet hatte, solche also, die in Erstaunen setzen? —

Und dann! wenn alle diese Vorschläge genau beleuchtet werden, was wird durch sie gewonnen? — Sie hindern die Wirkungen, die der Verfasser eines Romans hervorbringen will und muß, anstatt sie zu befördern, wie wir von einem jeden einzeln erwiesen haben: die Anwendung derselben kann also nicht den mindesten Grad von Originalität mehr geben, deren Haupterfoderniß es ist, daß ein Verfasser die hervorzubringenden Wirkungen seines Ganzen in einem so hohen Grade hervor zu bringen gewußt hat, als noch keiner vor ihm, und eben dadurch unterscheidet sie sich von dem Neuen und Besondern, das freylich mit dem Originalen sehr oft vermischt wird, weil es mit diesem oft verbunden ist, obgleich dieses von jenen oft getrennt seyn kann. Viele unsrer jetzigen Schriftsteller glauben, original zu schreiben, wenn sie die Vokalen

kalen zwischen den Consonanten herausheben, den Wörtern Kopf und Schwanz abreißen, und einen Apostroph, statt des Pflasters, auf die leere Stelle kleben. Besonderheit ist das, aber nicht Originalität des Stils, die in der Eigenthümlichkeit der Ideenverbindungen, der Wendungen und des Ausdrucks besteht. Lessing braucht die Worte der Sprache, ohne ihnen, oder der deutschen Grammatik ein Härchen zu krümmen, und sein Stil ist wirklich original. So verhält sichs auch mit Charakteren, Situationen und Begebenheiten.

S. 123 will er dem Richardson die charakterisirenden Stile nicht abborgen, weil ihm dieß nachahmen scheint: — keinesweges! Wer in der Richardsonischen Manier, das heißt in Briefen seinen Roman schreibt, und also seine Personen selbst reden läßt, der muß schlechterdings, wenn er die Wahrscheinlichkeit nicht verletzen will, die verschiedenen Charaktere sich auch durch den Stil äussern lassen, ohne daß er deswegen den Richardson nachahmt; nein, es ist ein Gesetz der Natur und Erfahrung, wenn er den Polierten, den Groben, den Handwerksmann, den Cavalier verschiedene Stile führen läßt; die Beyspiele, die H. Selten dagegen anführt, sind nicht homogen. — Auf die Fieldingischen Ueberschriften würden wir am wenigsten gefallen seyn, daß sie Herr Selten der Nachahmung würdigen sollte, weil sie uns nicht den Zweck zu befördern scheinen, den er dadurch erreicht wissen will; denn in einem ernsten Romane mit fortreissendem Interesse braucht, oder achtet

tet

tet man keine solche aufheiternde Mittel: aber in komischen sind sie ein außerwesentlicher Zusatz zu dem Komischen des Stils. Auch dünkt uns, daß sie dem Verfasser unter allen am wenigsten gelungen sind.

Noch eine Frage müssen wir hierbey berühren. Die Fr. Pastorinn versichert uns, daß unsre Romane nachahmend aussehn: — aussehen? Das wäre noch das Wenigste! aber auch nur auf diesen Ausdruck paßt die Antwort des H. Selten, — weil wir die Scene in fremde Länder verlegen. Wenn aber die gute Frau fragen wollte, warum die meisten bey genauerer Untersuchung nicht aus der Natur geschöpfte Schilderungen, sondern entweder Ideale oder Kopien der Natur sind, so müßte sie mit einer andern Antwort bedient werden, womit ihr aber der Recensent dießmal nicht aufwarten kann, weil er noch sehr vieles auf dem Herzen hat.

„Ihre Frauenzimmer sind zu gelehrt“ fährt sie fort. — Ein Vorwurf, der niemanden so sehr trifft, als den Verfasser von Sophiens Reisen, die in jedem Briefe beynahe, besonders im Anfange, eine so widrige Pedantinn ist, und mit ihrem bischen Französisch, ja gar mit Lateinischen so sehr prahlt, daß sie, aller guter Eigenschaften ungeachtet, die sie verräth, nicht wenig unleidlich wird: tête - à - tête, dessous des cartes, conditio sine qua non, nos poma natamus und S. 167 ist gar ein ganzes

Packet,

Packet französisch, das wir allenfalls ihr zu Gefallen anhören könnten, wenn sie nur nicht mit dem Geziere einer Preziöse allemal die Uebersetzung davon verbäte, und der Puristerey ein Kompliment machte. — Hatte Hr. Selten der Frau Pastorinn gesagt, daß die weiblichen Charaktere auf dem deutschen Theater, und in deutschen Romanen — etliche in den Werken unsrer vortreflichen Schriftsteller ausgenommen — Luftgespenster, Fantome ohne Realität, ohne Natur und Bestimmtheit sind, aber auch das aus ähnlichen Ursachen seyn müssen, warum unsre Romane bisher nachahmend nicht blos aussahn, sondern wirklich es seyn mußten, so hätte er ihr, deucht mir, nicht zu viel gesagt.

Das Ganze des vorhabenden Romans ist darum nicht gehörig zu beurtheilen, weil der Herr Verf. nach seinem eignen Geständnisse nicht gehörige Muße hatte, den letztern Theil desselben völlig auszubilden: aber so wie es da vor uns liegt, scheint es uns oft eine lebendige Widerlegung wider die Richtigkeit und Brauchbarkeit der von Hrn. Selten vorgeschlagnen Methode zu seyn. Das Interesse ist selten fortreissend: man kann Station machen, wo man will, und im Grunde ist der ganze Roman eine Anzahl kleiner Geschichten, die mit schwächern und stärkern Enden an die Hauptgeschichte angeknüpft sind, und die endlich mit einem exitu notabili (Th. 6 S. 524.) wie mit einem allgemeinen Bande in einen Strauß zusammengebunden werden. Von den wenigsten siehet

der

der Leser gleich anfangs ein, warum sie jetzt da stehn, und oft, wenn er sie schon wieder vergessen hat, erfährt er erst, wozu er sie an jenem Orte las. Auf den Recensenten hat dieß eine widrige Wirkung gethan: es gieng ihm, wie einem Menschen, der in einem unbekannten Holze der Kreutz und der Queere, bald auf diesen bald auf jenen Weg geführt wird, und also beständig desorientirt ist, ob er gleich bey dem Eingange sehr wohl wußte, nach welcher Himmelsgegend er zugieng.

Noch auffallender war es für ihn, daß der Verf. seine Geschichte auf zwo Begebenheiten aufbaut, die sie nur schwach unterstützen können. Die erste ist, daß Sophiens Bruder sich von ihr trennt, sie allein auf dem Postwagen fortreisen läßt, und einem Major übergiebt, den er nicht einmal sonderlich zu kennen scheint. So unwahrscheinlich dieß an sich selbst ist, so wird es noch mehr dazu gemacht, daß der Leser eben keine sonderliche Ursache erfährt, warum diese Trennung schlechterdings vor sich gehn mußte. So sieht diese Trennung gerade aus, als wenn der Hr. Verf. der seine Sophie gern in die weite Welt hinein haben wollte, es mit dem Bruder abgeredet hätte, sie zu verlassen. Nicht anders verhält sichs mit der Trennung von dem Hrn. Major, der des Nachts mit Extrapost sich davon macht, und sie der Willkühr des Hrn. Selten überläßt, ohne daß sie eben deswegen sich beunruhigt. In diesem Falle hätte sie doch schon ein heimliches Interesse, nämlich das Interesse einer aufkeimenden Liebe zum Hrn.

Sel-

Selten, das ihr den heimlichen Abschied des Majors, ihr unbewußt, angenehm, wenigstens nicht sehr bedauernswürdig machen konnte: aber in dem erstern Falle hatte sie nicht das mindeste Interesse, ihren Weg weiter fortzusetzen, sondern ein Mädchen, so ohne Erfahrung wie sie, so furchtsam, die sich so ziert, wenn sich ihr Halstuch ein wenig verschoben hat, die so ernst über Schamhaftigkeit und weibliche Keutschheit raisonirt und behauptet, qu'il n' y a que le premier pas qui coute, — diese konnte unmöglich sich einem fremden Offizier so anvertrauen, ohne irgend ein Interesse: denn daß sie sich auf die göttliche Obhut verläßt, das ist wohl sehr christlich, aber in einem Romane mindert es die Unwahrscheinlichkeit einer Handlung nicht um ein Haarbreit. — Die Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit sind freylich relative Dinge, in Beziehung auf denjenigen, der davon urtheilen will: so wie der Zirkel der Erfahrung bey einem Menschen enger oder weiter ist, als bey einem andern, so ist auch sein Begriff von Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit enger oder weiter, und jeder Mensch thut bey der Beurtheilung derselben nichts anders, als daß er sein Gefühl zu Rathe zieht, ob eine Handlung, ein Charakter, eine Verknüpfung von Ursachen und Wirkungen den innerhalb seiner Erfahrung liegenden Dingen von dieser Art analogisch ist. Ein Mann von weitläuftiger Erfahrung wird also mehrere Abhandlungen, mehrere Verknüpfungen von Begebenheiten für wahrscheinlich halten, als ein

andrer,

andrer, der in der Erfahrung unter ihm ist, weswegen auch dem Recensenten verschiedene Charaktere und Handlungsarten in der Folge von Sophiens Reisen unwahrscheinlich vorkommen, die aber in der Natur wirklich seyn können, weil er in seiner Erfahrung nichts analogisches hat. Die Leute z. E. scheinen ihm ebenfalls, wie einem andern Recensenten, dem der Verf. in einer Note antwortet, zu großmüthig, zu freygebig, und es kann seyn, daß man in Seestädten, wie der Verf. versichert, aus christlicher Liebe ungleich mehr Geld weggiebt, als in Landstädten, aber so viel weiß er gewiß, daß alle Reiche, die er kennt, aus christlicher Liebe nicht das mindeste von der Art gethan haben würden, was seine Personen thun, ob man ihnen gleich den Vorwurf der Hartherzigkeit eben nicht machen könnte. — Da uns also nun ein allgemeiner zuverläßiger Meridian für die Wahrscheinlichkeit fehlt, so ist nichts übrig, als daß jeder, wie bey Beurtheilung der Wahrheit, den Ausspruch seines Gefühls und seine Gründe sagt, ohne entscheiden zu wollen: — das wird denn auch der Recensent thun.

Die Wahrscheinlichkeit einer Begebenheit kann in doppelter Beziehung beurtheilt werden: entweder betrachtet man die Begebenheit als die Wirkung eines Geistes — und in diesem Falle ist es genug, zu Beurtheilung ihrer Wahrscheinlichkeit, zu untersuchen, ob sie den übrigen geäußerten Grundsätzen, Neigungen, Leidenschaften, der Denkart und Handlungsweise desselben analogisch

ist

ist oder nicht — oder man betrachtet sie als ein bloßes Faktum, das die Wirkung einer vorhergehenden Ursache, und die Ursache einer folgenden Wirkung ist: in diesem Falle ist die Wahrscheinlichkeit der Dichterwelt und der wirklichen verschieden.

Der Plan der wirklichen ist groß, und niemand übersieht das Ganze. Hier ist freylich die Kette der Ursachen und Wirkungen nicht allezeit völlig sichtbar: allein der Dichter liefert nur ein kleines übersehbares Ganze, ein erdichtetes Ganze, das er uns für einen Theil des wirklichen ausgeben will: hier darf also nicht das mindeste Gelenke in der Kette der Ursachen und Wirkungen unsichtbar bleiben, nicht das kleinste Rädchen in dem ganzen Werke umlaufen, ohne daß es nicht vorher einen hinlänglich starken Stoß empfangen habe: wo er den Leser dieses vermissen läßt, so stört er seine Illusion, und folglich sein Vergnügen. Bey dem Verfasser aber wird der Leser sehr vielfältig aus dem Traume der Illusion durch solche Unwahrscheinlichkeiten herausgerissen, daß er Wirkungen auf Ursachen baut, die nicht zum festen Grunde dienen können, und daher das Bedürfniß des Autors verrathen. Unter den verschiedenen Stellen, die der Recensent anzuzeichnen vergessen hat, hat er nur den Umstand zum Beyspiele gewählt, der ihn zu dieser Digression verleitete, und wo es um so viel widriger ist, weil die Trennung Sophiens von ihrem Bruder eins von den Grundfaktis ist, das die ganze folgende

Geschichte möglich macht. — Uebrigens hat der Verfasser durch den Einfall, daß er seine Sophie auf den Postwagen setzt, und in die weite Welt hinausfahren läßt, viel Vortheil über andre Romandichter erhalten; eine größere Mannichfaltigkeit an Charakteren und Situationen, und Leichtigkeit sie einzuführen.

Wir kommen auf die Charaktere. Sophie hat gleich anfangs etwas Widriges für den Recensenten gehabt: ihre Pedanterey, ihr Geziere, das oft ins Unleidliche fällt, ihre altkluge Moral, ihre Ungleichheiten in der Laune und im Handeln, ihre oft affektirte Frömmigkeit erweckten sogleich bey ihm ein Vorurtheil wider sie. Allein ein Charakter kann uns, bekanntermaßen, als Charakter misfallen, und demungeachtet gefällt er uns als Zeichnung, d. h. wir bewundern die Kunst des Autors, die er angewendet hat, ihn uns darzustellen. Aber auch in dieser kritischen Hinsicht schien die Anlegung und Behandlung desselben nicht tadelfrey, wenigstens nicht ohne innre Widersprüche zu seyn, die wir aber jetzt unmöglich aus einander setzen können; doch würden auch diese oft weniger auffallend seyn, wenn der Verf. die Situationen sorgfältiger vorbereitet und uns jedesmal die ganze innre und äussere Lage seiner Personen gezeigt hätte: dann wäre der Grund einleuchtend gewesen, warum sie so und so handelten, da sie hingegen iezt nur oft so zu handeln scheinen, weil es der Autor wollte.

Herr Leß. hat einen starken Anstrich von Ideal. — Wie konnte, ohne Unwahrscheinlichkeit, ein

ein Mann von seiner Erfahrung und Gesetztheit sich bey dem Abentheuer in Insterburg so seltsam betragen? (Th. 1 S. 79) Jeder andre Mann an seiner Stelle, der so wenig als er aus Neubegierde den Busen der Sophie offen gewünscht hätte, würde ganz höflich die Mademoiselle gefragt haben, ob sie sich zu bedecken beliebte? aber nein! er will die Thür öffnen, er wendet die Augen, wie eine Spröde, weg, und nach dieser Grimasse erst verhilft er ihr zu einem Tuche. Solche Grimassen läßt der Verf. seine Personen oft begehn, freylich in der guten Absicht, eine Moral anzubringen: allein bey einem Kunstwerke sind die Ansprüche der Kunst die ersten.

Bey dem ehrlichen altdeutschen Puff ist dem Recensenten eingefallen, was für ein großer Unterschied zwischen deutschen und englischen Charakteren von dieser Art ist. Die Laune des guten Puff fällt ins Niedrige, oft ins Pöbelhafte, seine Eigenschaften setzen keinen Geist voraus, sie sind vielmehr rohe Gewohnheiten, es ist ganz ein Mann auf den mittelmäßigen Ton gestimmt, an dem wir weiter nichts finden, als daß er eine gute ehrliche fromme Seele ist. Aber daß Charaktere von dieser Art bey deutschen Dichtern selten anders als etwas geistlos ausfallen können, das liegt nicht an ihnen, sondern an der Quelle, woraus sie schöpfen.

Daß bey aller Mannichfaltigkeit der Charaktere, dennoch Einförmigkeit unter ihnen herrscht,

das haben, glaube ich, schon andre Beurtheiler angemerkt. Sie haben insgesamt einen Anstrich von Frömmigkeit, welcher ihn nur annahm, citiren fleißig Sprüche aus der Schrift, sprechen Moral und dociren, wenn sie ihre Empfindungen zergliedern und Reflexionen darüber machen sollen. Unstreitig ein Uebelstand, den die große Bemühung des Verfassers, zu nützen, veranlaßte! Der Autor predigt beynahe beständig selbst, und seine Personen sind nur die Fahrzeuge seiner an sich guten Lehren, welches unvermeidlich ist, wenn man die Reflexion schon im Kopfe hat, ehe man die Situation anlegt, und diese nicht erst, ohne Rücksicht auf jene, erfindet, und die Reflexion, die sich von selbst darbietet, bloß heraushebt. Bey dem Autor muß eine Reflexion gerade in der Ordnung hervorspringen, wie bey der handelnden Person, wenn sie natürlich seyn soll; sie muß bey beiden das Resultat von der Anschaulichkeit seyn, mit welcher sie sich die Situation denken. Dieß gilt von den kurzen Reflexionen, die in den Personen schnell aus ihren Umständen aufsteigen sollen, und die auf den Recensenten oft, wenn er offenherzig seyn darf, wegen ihrer Unnatürlichkeit keinen sonderlichen Eindruck gemacht haben. Die längern sind ihrer Absicht nach gut und oft vortreflich, freylich oft nicht allgemein, und nur in Beziehung auf den geistlichen Stand interessant, manche scheinen auch dem Recensenten sehr einseitig und nicht aus dem rechten Standpunkte gefaßt, wie die vom Duell im ersten Theile, über das französisch reden der

Geist-

Geistlichen; und das Gespräch über unsre Litteratur ist ein wahres Frauenzimmergespräch. — Ueber eine Anmerkung muß der Recensent noch ein Wort sagen; es ist ihm entfallen, in welchem Theile sie steht; der V. führt darinn, wie in verschiedenen andern Stellen seines Buchs, Beschwerde über unsre gegenwärtigen Zeiten. Die Beschwerden sind sehr alt, und kein Zeitpunkt ist gewesen, wo nicht einige Leute, besonders Geistliche und Philosophen, die die Sachen bloß einseitig, oder nach angewöhnten Begriffen beurtheilten, über ihre Zeiten klagten, unter Heyden und Christen. Meistentheils erstreckte sich ihre Klage über Kleinigkeiten, über Kleidertrachten, Möbeln u. s. w. die man aus Ungewohnheit tadelte, und als der Moral gefährlich ausschrie. — Nach diesen Beschwerden zu urtheilen, ist durch alle Jahrhunderte in Deutschland Luxus gewesen; denn so oft zu der bisher gewohnten Lebensart eine neue Bequemlichkeit hinzukam, so lärmten ernste Sittenlehrer über den Luxus bloß wegen Neuheit der Sache, und wollten, daß es mit aller Sittlichkeit nunmehr ganz aus sey. Hält man die Klagen der verschiedenen Zeiten über die Moralität zusammen, so bekömmt man dasselbe Resultat, nämlich, daß die Deutschen zu allen Zeiten gleich verderbt gewesen seyn müssen, denn die Klagen sind zu allen Zeiten gleich groß: gleichwohl ist das nicht möglich. Ich behaupte dreist, daß, trotz aller Beschwerden, unsre Zeiten nicht so verderbt sind, als man sie ausschreyt, und die Deutschen jetzo

besser sind, als jemals. Wenn man die Geschichte übersieht, so findet man, daß jeder Stand der Gesellschaft und der Menschheit gewisse Tugenden und Laster unmittelbar erzeugt und andre entweder ganz ausschließt, oder nur selten macht, und daß also in verschiedenen Zuständen auch verschiedene Tugenden und Laster nothwendig herrschend seyn müssen: dieß ist eine Anordnung der Natur, die den Menschen so angelegt hat. Die Deutschen im ersten rohen Zustande der Gesellschaft und der Menschheit hatten Tugenden und Laster, Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, die uns fehlen, wir haben deren eine Menge, die ihnen fehlten: so in den mittlern Jahrhunderten der Wildheit, so jedes Volk bey eingeschränkter, unterdrückter oder völlig ungebundener Freyheit. Wenn man aber das Gute, das unsre Vorfahren in jedem einzelnen Zustande hatten, in eine Wagschale legt, und unser Gutes in die andre, so wie das Böse; so glaube ich sicher, daß der Ausschlag der Mehrheit im ersten Falle auf unsrer Seite, und im letztern auf der Seite unsrer Vorfahren seyn wird. Die alten Deutschen konnten freylich bey wenig verwickeltem Interesse, bey wenigen Gegenständen der Begierde offner und ohne Zurückhaltung seyn — denn das versteht man vermuthlich unter der alten deutschen Redlichkeit, wenn anders das kein leerer Name ist. — „Allein man vergleicht uns gewöhnlich mit den ersten Deutschen?“ — Woher kennen wir die? Aus dem Roman des Tacitus, der das meiste nur

vom

vom Hörensagen wissen konnte, und kein Kopf hätte seyn müssen, wenn er nicht diesen Feinden der Römer gute Züge geliehen, und andre ausgeputzt hätte, um seine verderbten Mitbürger durch die Vergleichung verlieren zu lassen. Man weiß ja wohl, wie ein Gemälde auch ohne unser Bewußtseyn ausfällt, und wie wir die Sachen ansehen, wenn wir sie mit andern vergleichen, wider die wir eingenommen sind.

Und dann, wenn auch alles sich so verhält; welches waren denn ihre Vorzüge? — Alle ihre Tugend concentrirt sich in einer rohen wilden Tapferkeit, die wir zu unserm Glücke los sind, oder ist eine Foge ihres äußern mangelhaften Zustandes. Wenn man den Tacitus ohne Vorurtheil liest, und seinen Ausputz von den nackten Thatsachen absondert, so bleibt gewiß nichts übrig, warum wir uns in diesen Zustand zurück wünschen sollten. Uns deucht, man thäte besser, wenn man uns nicht mehr sagte, daß wir verderbt sind. — Denn wir können bey dieser Reihe von Ursachen und Wirkungen schlechterdings nicht besser und schlimmer seyn, als wir sind, und durch jene Beschwerden nicht besser werden, — sondern statt dessen die Großen der Welt, diese eigentlichen Schöpfer der Moralität, einleuchtend belehrte, wie sie durch Gesetze und Beyspiel, durch Einrichtungen, ohne Rücksicht auf ihren Eigennutz, dem herabschießenden Strome der Nothwendigkeit nicht entgegen arbeiten, sondern ihm unvermerkt durch allmähliche Richtungen einen milden und weniger schädlichen

chen Fluß geben können, und ihnen diesen Unterricht so vortrüge, daß sie ihn läsen, und glaubten. Wenn dieß letzte keine unmögliche Foderung ist, so sey es eine Aufgabe für alle, die mit unsern Zeiten unzufrieden sind. Der Luxus, auf den man am meisten zürnt, ist ein Uebel, das sich selbst heilt: der unbesonnene Verschwender wurde zu allen Zeiten durch die Armuth geheilt, aber nicht sowohl er hat Staaten heruntergebracht und die Menschen zu habsüchtigen, treulosen, aufsauernden Wölfen gemacht, als politische Misbräuche. — Doch genug hiervon an einem Orte, wo es ohnehin nur gelegentlich Platz findet! —

Der Recensent hatte noch eine Menge Anmerkungen im Kopf, wozu er sich leider! der Raum weggenommen hat. — Die Fr. *räthinn — gewiß nicht eine Frau comme il y en a beaucoup, wie der Brief überschrieben ist — brachte ihn auf die Untersuchung, ob es erlaubt sey, widrige Charaktere zu schildern, worunter sie unstreitig den ersten Rang verdient? — In einem Werke, das bloß oder hauptsächlich für den Nutzen bestimmt ist, ließe man es hingehn; aber in einem schönen Kunstwerke, dessen Endzweck Gefallen seyn soll, müssen sie nach seiner Empfindung ganz ausgeschlossen seyn. Eigentlich wünscht man doch nur Personen zu sehn, mit welchen man im gemeinen Leben umgehen würde, und unerträgliche nur so lange, als man sie dort dulden würde, jene mögen uns nun durch ihre guten Eigenschaften oder durch ihre Lächerlichkeiten interessiren: aber

bey

bey einer Kreatur so pöbelhaft, wie die Fr. *rä-thinn, ist die Geduld nicht in einer Viertelstunde verbraucht, wie Sophie sagt, sondern bey dem ersten Worte, das sie spricht. Dergleichen niedrige unleidliche Kreaturen, wie auch pöbelhafte kleinstädtische Auftritte, Ohrfeigen, Maulschellen, Wixe und Konsorten sind in diesem Romane der Empfindung des Recensenten oft anstößig gewesen.

Der Stil ist nach unserm Gefühl meistentheils edel, auch zuweilen charakteristisch, aber nicht allzeit und bey allen Personen genug. Sophie schreibt beynahe keinen Brief, wo sie nicht etwas Gezwungenes sagt. Die Puffische Laune ist oft gar sehr niedrig, langweilig, ermüdend: sie verräth zu wenig Geist. Hier wäre die Gelegenheit zu einer weitläuftigen Untersuchung, wie man den niedrigen Ton gewisser Charaktere im gemeinen Leben des Gefallens fähig machen könne, ohne ihm das Natürliche zu benehmen? — Allein Beyspiele müssen unstreitig besser wirken, als Untersuchungen.

Endlich sollten wir noch der Vermehrungen und Verbesserungen gedenken, die diese zweite Auflage vor der ersten zum voraus hat, allein der Verf. hat uns der Mühe der Vergleichung überhoben, und die wichtigsten Vermehrungen in der Vorrede selbst angezeigt. Verbesserungen im Stil wäre das Buch, unsers Bedünkens, immer

noch fähig, besonders in Provinzialausdrücken, die nicht den Personen, sondern dem Verfasser gehören.

Ob der Verfasser unsre Beurtheilung scharf genug, vielleicht zu scharf finden wird, das müssen wir erwarten, wenigstens haben wir hie und da Beantwortungen, oft auch etwas bittre Beantwortungen auf Kritiken gefunden, die unsers Bedünkens nicht unverdient waren. Der Recensent hat ihm die Flecken entdeckt, die er nach seiner Empfindung an dem Buche wahrgenommen hat, und so verstund er die Foderung, es scharf zu beurtheilen. Dieser Flecken ungeachtet, bleibt es unter unsern Originalromanen einer der vorzüglichsten, und verdient die Achtung des Publikums, die es bisher genossen hat, und vermuthlich noch ferner genießen wird, und deren es diese zweite Auflage um vieles würdiger gemacht hat, und die künftigen vermuthlich noch würdiger machen werden. Wegen etlicher kühnen Urtheile über vortreffliche Bücher und Autoren wollen wir nichts sagen, als daß sie kühn sind: auch nichts von der überladenen lateinischen Gelehrsamkeit; sondern wir wünschen dem Herrn Verfasser, daß er den Nutzen mit seinem Buche geschafft haben mag, den er schaffen wollte.

V.

P. Virgilii Maronis opera, varietate lectionis et perpetua adnotatione illustrata a *Chr. Gottl. Heyne.* Tom. III. Lipsiae, 1775.

Der dritte Theil dieser Ausgabe, von dem wir gegenwärtige Anzeige liefern, enthält die sechs letzten Bücher der Aeneis. So bekannt auch diese schöne Ausgabe ist, so machen wir uns doch das Vergnügen, noch einmal davon zu sprechen. Vielleicht geben wir einigen von unsern Lesern Gelegenheit, das Buch nochmals in die Hand zu nehmen, einige Stellen zu untersuchen, und sich mit uns zu freuen. Doch wir eilen zum Inhalte selbst.

Man glaubt insgemein, in diesen sechs letzten Büchern weniger Schmuck, Mannichfaltigkeit und Feuer anzutreffen, als in den ersten. Es soll auch die Einheit der Handlung mit dem Anfange des siebenden Buches verlieren: das Unterhaltendste sollen einige Episoden seyn, ohne die man das Einfache der Erzählung, welche die Hauptsache betreffen, bis zum Ueberdruße fühlen würde. Sind diese Einwürfe gegründet, so muß freylich die zweite Hälfte dieses Gedichtes der ersten unendlich weit nachstehen. Der gelehrte Ausleger muß sich also auch in dieser Absicht um den Werth des Gedichtes bekümmern, und Hr. H. setzt die

Un-

Untersuchungen von dieser Art so sorgfältig, wie in den ersten Theilen, fort. Man weiß es schon, daß er das wahre Gute des Schriftstellers kennt und vertheidiget; aber auch seine Fehltritte bemerkt, und öfters da, wo alles Lobsprüche ertheilet, bescheiden und gründlich zweifelt. Er giebt also auch hier zu, daß sich vieles gegen diese sechs Bücher einwenden lasse; aber er vertheidiget doch den Dichter gegen die oben angezeigten Vorwürfe.

Es ist übereilt, wenn man die Ankunft des Aeneas in Italien, und den Ursprung eines neuen Reiches, für eine besondre Handlung ansieht, die mit seiner Reise, welche in den ersten sechs Büchern beschrieben ist, unmöglich ein einziges Ganzes ausmachen könnte. Ist es denn nicht die Hauptabsicht des Dichters, den Ursprung einer neuen Staatsverfassung in Italien zu beschreiben, und seinen Landsleuten die alte Sage von ihrer Abkunft aus trojanischen Geblüte noch ehrwürdiger zu machen? Muß also nicht Aeneas in Italien anlangen? Muß er nicht eine lange Reise thun, ehe er Italien erreichen kann? Und was findet sich in diesem Zusammenhange der Dinge, das mit dem Begriffe eines Ganzen stritte? Vielleicht hielt man sich zu sklavisch an den Begriff Einer Handlung, wenn man in diesem Gedichte zwo Handlungen anzutreffen glaubte. Die Beweise, die man braucht, jenen Vorwurf zu rechtfertigen, sind höchst unzulänglich. Einmal, sagt man, heißt es doch im 44 und 45ten Vers des 7ten Buches:

maius

maius opus moueo. Wenn aber dieser Beweis gilt, so ist jedes Stück eines solchen Gedichtes, welches der Dichter durch einen feyerlichen Uebergang ankündiget, eine neue Handlung, so ist das Verzeichniß der Schiffe in der Iliade auch eine neue Handlung, oder Begebenheit, oder wie man es sonst nennen will. Ferner nimmt man an, Virgil hätte in der zweyten Hälfte die Iliade, und in der ersten die Odyßeer nachahmen wollen, und folglich zwo Gedichte in Eines geschmolzen. Aber wie ungegründet ist diese Meynung nicht! Der natürliche Gang der Begebenheit erfodert es, daß Aeneas erst reisen, dann in Italien ankommen, und ein neues Reich stiften muß; nicht die Absicht, Reisen und Schlachten auf eine gesuchte und gezwungene Art zu verbinden. Eine andre Einwendung wider die Güte des Gedichtes, daß vom siebenden Buche an lauter Schlachten und Kriege beschrieben würden, fällt weg, so bald man sich die Natur der Sache denkt. Die Trojaner konnten anders nicht festen Fuß in Italien faßen, als daß sie Gewalt brauchten: und dieß muß also der Inhalt des Gedichtes seyn. Wie mannichfaltig aber sind nicht diese Beschreibungen ähnlicher Begebenheiten! Wie sehr hat der Dichter für die Abwechselung gesorgt, da ihm die Sache selbst ganz einfache Materialien an die Hand gab! Man thut ihm wirklich unrecht, wenn man seine Absicht, dem Ueberdrusse vorzubeugen, offenbar erkennet, und sich nichts desto weniger über das gar zu Einfache beklagt. Man stößt sich ferner daran, daß die Erlegung

eines

eines heiligen Hirsches die Ursache zum Kriege wird. Aber auch hier belegt man die Sache mit dem falschen Namen. Der Krieg war schon so gut, als beschloßen, die Gemüther waren auf beiden Seiten schon aufgebracht, durch den Einfluß verschiedner Gottheiten war alles schon zum Kriege veranstaltet. Nun wird durch einen Zufall dieser heilige Hirsch erlegt. Ist dieß also die Ursache des Krieges? Vielmehr ist es die nächste Gelegenheit zum Ausbruche des schon beschloßnen Krieges (Polybius macht im sechsten Kapitel des dritten Buches eine ähnliche Anmerkung über diejenigen Geschichtschreiber, die, wie in dem gegenwärtigen Falle, die nächste Gelegenheit zum Ausbruche des Krieges mit der wahren Ursache vermengen, und erläutert die Sache durch das Beyspiel der Belagerung von Sagunt, die man immer für die Ursache des zweyten punischen Krieges ansiehet. Aber der Krieg war schon beschlossen, und ietzt, da man Sagunt belagerte, brach die Flamme aus.) Sind endlich Latinus und Aeneas zu ruhig, zu gelassen für das Heldengedicht, zumal wenn man sie mit dem brausenden Turnus vergleichet: so sieht man ja offenbar, daß auf den Latinus gar nichts gerechnet wird, daß er gar keine Rolle spielen soll, und vielmehr Turnus seine Stelle einnimmt. Aeneas aber mußte sich ähnlich bleiben: denn sein ganzer Charakter war einmal darauf angelegt.

Außer diesem bemerkt Hr. H. noch, daß man unendlich viel entbehre, wenn man sich nicht ganz

in

in die alte Geschichte und Verfassung von Italien versetzt; daß manche vielleicht bloß aus diesem Grunde das Gute weniger fühlen, und etwas für matt, für gesucht, für unwahrscheinlich, gekünstelt, und übertrieben halten. Er hat sichs also zur Hauptpflicht gemacht, in den Anmerkungen, und denen jedem Buche angehängten Abhandlungen diesen Theil des Gedichtes zu erläutern, und zum wahren Verständnisse nähere Anleitung zu geben.

Wir machen den Anfang mit der Anmerkung über das siebende Buch. Und sollte auch dieser Theil der Recension nicht für alle Leser gleich wichtig seyn, so erfodert es doch die Vollständigkeit derselben, hiervon zu sprechen, da es unstreitig die Hauptsache bey einer Ausgabe eines alten Schriftstellers ist, die Art, wie ein Ausleger den Text kritisch behandelt und erklärt, vorzüglich kennen zu lernen.

Wenn im 25 V. der Anbruch des Tages sehr dichterisch beschrieben wird, und der Ausdruck beynahe ins Kostbare fällt (rubescebat radiis mare, æthere ab alto aurora in roseis fulgebat lutea bigis); wenn man die eben so geschmückte Beschreibung von der Stille des Meeres dazu nimmt, (venti posuere, omnis repente resedit flatus, in lento luctantur marmore tonsæ): so glaubt Hr. H. die Ursache von diesem beynahe verschwendeten Schmucke darinne zu finden, daß jetzt der merkwürdige Tag anbrach, an welchem die Trojaner endlich Italien erreichten. Die-

se Ursache ist überaus wahrscheinlich. Da aber die Dichter gewisse Gedanken, z. B. der Tag, die Nacht bricht an, u. s. f. fast immer mit viel Farben ausmalen, und, wie Hr. H. selbst anderwärts bemerkt, sich ganz eigne, aber immer etwas zu geschmückte Ausdrücke dazu gemacht haben: so könnte man unsers Bedünkens auch in der gegenwärtigen Stelle jene fast allgemeine Gewohnheit annehmen, ohne eine besondre Ursache aufzusuchen. Die sonderbare und bedeutungsvolle Begebenheit mit den leuchtenden Haaren, (prodigium, v. 73) wird durch das gewöhnliche nefas bezeichnet. Hievon ist die recht genaue Anmerkung gemacht, daß in dergleichen Fällen fas das Natürliche und Gewöhnliche, nefas das Uebernatürliche und Ausserordentliche sey. Freylich sollen dieses nicht die Bedeutungen der beiden Wörter seyn; aber der Grund von dem Urtheile über eine solche Begebenheit, welches durch fas oder nefas ausgedrückt wird, liegt doch darinne, daß sie natürlich oder übernatürlich ist. Die Worte im 83 V. nemorum Albunea (dieß ist ein Quell) maxima fonte sonat, können so angenommen werden, **der Quell ist der größte, der im Walde rauscht, oder der größte im Walde:** man müßte denn lieber consulit lucos nemorum verbinden. Das erstere ist in den Dichtern zwar sehr gewöhnlich; hier aber die Stellung der Worte zu hart, zu besonders. Das erstere hingegen ist auf alle Fälle hart; gleichwohl hindert dieses nicht, das letztere mit Hr. H. vorzuziehen, zumal

zumal wenn man die griechische Sprache vergleicht, und auf die Kürze des ganzen Ausdruckes rechnet. Die topographischen Anmerkungen über diese Stelle sind genau, und doppelt brauchbar, weil man auch das bemerkt findet, was in neuern Reisebeschreibungen davon erzählt ist; ein Vorzug dieser Ausgabe, den wenig Ausleger ihren Arbeiten gegeben haben. Wesseling und nur noch einige andre, welche die philologischen Kenntnisse nicht auf Sprachkunde, Alterthümer, und Kritik einschränkten, und daran dachten, in welchem Jahrhunderte sie schrieben, und wie sie von den Bemühungen ihrer Zeitgenossen Gebrauch machen müßten, haben die Rücksicht darauf genommen. Im Orakelspruche (v. 94) glaubt H. H. auch deswegen eine gewisse Würde zu bemerken, weil alles in der mehrern Zahl ausgedrückt ist, connubia, thalami, generi. Diese Anmerkung ist nicht gesucht oder gekünstelt; die Erfahrung bestätigt sie. Longin, und andre Lehrer der Beredsamkeit machen sie oft. Und in der That, wo man nicht bloß die Sprache des Umganges lieset, in welchem die mehrere Zahl in gewissen Ausdrücken, mit der einfachen gleichgeltend vertauscht wird, da kann man allemal fragen ob nicht die mehrere Zahl eine gewisse Ursache habe, oder wenigstens auf gefühlvolle Leser einigen Eindruck machen könne. Im 119 V. wird eripere vocem loquentis ab ore et premere so erklärt: dem Redenden sogleich ins Wort fallen, daß er nicht weiter fortsprechen kann. Je einfältiger

und ungekünstelter dieser Gedanke ist, den wir hier im Deutschen so simpel, als möglich, ausgedruckt haben; desto mehr siehet man, wenn man die vom Dichter gemachten Abänderungen vergleichet, wie er die alltägliche Sprache zu erheben weiß. Diese Art von Anmerkungen aber, wenn man das Alltägliche neben die gesuchte Wendung stellet, ist für den unentbehrlich, der sich mit der Dichtersprache bekannt machen will. Im 122 V. heißt es, Anchises hätte das vorausgesagt, was im dritten Buche, als eine Prophezeiung der Harpye Celäno angegeben wird. Hier glaubt Hr. H. der Dichter habe die Fabel von der Harpye damals, da er sein Gedicht verbesserte, eingeschaltet, und hernach vergessen, die Stelle im siebenden Buche so abzuändern, daß sie mit jener übereinstimmte. Außerdem müßte man annehmen, Anchises hätte die Prophezeiung der Furie oft wiederholt, um sie dem Aeneas recht einzuprägen. Aber freylich würde diese letztere Erklärungsart gezwungen, und mehr eine gesuchte Ausflucht, als ein sich selbst entdeckender Ausweg seyn. Aus eben dieser Nachläßigkeit, da der Dichter eine Stelle änderte, und ihr die andre anzupassen vergaß, leitet H. H. die Härte her, die sich im 242 V. findet, wo man nicht sieht, von wem es heißt, Dat tibi, wenn man nicht etliche zwanzig Zeilen zurückgehet, um zu finden, daß vom Aeneas die Rede sey. Hier hätte also der Dichter das, was zwischen 221 und 242 V. steht, geändert, vielleicht auch manches eingeschaltet, und nun den 242 V. so

ge-

gelassen, wie er zuerst ausgearbeitet war. Wir unsers Ortes glaubten, daß sich in dem letztern Falle die Härte allenfalls entschuldigen ließe, da die Gesandten ein für allemal im Namen des Aeneas sprechen, und alles, was sie sagen, sein Auftrag ist, wenn sie ihn auch nicht ausdrücklich nennen. Der Sinn des 240 und 241 V ist: dieß ist des Dardanus Vaterland, dieß heißt uns Apoll wieder suchen. Also muß man huc repetit Apollo verbinden, als wenn es hiesse, huc reuocat: die Erklärung folgt, iussis vrget. Im 293 u. f. V. ist zu viel gesuchter Witz, die Gegensätze sind zu gekünstelt, und der Zorn der sprechenden Personen leidet nicht so viel kalten Zwang. Hr. H. glaubt, eine Nachahmung vom Euripides hier zu finden, der in manchen Stellen dem Witze zu viel eingeräumet, und das Deklamatorische zum Nachtheil der natürlichen Einfalt vorgezogen hat. Die Erfindung im 323 V. wo die Zwietracht, als eine unmittelbare Wirkung der Furie angesehen wird, zeigt an sich eben kein großes Genie: denn es muß beynahe einem jeden, der die Mythologie kennet, einfallen: doch ist sie auf diese Art viel besser ausgefallen, als wenn Virgil einen abstrakten Begriff, die Zwietracht, personificirt, und als handelud vorgestellt hätte. Hingegen ist er in der Bearbeitung der Stelle weit feiner und behutsamer zu Werke gegangen, als Ovid in einer ähnlichen Erdichtung, der sich, wie bekannt, immer zu viel Freyheit verstattet, und nicht allemal die strengste Prüfung

aushält. In eben dieser Stelle heißt es im 328 V. von der Furie: omnes eam oderunt: tot sese vertit in ora... Der Sinn ist: so viel schreckliche Geberden kann sie annehmen: denn man muß es aus dem folgenden, tam sævæ facies, erläutern. Im 341. V. nennt der Dichter die Furie infectam venenis, weil sie giftige Schlangen an sich trägt; freylich ein gewagter Ausdruck; aber noch weit eher zu entschuldigen, als im 315. V. fit tortile aurum collo coluber: Denn dieß muß heißen: die Schlange windet sich um das goldne Halsband. Gleichwohl sagt der Dichter: sie wird das goldne Halsband. Nur das Beywort, golden, macht, daß der Gedanke zu sehr von der Wahrheit abweichet. Bacchum lustrare choro, im 391 V. (denn diese Lesart zieht Hr. H. vor) sagt so viel, als, um den Bacchus herum tanzen. Im 440 V. ist veri effoeta senectus ein Alter, das nicht mehr fähig ist, wahr und falsch zu unterscheiden, und bloß der Sage folgt. Hr. H. vergleicht, ager effoetus frugum, welches man so erklären müßte, inhabilis tandem ad ferendas fruges. Glücklicher ist Virgil im 513 V. wenn er die großen Wirkungen dem Schalle eines tönenden Instruments zuschreibt, als Apollonius Rhodius (4, 127), der eben diese Wirkungen auf das Zischen einer Schlange erfolgen läßt. Und welches sind die Wirkungen? Der Wald erzittert und ertönt, der Schall erfüllt die ganze Gegend, und Mütter drücken ihre erschrocknen Kinder an ihre Brust.

So

So kann wohl keine Schlange zischen; aber wenn eine Furie in die Trompete, oder wie man es nennen will, stößt, und lerm blasen will, da können diese Wirkungen leicht erfolgen. Doch Apollonius schrieb ein Gedicht, dem das Wunderbare, Ungeheure, und Unglaubliche eigenthümlich ist, lauter Eigenschaften des in Fabeln verhüllten Zuges der Argonauten.

Doch wir müssen diese Anzeige von Erklärungen schlüßen, um noch von den übrigen Abhandlungen zu sprechen, die wir unter dem Namen Excursus bey jedem Buche finden.

Hauptsächlich sucht Hr. H. die Vorstellung von der alten italienischen Geschichte zu berichtigen. Man muß nicht alles, was die Griechen von dem alten Zustande Italiens erzählen, für untrüglich halten, nicht alle alten Bewohner Italiens für Abkömmlinge, oder für Colonien der Griechen ansehen, nicht über die Benennungen der Städte und Völker etymologische Untersuchungen anstellen. Die Griechen haben sich hierinn zu viel erlaubt, und wenn ein Fall historisch richtig war, alle andre sogleich darnach beurtheilet. Selbst die Römer, vielleicht aus Stolz, Nachkommen der Griechen zu seyn, vielleicht auch aus Mangel alter italienischer Nachrichten, schrieben und dachten über diese Sache, wie die Griechen, und wußten aufs genaueste zu erzählen, wie jedes Städtchen in Italien von einem berühmten Helden abstammte. So gewiß es also ist, daß Pelasger, Sicilianer, vielleicht auch Gallier, in den

uralten Zeiten nach Italien gekommen sind; so gewiß ist es auch, daß diese Ankömmlinge schon Einwohner in Italien fanden, die man Aborigines nennt, unter denen Hr. H. Ausonier versteht, weil sich überall Spuren von Ausoniern erhalten haben. Es muß also Italien auch seine eignen alten Nachrichten und Sagen gehabt haben, vom Saturn, Janus, Faunus, Picus, den Camenen, und andre mehr, die man oft genug von den Dichtern erwähnet findet. Aber wie sich die Ankömmlinge mit den Ausoniern verbanden, und beynahe die Oberhand gewannen, so verdrängten sie auch jene ursprünglich italienischen Sagen, setzten griechische an ihre Stelle, oder verbanden diese mit jenen, und Allegorien nahmen zum Theil die Stelle der Geschichte ein. Es waren aber diese alten italienischen Nachrichten nicht so reizend und bearbeitet, wie die Griechischen; sie gaben den Dichtern nicht so viel Hoffnung zu gefallen, als wenn man dergleichen Fabeln aus Griechenland entlehnte. Man webte also beider Nationen Sagen in einander, und alles, was sich in Italien fand, sollte und mußte mit den Erzählungen der Griechen einen gemeinschaftlichen Ursprung haben. Und so fand sich Virgil beynahe gedrungen, das, was zu seiner Zeit einmal üblich und angenommen war, auch seines Orts beyzubehalten. Man muß aber doch das Ursprüngliche und Eigenthümliche nicht ganz vergessen. Wenn man also diese Erinnerung in den sechs letzten Büchern der Aeneis in Gedanken behält, so wird man vieles so, wie

es Ort und Zeit verlangen, erklären können, man wird das rauhe Fabelhafte der italienischen Nachrichten, an das man in der griechischen Mythologie gar nicht gewohnt ist, leichter entschuldigen; man wird sich in Sitten und Gebräuche besser finden können, man wird endlich eine große Menge Untersuchungen ersparen, wie dieß oder jenes seinen Ursprung aus Griechenland haben könne, wenn man denkt, daß es den alten Ausoniern eigenthümlich gewesen ist. Ein jeder Leser der Aeneis wird sich den größten Dienst erzeigen, wenn er diese Abhandlung (Excurf. 4. ad lib. 7.) zum Grunde legt. Wie viel besser würde man den Homer, Orpheus, und Apollonius Rhodius verstehen, wenn man mehr historische Nachrichten hätte, oder zuweilen wüßte, wie viel Zusatz bey jeder Erzählung ist. Diese Abhandlung aber giebt Gelegenheit, den Unterschied des Ursprünglichen und des fremden Zusatzes zu bemerken. Wir sind also dem Hrn. Hofrath den größten Dank dafür schuldig.

Noch einige Anmerkungen wollen wir auszeichnen. Es ist unerwartet, bey Italien eine Insel der Circe zu finden, einer Person, die, nach dem einstimmigen Zeugnisse des Alterthums, im colchischen Reiche gelebt hat. Aber die ältesten Griechen kannten den Occident nicht, und hielten die Gegend um Italien (Hesperiam) für die westliche Küste von ganz Europa. Folglich versetzten sie alles, was sie vom Occident gehört hatten, nach Italien, und wenn sie auch hernach

vollständigere Nachrichten erhielten, so mußten dennoch Dunkelheit und Widerspruch in ihren Erzählungen übrig bleiben. Bey Gelegenheit wird erinnert, daß die große Unwissenheit in geographischen Dingen, die man in den orphischen Gedichten antrifft, ein sicherer Beweis für das Alterthum derselben sey. — Die allegorische Lehre vom Saturn scheint diese Wahrheit zum Grunde zu haben, daß die Erfindung des Ackerbaues der Anfang zu mildern und gebildetern Sitten gewesen sey; und die Fabel von Janus scheint ein Sinnbild der alles ernährenden Natur zu seyn. — — Die Begebenheiten der sechs letzten Bücher der Aeneis schränkt Hr. H. ohngefähr auf zwanzig Tage ein (Excurs. 1. ad lib. 12), und rechnet dem Leser die ganze Reihe von Begebenheiten nach dieser Zeitordnung vor. — — Ueber den Schild des Aeneas sind in der vierten Abhandlung zum achten Buche folgende Erinnerungen gemacht. Die grausame Strafe des Metius Fufetius, und die Tänze der Salier gehören nicht zu jenen großen Thaten der Römer, die allem Ansehen nach auf diesem Schilde sollten ausgedrücket seyn. Das Bild der fliegenden Gans kann auch etwas beleidigendes haben. Und gesetzt, man könnte alles entschuldigen, so bleibt noch dieser Anstoß, daß es ja in der römischen Geschichte noch viel merkwürdigere Begebenheiten gab, und sich also gegen die kluge Auswahl derselben immer noch Einwürfe machen lassen. Auf die Regeln, nach denen der Künstler würde arbeiten müssen, scheint Virgil nicht Rücksicht genommen

zu

zu haben. Und überhaupt ſammlet er als Dichter eine Reihe von Begebenheiten, die man als Erzählung allemal mit Bewunderung und Vergnügen leſen wird; er denkt aber darauf nicht, ob die Vorſtellung derſelben auf einem Werke der Kunſt höchſt genau und richtig ſeyn würde.

Da der vierte Theil dieſer Ausgabe auch fertig iſt, ſo werden wir nächſtens davon reden, und uns, und dem Hrn. Hofrath zur Vollendung dieſes ſchönen Werkes Glück wünſchen.

VI.

C. L. Junkers Grundſätze der Malerey. Zürch, 1775. 175 Seiten, klein 8.

Es fehlt nicht an Büchern von dieſer Art. Die Sachen ſind bekannt, der Verf. hat ſie nur nach ſeiner Art angekleidet, und ſagt viel, ſehr viel Gutes, auf eine kurze und deutliche und gedankenreiche Weiſe. Wir wünſchten nur hin und wieder die Natur, deren Nachahmung er dem Künſtler ſo ſehr anpreiſet, auch in den Wendungen unſrer lieben Mutterſprache zu ſehen. Bey Leſung der Dedication hätten wir beynahe die ganze Schrift weggelegt, weil wir fürchteten, derſelbe Ton möchte im Werke ſelbſt herrſchen: aber wir fanden ihn doch natürlicher, ob gleich auch hier manches Neologi-

sche mit unterläuft: dergleichen sind die Menge weggeworfener e, die man durch Apostrophen andeutet; so auch die weggelassenen Artikel, z. B. S. 142 Antike hat nichts übertriebenes, lehret richtige Verhältniß. S. 92 Brausender Strohm ist groß, sanft fließender Bach ist schön; hoch herunterstürzender Wasserfall ist groß; sanftrieselnde Quelle ist schön " Wir wissen wohl, daß iezt mehr sonst gute Schriftsteller diese Neuerung affektiren: aber nicht, was man dabey erhält, da sie nicht nur der Natur unserer, sondern aller neuern Sprachen zuwider ist? Vermuthlich glaubt man durch diese Eigenheit, originel, launigt, gedrungen, oder körnicht zu scheinen. So lange aber das Originelle, oder die Laune in nichts weiter, als in Sprachverstümmelungen besteht, so hat ein Schriftsteller weiter nichts nöthig, als dergleichen unter dem gemeinen Volke in jeder Provinz aufzusuchen und er wird sich durch das Sonderbare unterscheiden; hoffentlich aber werden wir einander mit der Zeit selbst nicht mehr verstehen.

Doch wir kehren zu unserm Verfasser zurück. Er erklärt die Malerey nicht mit Sulzern durch eine Vorstellung des Schönen in sichtbaren Gegenständen, sondern durch eine schöne Vorstellung sichtbarer Gegenstände zur Täuschung, und dieser Erklärung möchten wir auch fast den Vorzug geben, weil der Maler nicht immer das Schöne, sondern auch oft häßliche Gegenstände auf eine angenehme Art bearbeitet.

Der

Der Verf. geht hierauf die Arten der Malerey durch, und hält sich am längsten bey der Geschichte auf, wobey sich allerdings auch das Meiste sagen läßt. Er theilt jede Geschichte in Anfang, Mittel und Ende, und erinnert sehr richtig, daß der Maler der Deutlichkeit wegen allemal das Ende wählen solle. Um eben dieser Deutlichkeit willen räth Hr. J. die Wahl biblischer Geschichte, und des fabelhaften Alterthums an, nur muß der Maler ihnen originelle Neuheit in der Art der Bearbeitung geben. Allerdings haben die neuern Geschichten den Fehler, daß man sie schwer erklären kann, wenn nicht darunter steht, was sie vorstellen; und eben diesen Vorwurf könnte man auch den ganzen Folgen von Gemälden machen, die der Graf Caylus aus dem Homer und Virgil entworfen. Viele Gegenstände sind zu speciell, und man wird sie kaum errathen, wenn man nicht die Aeneide dabey in der Hand hat. Inzwischen findet der Maler viel Brauchbares darinn, ob er gleich nie den Auftrag bekommen wird, eine solche, selbst für eine Gallerie zu zahlreiche, Folge auszuführen.

Das Portrait ist nach dem Verf. das niedrigste Produkt der Kunst; ein Mittelding zwischen diesen und den historischen Gemälden sind die Familien- und Gesellschaftsstücke. Desto wichtiger ist die Landschaft. Keine Art von Malerey ist mit mehr Gefühl selbsteigner Schöpfung verbunden, keine in sich selbst mehr Belohnung für den Maler, als Landschaftsmalerey. Der Maler verfolgt die Natur in ihre geheimen Winkel, und ver-

verschönert sie. Mit Recht wird die einsame Landschaft getadelt, denn Geschmack und Herz erfodern eine Ausstaffirung. Dieß wird mit großen Beyspielen erwiesen. Z. E. Tizians beste Landschaft ist Petri Märtyrertod, und Poussins beste, das Begräbniß des Phocions. Man darf aber nicht mit Caylus alle Landschäften mit Homers Ideen ausschmücken, sondern man kann Schäferscenen, Poelemburgs Nymphenbäder, oder andre moderne Erfindungen darinn anbringen. Der Stil der Landschaften wird dreyfach abgetheilt: 1) In den heroischen oder erhabnen, 2) in den sinnlichschönen und Hirtenstil, und 3) in den romantischen oder antiken Stil, wohin die Ruinen gehören. Hierbey werden sehr gute Exempel angeführt, von dem, was in der Landschaft groß, und was schön ist. Zur Landschaft rechnet der Verfasser auch die See- und Thierstücke.

Wir kommen nunmehr auf das, was zu einem jeden Gemälde erfodert wird. Das erste ist Ordonnanz. Zerstreute Ideen so mit einander verbinden, daß sie, zu einer Absicht und Endzweck fähig, auf der Fläche täuschende Wirklichkeit werden, das heißt, Zusammensetzung, und hierzu werden gute Regeln gegeben. Das Costum theilt der Verf. in das Costum der Geschichte, und in das Costum des Geschmacks. Letzteres besteht in der Verbindung der Gegenstände, die sich zusammen schicken. Hier werden dem Künstler die kritischen Anmerkungen über die Feh-

ler

ler der Malerey wider die geistliche Geschichte, und das Costum empfohlen, wovon 1772 eine Uebersetzung erschienen ist. Hieher gehört auch, wenn die Fabel mit Wahrheit vermischt ist, wenn Rubens z. E. in der Luxenburger Gallerie Figuren heydnischer Gottheiten in den Gemälden der neuern französischen Geschichte anbringt, oder wenn Raphael dem Lahmen des Petrus ein abgeschnittenes Bein ansetzt.

Der Ausdruck der Leidenschaften, oder das Pathos ist allerdings das wichtigste Studium des Malers. Diesen muß das Gefühl lehren, Bücher helfen nichts: und der Verfasser hat Recht, daß niemand aus des le Brun Abhandlung den Ausdruck lernen, oder aus Winkelmanns Charakterisirung des Laocoon, so schön sie auch ist, einen zweyten Laocoon herausbringen wird, wenn er das Original nicht dabey hat.

Bey der Schönheit und Grazie, worüber man noch nicht recht einig ist, und wovon sich so schwer sinnliche Begriffe geben lassen, hält Hr. J. sich, in Vergleichung der übrigen Abhandlungen, am längsten auf. Man muß sich hier nicht durch Nationalvorurtheile irre machen lassen: sondern die Modelle wahrer Schönheiten in dem milden reinen Himmelsstriche jener griechischen Inseln aufsuchen, wo die Natur ihren Werken ein feines Ebenmaaß der Gestalt, die angenehmste Mischung der Farbe, das sprechendste Gesicht, und das genaueste Verhältniß aller

Theile

Theile verliehen hat. Der Verf. unterscheidet Schönheit und schön. Die erste eignet er insonderheit dem weiblichen Körper zu, das Schöne findet hingegen in allen Produkten statt, und sein Begriff ist Generalbegriff. Wir lieben die Schönheit, aber das Schöne vergnügt uns. Die Schönheit wird durch die genaueste Uebereinstimmung aller regelmäßigen Theile, unter frischen Farben, mit Einschränkung auf Ausdruck, Alter, und körperlicher Kleinheit erklärt. Wir können dem Verf. in der Entwickelung dieser Erklärung nicht folgen, räumen ihm aber gerne ein, daß er am Ende in der Beschreibung seiner Schönheit und seines Mädchens viel Gefühl und Geschmack verräth.

Unter Grazie denkt sich der Verfasser Schönheit der Seele im schönsten Körper mit Mischung eigenthümlicher Schwäche in Rücksicht auf Sentiments. Daher ist ein zu erhabner Charakter, z. E. der Porcia und Arria, der Grazie zuwider, und zu männlich. Es gehört eine gewisse Naivetät, ein unschuldiges gutthätiges Herz, und gute Empfindungen dazu. Witz, Feuer und hohe Sentiments vertragen sich nicht mit der Grazie. Wenn aber der Verfasser der bekannten Pompadour die Grazie abspricht, so mögte er wohl vor einigen Jahren in Frankreich starken Widerspruch gefunden haben. Richtig ist es, daß der lasterhafte Charakter sich nicht mit der Grazie verträgt, und daß eine tugendhafte, zärtliche, mit Religionsgefühl erfüllte Seele, den meisten An-

spruch

spruch auf dieselbe machen kann. Dieß könnnte vielleicht Stoff zu vielen erbaulichen Betrachtungen für manche auf die Grazie Anspruch machende Schönen geben.

Wir übergehen, was der Verf. von den Grenzen der Malerey und Dichtkunst sagt. Den Antiken und dem Studium derselben wird das gebührende Lob gegeben. Den Charakter des Artisten und seine Wissenschaften finden wir hier gut geschildert. Bey Beurtheilung der Werke der Kunst giebt der Verf. die vortrefliche und nie genug einzuschärfende Regel: Suche keine kleinen Fehler zu entdecken, um deinen Scharfsinn zu beweisen, vergiß sie vielmehr bey andern Schönheiten des Stückes. Gemeiniglich sind junge Künstler und Liebhaber bey Erblickung selbst der Bilder Raphaels nur gar zu geneigt, hier und da eine Kritik anzubringen, die meistens übereilt ausfällt, oder wenn sie ja gegründet ist, so hat das Bild doch tausend andre Schönheiten dagegen, bey denen sie stehen bleiben, und sich solche tief ins Gedächtniß einprägen sollten.

Zuletzt wird noch kürzlich von den bekanntesten Malerschulen gehandelt, und der Charakter einer jeden bestimmt. Das Verzeichniß der Gallerien, welche der Verf. dem Künstler zu besuchen, S. 163 empfiehlt, ist sehr unvollständig und fehlerhaft. Wir führen nur einige an: Die brühlische Gallerie ist nicht mehr vorhanden, sondern an die russische Kayserinn verkauft. Zu Sanssouci ist wohl eine schöne Gallerie, aber keine Berliner ist unsers

Wis-

Wiſſens vorhanden, wenn man nicht einige Privat-kabinette darunter verſteht. Die Pommersfeldiſche bey Bamberg enthält nicht viel Gutes, aber wohl eine große Menge höchſt mittelmäßiger Kopien. Bey der Münchner ſollten vornämlich die herrlichen Gemälde auf dem Luſtſchloße Schleißheim angezeigt ſeyn. In Paris iſt das Kabinet de Crozat nicht mehr vorhanden, anſtatt deſſen ſollte die vortrefliche Gallerie des Herzogs von Orleans im Palais Royal angeführt ſeyn. No. 24. Das Kabinet Gerhard Reguſt, Rathsherrn zu Amſterdam, iſt uns nicht bekannt, ſoll es etwa Gerhard van Reynſt heiſſen, aus deſſen Sammlung man die ſeltne Folge von Blättern hat, die unter dem Namen des Kabinet van Reynſt bekannt iſt? Dieſes Kabinet iſt aber nicht mehr vorhanden. In England iſt die Sammlung des Grafen von Derby angeführt, man könnte eine Menge ſolcher Kabinette herſetzen, welche die reichen engliſchen Lords auf ihren Gütern angelegt haben. Die einzige Florentiniſche Gallerie iſt von Italien angezeigt. Soll der Künſtler nicht in Rom, wo ihm doch die Antiken ſo ſehr empfohlen worden, die herrlichen Gallerien des Kapitols, des Palaſts Borgheſe, Barberini, Colonna, und eine Menge andre, die zu den erſten in Europa gehören, beſuchen? Der großen Gallerien in Bologna nicht zu gedenken.

VII.

Christoph Gottlieb von Murr Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Litteratur. 1. Theil, Nürnberg, 1775. 8. 276 Seiten.

Herr von Murr, der seine Kenntnisse schon in verschiedenen Fächern der Wissenschaften gezeigt, macht hiermit den Anfang, ein Journal herauszugeben, wovon jährliche zwey Theile erscheinen sollen. Man wird darinnen allerley kleine Abhandlungen, Uebersetzungen, Recensionen von Büchern, gelehrte Nachrichten, mit einem Worte allerley Merkwürdiges, das die Künste, und die Litteratur betrifft, finden. Wenn die folgenden Theile, dem jetzigen gleich ausfallen, so wird es an Lesern von verschiedner Art nicht mangeln, weil in der Wahl der Materien viel Abwechselung und Unterhaltung herrscht. Da der Plan dieser periodischen Schrift für unsre Bibliothek zu weitläuftig ist, so wollen wir nur etwas von dem, was zu unserm Fach gehört, anführen.

Zur Kunstgeschichte gehört gleich zuerst die Beschreibung eines höchst raren Werks von 36 Holzschnitten aus dem Trewischen Museum zu Altorf, wovon man bereits in Hrn. v. Heineckens Idée générale d' une collection d' Estampes eine Nachricht findet, die aber hier soll berichtiget werden. Sie

stellen biblische Geschichte vor, deren eine hier kopirt ist.

Es folgen Beyträge zur Geschichte der Oelmalerey, welche zur Erläuterung von Lessings Schrift, dienen, die wir im vorigen Stücke unsrer Bibliothek angezeigt haben. Es erhellet aus allen diesen Untersuchungen so viel, daß die Hauptsache, nämlich die Erfindung der Oelmalerey, etwas Ungewisses bleiben, und nie genau bestimmt werden wird; und wie kann man Gewißheit verlangen, da die Erfindung vermuthlich nicht auf einmal, sondern nach und nach zur Vollkommenheit gebracht worden? Herr von Murr ordnet die Epoche der alten Oelmalerey also an:

Johann van Eyck, zwischen 1402 u. 1410.

Lippo Dalmasio, in Bologna, 1405.

Petrus de' Lianori, oder Petrus Joannis, Schüler des Dalmasio, 1415.

Antonello de Messina, 1442.

Rogerius von Brügge, Schüler des Johann van Eyck.

Hausse, oder Havesse, Schüler des Rogerius von Brügge.

Ludwig von Lö'wen, auch dessen Schüler.

Domenico Veneziano, zu dessen Zeit das Oelmalen in Italien allgemein ward.

Cornelius Engelbrecht, geboren 1468. zu dessen Zeit es in den Niederlanden allgemein ward.

Anzeige einer neuen Ausgabe der bekannten Leben der Maler des Vasari in 7 Bänden, in 4to, zu

zu Florenz, von 1767 bis 72. Es war erst im Jahr 1759 eine neue Ausgabe dieses Buchs in drey starken Quartbänden, durch den Prälaten **Bottari** in Rom besorgt worden, deren mehrmalen in unsere Bibliothek Erwehnung geschehen ist. Man hat ausserdem verschiedenen ältere Ausgaben. Man möchte sich fast wundern, daß in so kurzer Zeit zwey kostbare Ausgaben des **Vasari** erschienen sind. Giebt es in Italien so viele Liebhaber der Kunstgeschichte, oder ist es ein Beweis des starken Flors der Künste jenseits der Alpen? In Deutschland würde wohl schwerlich eine Ausgabe, geschweige zwey von diesem Werke, welches 6 Dukaten kostet, abgesetzt werden.

Zu der Litteratur gehört erstlich die Nachricht von einem alten Buche Lumen animæ betitelt, und von alten Büchern der Bibliothek der ehemaligen Herzoge von Burgund, welche seit Karls des Kühnen Tode, im Jahr 1477 verschlossen gewesen, und jetzo wieder in Brüssel eröffnet worden. Ferner von der Sinesischen Litteratur, wo Hoffnung von der Herausgabe einer vollständigen chinesischen Geschichte, aus Handschriften in dieser Sprache auf der Königl. Parisischen Bibliothek gemacht wird.

Unter dem Artikel von der englischen Litteratur, wird aus Ruffhard's Lebensbeschreibung des **Pope** ein weitläuftiger Plan eines Epischen Gedichts mitgetheilet, das dieser große Dichter auszuarbeiten, sich vorgenommen hatte. Das Ge-

dichte sollte von der Grundlegung der brittischen Monarchie handeln, und den Namen **Brutus** führen, weil ein erdichteter Enkel des Aeneas Namens Brutus in England gelandet seyn soll. Der Plan zeigt, nach Hr. **von Murr**, ein großes Genie und vortrefliches Herz.

Die Nachricht von einer Englischen Schaubühne in Ostindien ist neu, und vermuthlich die erste, welche außer Europa errichtet worden. Wir lesen hier den Prolog, mit dem man sie im Dec. 1773 eröffnet hat. Die Officiers der Compagnie Truppen zu Calcutta in Bengal hatten sich den Plan und die Anordnung des Schauspielhauses von dem berühmten Garrick dazu erbeten. Die ganze Gesellschaft der Schauspieler besteht nur aus Liebhabern.

Den 27 Dec. 1774, starb in Chelsea **Heinrich Mossop**, ein ehemaliger guter englischer Schauspieler, und vor kurzem noch Entrepreneur des Theaters zu Dublin. Man fand nur zwey halbe Pfennige in seiner Tasche. Er vermachte an Garrick ein Lustspiel, um mit dem aus der Vorstellung gelösten Gelde seine Schulden zu bezahlen. Garrick ließ ihn auf seine eignen Kosten begraben. Im Jenner dieses 1775 Jahres, starb zu Birmingham der berühmte Buchdrucker **Baskerville**. Wir haben zu seiner Zeit verschiedne seiner Editionen von lateinischen und englischen Klassischen Schriftstellern angezeigt. Höher kann man die Buchdruckerkunst nicht leicht treiben. Papier, Lettern,

tern, Richtigkeit des Drucks, alles ist vollkommen schön.

Im Artikel von der spanischen Litteratur kommen Nachrichten von einem der besten lyrischen Dichter dieser Nation, dem Figueroa vor. Seine Gedichte erschienen zu Lissabon im Jahr 1625. Er lebte in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Kurz vor seinem Tode verbrannte er seine meisten Gedichte aus Bescheidenheit, weil er sie für zu mittelmäßig hielt. Hier werden einige seiner Gedichte mitgetheilt. Ein weitläuftiger Auszug eines alten spanischen Heldendichters, Barohona de Soto, welcher von seinem Heldengedicht Las lagrimas de Angelica die ersten zwölf Gesänge zu Granada im Jahr 1586 in Quart drucken lassen. Er verdient den Namen des spanischen Ariosts. Er hatte zum Gegenstande seiner Epopee die Geschichte der Angelica, nachdem sie mit dem Medor vermählet worden, gewählet, welche Ariost einem andern Genie zu bearbeiten überließ.

In der italienischen Litteratur wird Scaligers griechische Uebersetzung einiger schönen Stellen des Petronius mitgetheilt, welche bereits in des erstern griechischen Gedichten 1615 gedruckt sind. Im Anhange kommen einige ungedruckte Briefe von Leibnitz und Scioppius vor, die nicht für unsre Bibliothek sind.

VIII.

Nachrichten

von einigen Böhmischen alten Malern und Künstlern, von dem geschickten Historienmaler, Johann Quirinus Jahn, 1779 gesammlet.

Johann Georg Hering, war ein Historienmaler, und lebte zu Prag im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. In einem alten böhmischen Inventar der Malerconfraternität in der Stadt Prag befinden sich zwey Atteſtate. Das erste ist von der Stadt Loßzelt, den 6ten May, 1587 ausgestellet, und bekräftiget, daß Johann Hering in der Malerkunst ausgelernet habe. Das zweyte ist von der Stadt Laugnigen über der Donau, dem Johann Hering Dreßlowi aus Braunschweig den 3ten Junius 1612 gegeben, daß er in seiner Malerkunst ausgelernet habe: hieraus erhellet, daß er aus Braunschweig gebürtig war. Daß er Italien und Rom müsse besuchet haben, zeigt die von ihm daselbst sehr gut kopirte Verklärung Christi nach Raphael, die noch heutigen Tages zu St. Salvator auf der Altstadt zu sehen ist, an. In dem Gange des Klosters Strohhoff hängt auch noch von ihm ein Gemälde, welches den heiligen Norbert vorstellet; mit HHering, ao. 1620 bezeichnet, so Hans Hering

Hering gelesen werden muß. Auf einem andern Gemälde i. J. 1621 hat er sich Johann Georg genannt. Weiter findet man nichts von ihm. Seine Farbenmischung fällt etwas ins Graue; sonst aber ist die Erfindung gut, und die Zeichnung nicht übel. Sandrart, nennet ihn irrig Ludwig Häring. Füeßli führet ihn in seinem Lexicon unter eben dem Namen Ludwig an, und setzt noch hinzu, daß er um 1650 gelebet, und in der Blüthe seiner Jahre gestorben sey, welches nicht auf ihn paßet.

Carl Screta. Von ihm findet man vieles beym Sandrart. Descamps nennet ihn Creeten: hat aber wenig von demselben gesagt. Er ist eigentlich aus einem italienischen Geschlecht, und nachdem er in Italien studiret, wählte er seine Vaterstadt Prag zu seinem Aufenthalte, wo er 1644 den 8ten May in die Confraternität der Altstädter Maler aufgenommen, und 1652 zum Oberältesten ernannt worden, welche Stelle er aber in der Folge wieder aufgab. Er ist auch in Dresden gewesen, wo er den Churfürst Johann George den 3ten, seine Gemahlinn, und die beiden Prinzen gemalet. Samuel Weishun hat selbige in Kupfer gestochen. Zu seiner Zeit war es auf der Universität in Prag, so wie auf andern, Mode worden, daß die Studirenden ihre Theses, worüber sie öffentlich disputirten, mit einem allegorischen Kupferstich begleiteten. Screta hat deren viele gezeichnet, welche

 so,

so, wie verschiedene von seinen Malereyen, sowohl Bildnisse, als historische Vorstellungen, von unterschiedlichen Meistern in Kupfer gegraben, oder geätzt worden. Die vornehmsten dieser Kupferstecher sind B. Kilian; M. Kusel, Caspar Dooms, J. F. Leonhardt, J. Sandrart, und Daniel Wüssin.

Wenn ich den malerischen Charakter dieses Mannes schildern will, so muß ich sagen, daß man in seinen Werken nichts schmeichelhaftes, nichts geschmücktes findet; seine Zeichnung ist beynahe nicht zu verbessern. Zu dieser Vollkommenheit gelangte er durch fleißiges Nachzeichnen der besten Statuen des Alterthums. In seinen Figuren findet sich keine übertriebne Stellung. Wenn auch die Nothwendigkeit eines Gegenstands eine Verkürzung, oder besondere Wendung erheischte, so blieb er gleichwohl allezeit der Natur getreu, unterdrückte alles sorgfältig, was wild, oder übertrieben war. Zu verwundern ist es, daß er verschiedene Rollen spielen konnte; ich will sagen, daß er die Manier so vieler großen Meister vortreflich nachahmte; denn er wußte sich nicht nur an die Stelle eines Michelangelo, Merigi und Lanfranc zu versetzen, sondern auch in dem Geiste eines Raphael von Urbin, Dominichino, insonderheit aber des Guido Reni, den er besonders als seinem Liebling ansah, auszudrücken. Auch machte er von demjenigen Gebrauch, was er aus der Venetianischen Schule, nach einem Titian und einem Paul Veronese gelernet hatte. Ursachen

chen genug, daß ihn die Italiener nicht von sich wegreisen lassen wollten, wie ihm denn zu Bologna eine akademische Professur angetragen wurde.

Doch dieses finde ich für nöthig, mit anzumerken, daß sein Colorit, der Bologneser Schule gemäß, etwas ins Braune fällt, und daß er überdieß seinen Gemälden, das heut zu Tage bekannte Helldunkle nicht mit einfließen lassen.

Der merkwürdigste unter seinen Schülern ist Bartholomäus Klosse. Von Johann Schindlern weiß ich, daß er sich seit fünf Jahren bey ihm aufgehalten. In einem alten Contract vom 13ten April des 1653sten Jahres finde ich, daß er sich schon damals seines Prädicats, und seines Wappens bedienet, ingleichen, „daß sein Schüler, Franz Paling, noch drey Jahre bey ihm bleiben will,“ wiewohl seine Lehrzeit binnen sieben Jahren schon zu Ende gegangen war. Mit seiner Geschicklichkeit verband er einen edeln und liebenswürdigen Charakter, stund auch bey jedermann in großem Ansehen. Er ist ziemlich alt geworden, und hat mittelst seiner eifrigen Begierde, und eines anhaltenden Fleißes, viele Kupferstiche, Zeichnungen und Gemälde verschiedener großen Meister gesammlet, selbst aber ungemein viel gearbeitet. Nach seinem Tode, der i. J. 1674 erfolgte, da er 70 Jahr alt gewesen seyn mochte, verließ er ein großes Vermögen, davon aber dasjenige, was die Kunst betraf, der Sage nach, für eine ansehnliche Summe nach Nürnberg verkauft wurde. Sein Sohn besuchte, gleich dem

Vater, alle italienische Schulen, und fieng an, den Pinsel mit gutem Erfolg zu führen; aber mit seinem Erbtheil, und stolz auf den ausgebreiteten Ruhm seines Vaters, fand er es für unnöthig, noch weiter auf seiner Bahn fortzugehen, und seine Geschicklichkeit weiter auszubilden.

Von seinen Kunstwerken befinden sich I. in der Neustadt in der Kirche des heiligen Stephanus des größern, eine Taufe Christi, richtig und edel gezeichnet. Screta ahmte dabey die Manier des Guido sehr gut nach. Dieses Stück ist eines seiner besten Gemälde. II. In dem Kloster der P. P. Augustiner Barfüßer bey Sanct Wenzel genannt, ist noch viel von ihm zu sehen, wiewohl beynahe alle Gemälde aus der Bibliothek nach Dresden, in die jetzige Churfürstliche Gallerie gekommen sind. Im Kreutzgange siehet man a) das Leben des heiligen Wenzel, größtentheils von ihm gemalet, worunter Wenzels Geburt, die Niederreissung der Götzen, und Drahomirens Versinkung, die schönsten sind. Screta befolgte in dieser Sammlung von Gemälden, die verschiedenen Schulen Italiens, so, daß man hier sehen kann, wie ausgebreitet sein Nachahmungsgeist war. Die Bibliothek hat anietzt bloß die Copie derer in Dresden sich befindenden Gemälde; b) einen Thomas von Aquin, und c) eine auf Holz gemalte Mutter Gottes, vollkommen Guidorenisch. Auf der Rückseite ist noch der Hr. Augustin. In eben diesem Geschmacke hängen auch noch im Kloster verschiedene Portraite,

in

in der Sacristey aber vier gute Gemälde, welche die Heiligen, als Wenzeln, Ludmilla, Joseph und Eligius, vorstellen. Man trifft auch noch hier und da etwas von ihm an. Auch war ein Buch in der Bibliothek von seinen Studien, welches aber ungefähr vor zwanzig Jahren verloren gegangen. III. In der Thomkirche der Altstadt Prag siehet man a) auf dem Hochaltarblatte die Himmelfahrt Mariä. Dieses große Stück stellte er der Malergilde, als sein Meisterstück dar, und folgte darinnen durchaus der Manier des Lanfrancs. Auf der linken Seite des Hochaltars ist b) auf einem Altare der englische Gruß, mehr Raphaelisch, als Guidorenisch; auf der rechten Seite c) eine Catharina in dem Geschmack des Dominichino; das dabey nächststehende Alterblättchen d) Jesus, Maria und Joseph, ist in dem Geschmack des Annibal Caraz. Weiter unten ist auf dem Maleraltare e) der heilige Lucas, wie er die Maria abmalet. Die Demuth ist in ihrem Gesichte so glücklich ausgedrücket, und der Kopf des Evangelisten ist das Portrait unsers Meisters, und zwar schon in weißen Haaren. Es kömmt demjenigen sehr nahe, das uns Sandrart von ihm, ob gleich jünger, geliefert hat. Uebrigens ist das ganze Bild Guidorenisch. IV. In der Pfarrkirche bey St. Martin siehet man a) das Hochaltarblatt, welches den H. Martin zu Pferde, und b) das linker Hand, unter dem Bogen, so die Verlobung der heiligen Catharina vorstellet, welche jederzeit die Augen vieler Liebhaber und

Ken-

Kenner auf sich gezogen hat, und dariunen auch Screta gezeiget, daß er nicht Ursach habe, andern grossen Künstlern etwas nachzugeben; c) das obere Blättchen des Altars zeiget einen Kopf des heiligen Evangelisten Johannes, der uns ebenfalls Scretam, ungefähr in einem Alter von 40 Jahren darstellet. Auf der Kleinseite findet man V. in der Malthefer Kirche bey Matkaboži a) das Blatt auf dem hohen Altare von seiner Hand. Es stellet Mariam in den Wolken vor, darunter eine Gruppe den heiligen Johann Baptist, nebst einigen knieend betenden Malthefer-Rittern. In der Ferne erblicket man verschiedene Schiffe und Galleeren. Dieses ist nach Titians Manier sowohl, als des Paul Veronese gemalet. b) Ferner siehet man allda auf einem Seitenaltare die Enthauptung der H. Barbarä in dem Geschmack Annibal Caratz und des Guido. VI. In der Thomaskirche bey den P. P. Augustinern fällt einem gleich beym Eingange durch die Hauptthüre in dem Geschmack des Annibal Caratz ein gemaltes Altarblatt in die Augen, das den heiligen Thomas de Villanova, wie er denen Armen Allmosen austheilet, vorstellt. Es ist schön nach der Kunst gemalet, alles darinnen wohlgeordnet, und wird allda von Kennern für das beste Stück erkläret. VII. Im Profeßhause der Jesuiten sind, nebst einem schönen Crucifix, das in der Todtencapelle zum Altarblatte dienet, auch verschiedne Paßionsstücken, in der Bibliothek zu sehen, darunter a) eine Abnehmung vom Kreuze, völlig in dem

Geiste

Geiste des Hannibal Caraß, und b) ein Grab Christi, nach der Art des Titians die besten sind. Endlich findet man VIII. auf dem Hradschien in der Kirche der P. P. Barnabitten, auf einem Seitenaltare abermals eine Enthauptung Sanct Barbarä, vollkommen nach der Manier des Paul Veronese. Wenn man ferner von Prag aus, in das Kloster Königssaal kömmt, so siehet man daselbst einen heiligen Bernardus, der in der Manier des Guido gemalet ist; ein sehr schönes Stück! Ich will zum Beschlusse noch dasjenige, was in der Bischöfflichen Domkirche bey St. Stephan zu Leutmeriz von ihm zu sehen ist, hier anführen, nämlich: a) auf dem hohen Altar die Marter dieses Heiligen, theils nach Caraß, theils nach Dominichino Manier, b) auf den Seitenaltären einen heiligen Schutzengel, von Raphelischer Zeichnung, der aber itzt ziemlich beschädiget ist, c) einen heiligen Adalbertus, vollkommen in des Titians Manier, d) die Heiligen Peter und Paul, und endlich e) die Entleibung des St. Wenzels, ein Meisterstück in der Manier des Lanfranc.

Johann Bartel Klosse, von Würzburg, kam nach Prag, und arbeitete 3 Jahre bey Screta. Im Jahre 1607, den 6ten October, ward er in die Brüderschaft der Altstädter Maler aufgenommen. Man findet nur ein Altarblatt von ihm zu Prag. Es ist bey Matkabozie zu sehen, und stellet den gekreuzigten Heiland, nebst Marien und Johannes, auch Magdalenen vor. Die Figuren sind etwa eine Elle hoch, gut gezeichnet, ihre Gewänder

wohl geworfen, die Gesichtsbildungen vortreflich ausgedrückt, und die Stellungen von einer edlen Einfalt. Wie denn auch sein Colorit schön und geschmolzen, und sowohl aufgetragen ist, daß es den besten Scretischen Gemälden nichts nachgiebt. Im J. 1678 nahm Klosse einen Schüler, Martin Kepper an, starb aber 1679 den 7ten Sept. B. Kilian hat einige Theses nach seiner Zeichnung gestochen.

Karl Kulick ein Prager, war eines Malers Johann Kulicks Sohn, der sich aber eben nicht bekannt gemacht hat. Karl machte sich 1678 in Prag ansäßig, und ward 1700 bey der Malergilde Oberältester. Er starb 1713 an der Pest. Man sieht von ihm zu S. Salvator einige Bruststücken, desgleichen bey Maria Schnee auf der Neustadt die Kreuztragung Christi, und in der Altstadt bey Matkabozie die zwölf Apostel. Sein Pinselstrich ist frey und fett.

Johann George Heimsch, ein Maler aus Schlesien. Einige sagen, er sey Anfangs bey den Jesuiten gewesen; andre aber behaupten, er wäre bey den P. P. Augustinern im Noviciat aufgenommen worden. So viel ist gewiß, daß er den geistlichen Stand verlassen, und sich als Maler 1678 auf der Altstadt ansäßig gemacht hat. Er suchte nicht nur den Karl Screta nachzuahmen, sondern auch zu übertreffen. Das große Altarblat bey den Jesuiten auf der Neustadt zeiget aber, daß er nicht so gut, als jener zu ordnen wußte. Dieß Gemälde ist dergestalt von Figuren über-

überhäuft, daß man den Heil. Ignatius, der doch die Hauptperson ist, erst heraussuchen muß. Er hat meistens alles zu seinen Gemälden nach der Natur gezeichnet, wie man denn auch noch viele Zeichnungen von ihm in Prag findet, einiges ist auch nach ihm in Kupfer gestochen worden. Er starb 1713 an der Pest.

Johann Ongers, ein Niederländer, welcher sich 1691 in Prag ansäßig machte, und 1714 Oberältester ward. Er malte historische, desgleichen auch Architecturstücke, war reich an Erfindungen, und ein guter Zeichner. Sein Colorit aber fällt ins Rothe. Er hat sehr viel gemalt, und man findet eine Menge Altarblätter, und andre Gemälde von ihm in Böhmen. Er starb 1730 in einem sehr hohen Alter. Ob er mit Oswald Ongers, der zu Bamberg gelebet, und ein geschickter Maler war, verwandt gewesen, kann ich nicht sagen; Blainville nennt diesen letztern irrig Unger, denn er hat sich auf seinen Gemälden Ongers geschrieben.

Hans Georg Pendel, ein berühmter und geschickter Bildhauer, war ein Zeitgenosse von Karl Screta. Ob er in Böhmen, und wann er geboren worden? ist nicht zu erfahren gewesen. Indessen zeiget die Menge seiner in Böhmen befindlichen, und verfertigten Kunstwerke, daß er Böhmen zu seinem Vaterlande erwählet hatte. Das Protocoll der Prager Malerconfraternität sagt, daß er die Anfangsgründe der Kunst bey seinem Vater erlernet, im J. 1630 in diese Stadt gekommen,

men, und 1650. sich daselbst in der Altstadt häuslich niedergelassen habe. Zu eben der Zeit befanden sich **Ernst Heidelberger**, Kaiserl. Königl. Hofbildhauer, **Stanislaus Goldschneck** und **Melber** in der Brüderschaft. Allein Pendel war der Mann, der sie alle an Geschicklichkeit übertraf, deshalb er auch mit der Innung in zunftmäßige Streitigkeiten verfiel, die doch dahin ausschlugen, daß er 1655 die Hoffreyheit suchte, und sich von der Malergilde trennte. Diese Trennung bestimmt zugleich den Zeitpunkt, in welchem alle Bildhauer aus der Confraternität traten, und seit solcher Zeit findet man nichts weiter von Bildhauern in dem Protocoll aufgezeichnet.

Johann Brockoff, der Vater, war ein Siebenbürger von Geburt, und ein Bildhauer, welcher zu der in Erz gegoßnen Statue des heiligen Nepomuck, so auf der Prager Brücke stehet das Model gemacht, ingleichen die Gruppe der Mutter Gottes, welche Christum auf dem Schooß liegen hat, und von zwey Engeln begleitet ist, in Stein gefertiget, die jedoch eben keine große Kunst anzeigen. Allein sein Sohn **Ferdinand**, in Prag geboren, übertraf den Vater weit, und hat sich in der Bildhauerkunst sehr hervorgethan; ob er wohl nicht durch Reisen, sondern durch sein eignes Genie, und durch sein fleißiges Studieren, nach Abgüssen der Antiken, sich gebildet hatte; wie solches seine vielfältige, zu Prag gefertigte Arbeit bezeuget. Die sieben Statuen auf der Prager Brücke, welche er aus Bescheidenheit mit

dem

dem Namen seines Vaters bezeichnet, sind von ihm, so, wie verschiedne andre Statuen und Figuren. Der bekannte Baumeister Fischer von Erlenbach verschrieb endlich **Ferdinanden** nach Wien. Von seinen Brüdern half ihm der eine, **Anton** genannt, mit arbeiten. Dieser schnitt auch künstlich in Elfenbein. Der zweyte Bruder **Joseph** ward bey Kaiser Karln den VI. Hofpoet, und malte zu seinem Vergnügen.

Rudolph Byss, welchen einige für einen Schweitzer, andre aber für einen Franken, bey Würzburg gebürtig, ausgeben, kam als ein junger Maler nach Prag gewandert, und mußte sich anfangs kümmerlich, als Geselle forthelfen. Er legte sich aber mit solchem Fleiß auf die Malerey, und studierte so glücklich nach der Natur, und nach den Abgüssen der Antiken, daß er einer der geschicktesten Künstler damaliger Zeit ward. Er machte sich im Jahr 1694 zu Prag ansäßig, und hat daselbst viel in den Kirchen, auch sonst in Fresco und in Oel gemalt, wie denn noch zwey Altarblätter von ihm in dieser Stadt zu sehen sind. Seinen Figuren wußte er eine schlanke und edle Stellung zu geben, die Bekleidungen wohl zu wählen, und die Gruppen klüglich auseinander zu setzen. Sein Colorit ist sanft, in einander geschmolzen, und angenehm. Er brachte oft die Bildnisse seiner Freunde in seinen Gemälden an. Entweder gegen 1712 oder 1715 trat er in die Dienste des Churfürsten von Maynz, Franz Lothar, Grafen von Schönborn, der zugleich Bischoff zu Bam-

berg war, und der ihn zum Inspector seiner kostbaren Gallerie zu Pommersfeld machte, wo er 1730 in einem hohen Alter verstorben ist, nachdem er kurz zuvor in der Reichshofraths-Canzley zu Wien das Gerichte Salomonis meisterhaft gemalet hatte. Daß er auch Cabinetstücke von Vögeln und Thieren, und Landschaften geschildert, solches hat bereits der Herr von Hagedorn in seiner lettre à un Amateur angeführt, und sein Urtheil darüber gefället. Ich will nur noch hinzusetzen, daß wir auch Bluhmenstücke von ihm haben.

(Die Fortsetzung künftig.)

IX.

Vermischte Nachrichten.

Aus England.

Neue Kupferstiche.

London. Von hiesigen merkwürdigen neuen Kupferstichen haben wir folgende vor Augen.

Her Grace, the Dutchess of Richmond, gemalet von Angelika Kauffmann, und gestochen von Wilhelm Wynne Ryland. Es ist die ietzige Herzoginn von Richmond, deren Reize die Malerinn durch eine überaus wohl gewählte, dem Charakter gemäße Stellung vortheilhaft dargeleget hat. Sie sitzet in einer orientalischen Morgen-

genkleidung neben einem Tambour, worauf sie einen Arbeit aufangen will, deren Zeichnung sie in den Händen hält. Der Stich ist in der Röthelmanier, und besonders im Fleische, wie wahre Miniatur, so daß wir noch nichts saubereres und reineres in dieser Art gesehen haben. Die Maße ist im Ovale von 11 und einen halben Zoll Höhe zu etwan 9 u. einen h. Z. Breite, und der Preis 7 Schill. 6 Pence.

Fanny Twisden Counteſs of Jerſey, eine von den jetzt berühmten Schönheiten des Hofes, durch D. Gardner gemalet, in schwarzer Kunst von Thomas Watson. Ein Bruststück, sehr angenehm, 9 u. einen halben Zoll in der Höhe, und 7 Zoll in der Breite: kostet 5 Schillinge.

Eine Madonna mit dem Kinde, von Bartolozzi, nach seiner eignen Erfindung in der Röthelmanier. Ein niedliches Stück, in der Runde, wovon die ganze Platte 7 Zoll in der Höhe und 6 Zoll in der Breite hält: kostet 4 Schillinge.

Friendſhip und Innocence, zwey Stücke die von Einer Größe sind, und zusammen gehören, von Robert Menageot in der Röthelart sehr schön gegraben. Das erste ist nach Correggio, und stellet das Kind Jesus vor, der den kleinen Johannes umarmet: das letzte enthält drey mit jungen Vögeln spielende Kinder, vermuthlich nach des Kupferstechers eigner Erfindung. Sie sind in der

Runde zu 6 und einen halben Zoll Durchmesser, und kosten beide 5 Schillinge.

Der junge Mr. Crew in der Kleidung K. Henrichs VIII. nach Reynolds von J. R. Smith, schwarze Kunst, von sehr bedeutendem, angenehmem Ausdruck, ganz ausstehend, zu beiden Seiten ein paar kleine Hunde habend. In der Höhe 18 und einen halben Z. und in der Breite 13 Zoll, wovon der schöne Probedruck eine halbe Guinee kostet.

The Grace, die Scene aus Sternes empfindsamer Reise, da er nach eingenommenem Abendessen, in einer Bauerhütte bey Lyon, dem, statt des Dankgebets, von der Jugend angefangenen fröhlichem Tanze zusieht. Er sitzt vor dem Hause, zwischen den bejahrten vergnügten Eltern, wovon der Vater die Leyer zum Tanze spielet, den die jungen Leute in einer wohlgeordneten Gruppe ausführen. Alles ist Natur im vollen Ausdrucke, malerisch vorgestellet, und auf dem Blicke des Yoricks liest man den Gedanken: I beheld Religion mixing in the Dance. Man muß die Beschreibung bey ihm selbst nachlesen. Georg Carter, der uns schon einige Vorstellungen aus dieser Reise geliefert, hat das Stück gemalet, und J. R. Smith, solches in schwarzer Kunst sehr gut gegraben. Es hält 16 und einen halben Z. in der Höhe, zu 20 und einen h. Z. Breite, und unser Probedruck kostet eine halbe Guine.

The Death of General Wolfe. Dieß ist das schon im voraus von uns angekündigte Stück des Malers B. West und des Kupferstechers Woollett, Namen, die uns eine große Erwartung gaben. Sie hat uns nicht betrogen, und wir können es nun als ein Meisterstück der Kunst anpreisen. Der sterbende Held, mit den natürlichsten Ausdrücken des, aller Glieder und Züge sich bemächtigenden Todes, lieget im Vorgrunde des Schlachtfeldes, wo der Streit noch in der Ferne fortgeht. Beschäftigte Freunde und Helfer umgeben ihn, wovon einer die Fahne über ihn hält. Auf der einen Seite steht der General Monkton, vor Schmerz erstarret, und selbst von andern Officieren unterstützet. Ein Indianer sitzet darneben, mit wilden Bewegungen des Kummers den Tod des Helden betrachtend. Auf der andern Seite, wo noch Truppen landen, sind ein paar Soldaten herzugetreten, die für die Erhaltung ihres Generals beten. Alles ist nach dem Leben, und die mehresten Figuren sind wahre Portraite. Das Gemälde hat Lord Grosvenor an sich gebracht. Der Stich ist 22 Zoll in der Höhe, zu 16 Zoll Breite, und gilt in gemeinen Abdrücken eine Guinee, in den Probedrücken Ein und eine halbe.

Rubens Frau, als Schäferinn, nach seinem bekannten Gemälde von W. Pether in schwarzer Kunst; halbaus, wohl gegraben: im Preise zu 2 und einem halben Schillinge, 9 Zoll Höhe zu 6 und einem halben Breite.

XII Views in aqua tinta from Drawings taken on the Spot in Southwales -- By -- *Paul Sandby* R. A. 1775. Außer diesem Titelblatte zwölf Blätter romantischer Vorstellungen und Aussichten von alten Schlössern in Südwallis, die vermuthlich noch eine Folge haben werden, da dieses Heft mit No. I. bezeichnet ist. Die gebrauchte Manier in aqua tinta ist die vom Le Prince, doch hier annoch verbessert, und thut eine angenehme Wirkung. Sie halten etwa 8 Z. in der Höhe zu 11 Zoll Breite, und der Preis ist eine Guinee.

The Cott, eine recht schöne Landschaft, nach George Smith von Peack gestochen. Hat 14 und einen halben Zoll in der Höhe zu 19 und einen halben Z. Breite, und kostet 4 Schillinge.

James Beattie LL. D. Dieser berühmte schottische Philosoph ist hier in einer wohl ausgedachten historischen Vorstellung vom Ritter Reynolds abgebildet, und darnach von J. Watson in schwarzer Kunst kräftig gegraben. Er stehet an der einen Seite halbaus, sein letztes Werk on the Nature of Truth unterm Arme. An den andern Seite ist das Bild der Wahrheit, die in einer Hand die Wagschale hält, und mit der andern die Figuren der Sophisterey und des Unglaubens zu Boden drücket. Der Preis ist 7 u. einen halben Schillinge, und die Maße 13 Zoll in der Höhe 15 Zoll Breite.

Ri-

Richard Robinson D. D. Arch-Bishop of Armagh - nach einem Gemälde des Ritters Reynolds, im Besitze der Madame Montague, von Johann Raphael Smith, in schwarzer Kunst. Ein herrliches Bildniß, halbaus vorgestellet, als ob er spatzieren gienge. Etwa 18 Zoll in der Höhe und 13 in der Breite; und kostet von den ersten Abdrücken eine halbe Guinee.

Miß Bosville, ein reizendes Original, nach Reynolds, in einem schönem Mezzotinto von J. Watson. Sie ist halbaus, der Kopf auf einen Arm gestützet: Kostet 5 Schillinge, und hat in der Maaße 13 Zoll Höhe zu 10 Z. Breite.

Les Nôces Champêtres d' Italie, und Le Bal Champêtre d' Italie, (auch mit einer englischen Inschrift) zwey angenehme, vortrefliche Stücke, sowohl was die Erfindung, als den Stich belanget: jene von F. Zuccarelli, dieser von F. Vivares und Bartolozzi. Liebliche Landschaften, voll kleiner freudig beschäftigter Figuren. In der Ründe, zu 17 Zoll Breite und 16 und einen halben Zoll Höhe; kosten beide 15 Schillinge.

Bathing, und The Bathers, zwey Stücke nach Watteau, aus der Sammlung des Grafen von Besborough, von Aliamet gestochen. Auf dem einen steigt ein Mädchen ins Wasser, und auf dem andern sitzet sie daneben, beide einige Fi-

guren hinter sich habend. Die Maße ist etwas über 7 Zoll Höhe und 8 Zoll Breite: der Preis aber 2 Schillinge.

Zwo Landschaften, eine nach Wouwermans und die andre von Boucher, auch von Aliamet gestochen, etwas breiter, wie die vorhergehenden, zu gleichem Preise.

The Beggar and his Dog, eine Scene aus dem Roman The Man of Feeling Cap. 14. von J. Kitchingman gemalet, und von H. Kingsbury in schwarzer Kunst gegraben. Ein in allem Betracht vortrefliches Stück. Der Bettler steht in bloßen Füssen und ganz zerissener Kleidung, den abgezognen Hut in der Hand, und neben ihm sitzet sein Hund auf den Hinterfüßen in der Höhe. Es hat 21 Zoll in der Höhe, zu fast 17 Zoll Breite, und kostet 7 Schillinge, 6 Pence.

Basil Earl of Denbigh & Desmond, in seinem Parlamentsrocke, neben einem Tische sitzend, nach N. Dance von J. Watts, in schwarzer Kunst; 17 Zoll in der Höhe, und 13 Zoll in der Breite, zu 7 Schillinge 6 Pence im Preise.

Dr. Richard Busby, Master of Westminster School - - Died 1695. — nach einem Gemälde von Riley, durch J. Watson in

in schwarzer Kunst. Er sitzet, in seiner Amtstracht bekleidet vor einem Tische, darauf ein aufgeschlagnes Buch lieget, woraus er einem bey sich habenden Schüler Unterricht giebt. Ein sehr schönes Stück, über 15 Zoll in der Höhe und 12 Zoll in der Breite, kostet 7 Schillinge 6 Pence.

The Alchimist, nach Josua Wright, von W. Pether in schwarzer Kunst. Ein alter Goldmacher in seiner dunklen Werkstädte, die mit allen ersinnlichen Geräthschaften angefüllet ist, eben in einem Processe begriffen: hinter ihm siehet man zwey junge Handlanger, wovon der eine beym hermetischen Lampen beschäfftigt ist. Die schwarze Kunst thut hier gar herrliche Wirkung, und das schöne Stück, über 21 Zoll in der Höhe, zu beynahe 17 Zoll Breite, kostet im Probedruck eine Guinee.

The Philosopher, nach Rembrant von W. Pether in schwarzer Kunst. Ein gar vortrefliches Blatt, das einen alten Mann in orientalischer Kleidung, mit einem großen weissen Barte, in tiefer Betrachtung an einem Tische sitzend vorstellet, im Hintergrunde aber die Weltkugeln, Bücher und Schriften sehen läßt. Es hat beynahe 18 Zoll Höhe zu 16 Zoll Breite, und kostet 8 Schillinge.

The Triumph of David, der triumphirende Einzug Davids nach dem Siege über Goliath,

liath, nach einem Gemälde des N. Poussin, in der Sammlung des Lord Carysfort von Ravenet gestochen. Das letzte Werk von dieses Meisters Griffel, voller Figuren, wie es nicht anders seyn konnte, die aber in verschiednen Gruppen sehr wohl vertheilet sind. Der Kupferstecher hat alles meisterlich ausgedrucket. Der Preis ist vom Probedruck 15 Schillinge, und die Maße ist 16 Zoll Höhe zu 21 und einen halben Zoll Breite.

Aristides, schreibt seinen eignen Namen auf die ihm von einem unwissenden Athenienser gebrachte Tafel des Ostracismus. Ein Blatt nach der Angelika Kauffmann von W. Dickinson in schwarzer Kunst, das zwar nicht ganz neu ist, aber allerdings nachgeholet zu werden verdient. Die Geschichte ist bekannt. Im Vorgrunde stehet der Philosoph nebst dem Athenienser alleine, und nur in der Entfernung zeigen sich mehrere vom Volke mit den Verbannungstafeln beschäfftigt. Es ist in alle Wege der Meister würdig, hat 17 Zoll in der Höhe zu 13 Zoll Breite, und kostet im Probedruck eine halbe Guinee.

Sir Charles Blount Baron Mountjoy - - Earl of Devonshire, nach einem Gemälde des van Somer, im Besitze des Grafen von Dartmouth durch Val. Green, in schwarzer Kunst. Ganz ausstehend im Ornate des Ordens

dens von Hosenband, sauber gestochen, aber etwas platt. Hat 18 Zoll in der Höhe zu 13 Zoll Breite, und kostet von den ersten Abdrücken eine halbe Guinee.

Von der Orfortischen Sammlung zu Houghton ist die zwote Lage durch Boydell ausgegeben, und besteht in folgenden Stücken:

N. 11 Verschiedne Hunde bey einer Elster, nach Wootton, von W. Byrne, mittelmäßig.

— 12 Joseph Carreras, nach Kneller.

— 13 Inigo Jones, nach van Dyck, beide in schwarzer Kunst, von Val. Green; kleine, aber recht gute Stücke.

— 14 Eine badende Venus mit Liebesgöttern, nach Andreas Sacchi, von J. Mason, mittelmäßig.

— 15 The Larder, Speisekammer, nach Martin de Vos, durch R. Earlom, in schwarzer Kunst, vortreflich.

— 16 Die Anbetung der Hirten, nach Murillo, von Val. Green, in schwarzer Kunst, sehr schön.

— 17 Henrich Danvers Danby, nach van Dycke, durch Val. Green, schwarze Kunst, auch ein schönes Stück.

N. 18 Eine Nymphe mit einem Schäfer, nach Cignani, von Michel, ganz gut.

— 19 Der Jäger auf der Jagd, nach Caspar Poussin, von Joh. Browne.

— 20 Eine alte Frau, die lieset, nach Ferd. Bol, von R. Earlom, schön in schwarzer Kunst, das vorzüglichste Stück in diesem Hefte.

Uebrigens können wir dieses Werk der ehemaligen allgemeinen Boydelschen Sammlung in mancherley Betracht noch nicht gleich schätzen, ob es wohl im Preise verhältnißmäßig um ein gutes höher hinansteigen dürfte.

Endlich bemerken wir noch, daß die vorhin von uns angezeigten Ausgaben der Zeichnungen vom Claude Lorrain, und des Copper-Plate Magazine, noch immer, wie sie angefangen, sehr gut fortgesetzt werden, und wir nun von den ersten 160 Blätter, und vom letztern 22 Nummern vor uns haben.

Neue Schriften.

Observations historical, critical, and medical, on the Wines of Antients. And the

the Analogy between them and modern Wines. With general Observations on the Principles and Qualities of Water, and in particular on those of Bath. By Sir *Ed. Barry.* 4to. *Cadell.* Dieß Buch enthält ungemein viel angenehme und wichtige Bemerkungen über die Convivien der Alten, ihre Arten, die Weine zuzubereiten, aufzubewahren, und zu trinken: es werden dabey eine Menge Stellen der alten Schriftsteller und Dichter aufgekläret, und aus ihren Gebräuchen erläutert.

The Art of Drawing in Perspective made easy to those who have no previous Knowledge of Mathematics. By *James Ferguson.* „Ich brauche nicht zu erinnern, sagt der Verfasser, wie nöthig es für Maler ist, nicht nur die Gruppen von Figuren zusammenzusetzen, sondern auch für die, die Landschaften, Maschinen, oder andere Werkzeuge zu Büchern zeichnen, die Regeln der Perspectiv zu wissen. Der Mangel dieser Känntniß ist Schuld, daß wir nicht nur so viel schlechte und verrenkte Figuren von Maschinen und Werkzeugen in gedruckten Büchern, sondern auch so viel historische Gemälde finden, worinnen die verschiedenen Vorstellungen von Menschen, Bergen, Häusern, Vögeln und Thieren zusammengesetzt werden, ohne Rücksicht auf das, was die Maler Haltung nennen; d. i. ein Ding so vorzustellen, wie es dem Auge, nach seinem verschie-

denen

denen Entfernungen vorkömmt." In dieser Absicht ist dieß Buch geschrieben, und ob er es gleich bloß für Lehrlinge verfaßt zu haben vorgiebt, so enthält es doch manche Bemerkungen, die Lehrern nützlich seyn, und Kenner vergnügen werden.

The Fall of *Mexico*, a Poem. By Mr. *Jerningham*. 4to. *Robson*. Der Inhalt dieses Gedichtes ist das Unglück des braven und edelgesinnten Guatimazino, des letzten Kaisers von Mexico, der ein Opfer des Geizes und der Grausamkeit des Ferdinand Cortez ward. Es sind ungemein viel schöne und rührende Stellen darinnen, die des Verf. bereits bekannten dichterischen Talenten Ehre machen.

The Story of *Aeneas* and *Dido* burlesqued. From the 4th Book of the Aeneid of Virgil. 8. *Knox*. Wer in dem Homer und Virgil lieber Possenreißer, als erhabne Dichter zu sehen wünscht, wird seine Rechnung hier finden.

Bon Ton: or High Life above Stairs, a Comedy in 2 Acts. 8. *Becket*. Kein übles Stück, worinnen der sogenannte bon ton der Vornehmen sehr lächerlich gemacht wird. Besonders sticht ein alter humoristischer Landedelmann, Sir John Trotley hervor: der Dialog ist lebhaft, und Colman hat einen feinen Prolog vorgesetzt.

Poe-

Poetical Essays on several Occasions. By the rev. *William Cooke* 4. *Smith.* Diese Gedichte, denen einige Uebersetzungen aus dem Bion, Moschus und Anakreon beygefügt sind, sind voll Empfindungen für die Tugend, und haben einen leichten, angenehmen, elegischen Ton.

Archaiologia: Or miscellaneous Tracts relating to Antiquity. Vol. III. Dieser Band enthält 44 kleine Abhandlungen antiquarischen Inhalts, die den Liebhabern der Alterthümer mancherley angenehme und wichtige Materien zur Unterhaltung darstellen.

The Lusiad; or the Discovery of *India.* An Epic Poem translated from the Original Portuguese of *Luis de Camoens.* By *William Julius Mickle* 4. *Cadell.* Vor einigen Jahren gab der Verf. eine Probe seiner Uebersetzung dieses berühmten portugiesischen epischen Gedichts des Comoens heraus, und vermuthlich ist sie so gut aufgenommen worden, daß er nunmehr das ganze Gedichte liefert. In der That läßt sie sich wegen der eleganten, und guten Versification so gut, als ein Original lesen: in wie fern sie getreu ist, mögen diejenigen beurtheilen, die der Sprache mächtig sind. Er hat eine Einleitung vorgesetzt, die sowohl einige Umstände, die in dem Gedichte vorkommen, und eine Beziehung auf die damalige Zeit haben, als auch des Verf. Lebensgeschichte, erläutern.

Ob-

Observations on the Night Thoughts of *Young;* with occasional Remarks on the Beauties of Poetical Composition. By *Courtney Melmoth*. 8. *Richardson* and *Urguhart*. Diese kritischen Anmerkungen über Youngs Nachtgedanken sind in einer Folge von 14 Briefen enthalten, die an einen jungen Menschen mit der Absicht geschrieben worden, seine Beurtheilungskraft und Kritik über poetische Werke zu bessern. Sie enthalten viel treffliche Bemerkungen, und es werden darinn einige Stücke aus den Nachtgedanken mit Richtigkeit und Genauigkeit analysiret: aber der Verf. scheint auch oft in seiner Kritik dem Dichter unrecht zu thun, und mit einer übertriebenen Strenge zu tadeln.

A General History of Music, from the earliest Ages to the present Period. To which is prefixed a Dissertation on the Music of the Ancients. By *Charles Burney* Mus. D. Vol. I. 4. *Becket*, *Robson*, and *Robinson*. Endlich erscheint der erste Band dieses wichtigen, längst angekündigten Werkes, und der Verfasser scheint der großen Erwartung, die man davon gehabt, eine völlige Genüge zu thun. So wenig unterhaltend, für die Meisten eine Untersuchung von der Erfindung und dem Gebrauch der Musik in den ältesten Zeiten scheinen mag, da die Geschichte und Ueberlieferung so geringe Spuren darbeut; so hat doch der Verf. auch die trockensten Prüfungen,

die

die bloß musikalische Materien betreffen, und die er hauptsächlich in die vorgesetzte Dissertation über die Musik der Alten gebracht, auch für andre Leser ungemein unterhaltend zu machen wissen. Da man eine deutsche Uebersetzung bereits veranstaltet, so enthalten wir uns, vorjetzt mehr davon zu sagen.

Infancy; a Poem. Book the *Third*. By *Ittigh Downman*. 4. *Kearsly*. Der 3te Theil dieses schönen Lehrgedichts, von dem wir die ersten Gesänge zu seiner Zeit angezeigt haben, enthält einige vortrefliche Lehren in Ansehung der Nahrung der Kinder nach ihrer Entwöhnung. Auch die Poesie ist voll Geist und Nettigkeit, und die philosophischen Grundsätze, auf die sich des Dichters Unterricht gründet, scheinen vollkommen der Vernunft und Natur der Sache gemäß zu seyn.

The Runaway; a Comedy. 8. *Dodsley*. 1776. Dieß Lustspiel ist von einem Frauenzimmer. Ohne eine vorzügliche Fabel, stark gezeichnete Charaktere und viel Laune im Dialog, gefällt und unterhält dieß Stück doch durch eine gewisse Feinheit der Empfindung, die darinnen sichtbar ist, und jjene Mängel übersehen läßt.

An Election Ball, in poetical Letters from Mr. *Inkle* at *Bath*, to his Wife at Glocester

cester. 4. *Dodsley* Hr. Inkle, der Verf. des New Bath Guide, den wir auch vormals angezeigt haben, unterscheidet sich durch eine vorzügliche Laune, die auch diese poetischen Briefe lesenswerth machen.

The Spleen: or, *Islington* Spa; a Comic Piece, of Two Acts. By *George Colman*, 8. *Becket*. 1776. Der witzige Verf. dieses kleinen Lustspiels gesteht, daß er die Idee dazu aus dem Malade Imaginaire des Moliere genommen habe: inzwischen sind Ausführung und Charaktere sehr verschieden. So wenig die Fabel bedeutet, so lebhaft ist der Dialog, so glücklich die Charaktere gezeichnet.

Epicoene: or *the Silent Woman*. A Comedy, written by *Ben. Johnson*. With Alterarations. By *George Colman*. 8. *Becket*. 1776. Epicoene gehöret mit zu den besten Schauspielen des alten Johnson: aber es bedurfte in jeder Absicht Veränderungen, wenn es ietzt aufs Theater sollte gebracht werden, und dieß hat Hr. Colmann sehr glücklich gethan.

Notes and various Readings to Shakespeare, Part the First; containing, All well thatends well, Antony and Cleopatra, As you like it, Comedy of Errors, Coriolanus, Cymbeline, Hamlet, 1. Henry IV. 2. Henry

Henry IV. with a General Glossary. 4. *Dilly.* Wir haben zu seiner Zeit des Verf. Ausgabe des Shakespear angezeigt. So viel er auf die obenangezeigten Anmerkungen Zeit und Mühe verwandt zu haben vorgiebt; so ist man doch damit wegen ihrer Kleinfügigkeit sehr unzufrieden. Das angehängte Wörterbuch soll ungeachtet seiner Weitschweifigkeit ebenfalls mangelhaft, oft nicht richtig und bisweilen lächerlich seyn.

Sir Eldred of the Bower, and the bleeding Rock, Two legendary Tales. By Miss *Hannah More.* 4. *Cadell.* 1766. Das erste ist eine rührende Ballade, mit jedem Reiße der Leichtigkeit, des Pathos, und der wohlklingenden Versification ausgeschmückt. Das 2te der blutende Felsen. Ein schönes Mägdchen bittet die Götter in der Verzweiflung über einen ungetreuen Liebhaber, sie in das unfühlendste Ding in der Natur, in einen Felsen, zu verwandeln. Ihr Liebhaber erfährt es; aus Reue ersticht er sich mit seinem Speere. Indem er seine Waffen wider den Felsen wirft, geht aus der Wunde ein purpurfarbener Strohm. Man findet darinnen eine Menge malerischer und schöner Beschreibungen, und die Anspielung geht auf einen dergleichen rothen Strohm, der aus einem Felsen bey Sommertsetshire entspringt.

Frankreich.

Neue Kupferstiche.

Paris. Von daher haben wir von Herrn Karl Guttenberg, einem Deutschen, drey Kupferstiche erhalten, die eine Anzeige verdienen, und Bürge sind, der Verfertiger werde seinen Landsleuten bey den Franzosen Ehre machen. 1) le petit Boudeur, ein allerliebster Knabenkopf, nach Greuze; 2) Catharine II, Imperatrice de toutes les Russies, ein Brustbild in Profil, nach Rotari; 3) la Troupe ambulante: Sie läßt vier Affen in einem Dorfe tanzen; nach einem Gemälde von J. F. Meyer. Der Stich ist recht artig, aber Gegenstand und Zusammensetzung gefallen uns nicht.

Regi-

Register.

A.

B.

H.

O.

P.

R.

S.

T.

U.

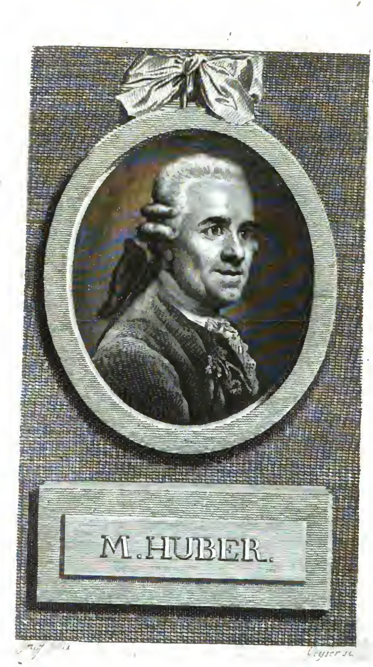
W.

Y.

Z.





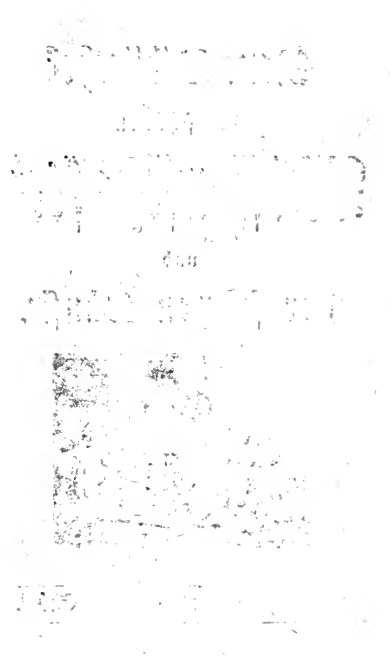

M.HUBER.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Zwanzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1776.



Inhalt.

Aus Italien.

Aus

Aus England.

Aus Frankreich.

I.

Ueber die Schönheit des Einfachen.

Das Gespräch, das Sokrates mit dem Sophisten Hippias über die Schönheit hält, *) entscheidet nichts in der Sache selbst, aber den Punkt, worauf es eigentlich ankömmt, bestimmt es sehr richtig.

Wir könnten sagen, heißt es, daß bloß dasjenige schön sey, was wir durch die Sinne des Gesichts und Gehörs erkennen. Aber Geruch und Geschmack und Gefühl geben doch auch Vergnügen, haben doch auch ihre angenehmen Gegenstände; und warum befassen wir denn nicht alles unter dem einzigen Begriffe des Angenehmen? Warum machen wir aus dem Schönen eine eigne Untergattung, die wir dem bloß Angenehmen entgegensetzen? — Liegt etwa die Schönheit des Sichtbaren bloß darinn, daß es gesehn wird? Nein! denn so könnte das, was gehört wird, nicht schön seyn. Liegt die Schönheit dessen, was dem Ohre angenehm ist, bloß darinn, daß es gehört wird? Auch nicht! denn so wäre wieder das nicht schön, was wir sehen. Oder entspringt etwa das Schöne allererst aus der Vereinigung

 beider

*) Beym Plato im ersten Gespräche: Hippias.

beider Sinne? Wiederum nicht! denn Gesicht sowohl, als Gehör haben jedes seine schönen Gegenstände für sich, ohne von einander abhängig zu seyn. — Worinn liegt also das Gemeinschaftliche, das sich bey jedem dieser beiden Sinne, aber auch nur bey ihnen, nicht bey den andern findet? —

Für die zusammengesetzten Empfindungen hat man diese Frage bereits beantwortet, aber noch nicht für die einfachen. Man hat gezeigt, warum Figur, Kolorit und Musik, aber noch nicht, warum auch einzelne Farben und einzelne Töne schön sind? Gleichwohl fängt der Unterschied, den der allgemeine Sprachgebrauch unter den Sinnen macht, schon bey ihren einfachsten Empfindungen an. Die Eindrücke des Geruchs, Geschmacks und Gefühls nennt man nur gut oder angenehm; die einfachen Empfindungen des Gesichts und Gehörs hingegen nennt man auch schön. Man spricht von der schönen Farbe eines Gewandes, und dem schönen Roth einer Rose, von dem schönen Schlag einer Nachtigall, und dem schönen Ton einer Flöte. Mithin erkennt man, daß schon in den einfachen Empfindungen des Gesichts und Gehörs etwas Allgemeines und Eigenthümliches liegen müsse, wodurch sie sich von den Eindrücken der übrigen Sinne unterscheiden; und die Frage kömmt also wieder: Worinn besteht dieses Allgemeine und Eigenthümliche?

Bey Geruch, Geschmack und Gefühl liegt die Ursache, warum uns die Eindrücke so oder an-

ders rühren, im Körper. Die Seele ergötzt sich über eine vortheilhaft scheinende, oder beunruhigt sich über eine nachtheilig scheinende Veränderung des Nervengewebes. — Sollte bey Farben und Tönen die Ursache, warum sie uns angenehm oder widrig sind, nicht auch körperlich seyn?

Das Grüne, sagt man, ist für die Nerven des Auges stärkend und heilsam, und so findet sich's auch in der That. Wenn ein Auge nur überall Licht vertragen kann, so ist ein sanftes Grün die ihm zuträglichste Farbe. Das zu helle Roth des Scharlachs ist dem kränkelnden Auge schmerzhaft, und selbst dem stärksten, wenn es in zu hellem Lichte gesehn wird, empfindlich. Man generalisire diese Fälle, und die Ursache des Gefallens und Mißfallens liegt bey den Farben so gut im Körper, wie bey Geruch und Geschmack. — Eben also mit den Tönen: denn einige verstimmen gleichsam die Nerven; andere geben ihnen einen Grad der Spannung, der für sie wohlthätig ist. Man weiß, daß einst Leibnitz den Aerzten eine größere Aufmerksamkeit auf die Wirkung der Töne empfahl.

Schwächer ist freylich die Lust und die Unlust bey Gesicht und Gehör, als bey den übrigen Sinnen. Aber sollte denn Schönheit nur einen geringern Grad der Sinnenlust bezeichnen? — Wir würden dann nicht das Schöne dem bloß Angenehmen entgegensetzen; wir würden uns nicht etwas Anders und etwas Höhers darunter denken.

Oder sollte vielleicht ein Unterschied in dem Gesetze liegen, nach welchem Lust und Unlust erfolgt? Ich denke, eben so wenig! Denn überall ist der gewisse und feste, aber mittlere und gemäßigte Eindruck der angenehme. Was auf irgend eine Art das Werkzeug zu heftig angreift, das mißfällt; was es zu matt und zu weichlich angreift, ein zu ungewisses, ohnmächtiges Bestreben auf die Nerven zu wirken, äußert, das mißfällt auch. Dem Geschmack ist das Strenge und das Verdunstete, dem Geruch das Heftige und das Fäuligte, dem Gefühl des Starre und das zu Nachgiebige widrig; und eben so dem Gesichte das zu Glühende und das Fahle, dem Ohr die betäubende Pfeife und das dumpfe Murmeln des Cicerokopfs.

Burke, um es beyläufig zu sagen, sucht die Ursache alles positiven Vergnügens in dem Erschlaffen. *) Die einzige Bemerkung widerlegt ihn, die für alle Sinne wahr ist: daß von den mittlern Eindrücken, wo das Maximum des Angenehmen und Schönen ist, sich die Empfindung des Vergnügens, und so auch die Benennung: Angenehm und Schön, viel weiter nach oben, gegen die stärkern Eindrücke, als nach unten, gegen die schwächern, erstreckt. Nach oben hin nämlich ist die erste Grenzscheidung zwischen dem ange-

*) Philosophische Untersuchung über den Ursprung unsrer Begriffe vom Erhabnen und Schönen. S. 251. der deutschen Uebersetzung.

angenehmen Schönen und dem auch angenehmen Erhabnen, nach unten hin ist die andre zwischen dem allein angenehmen Schönen und dem nie angenehmen Ekelhaften. Wo also das Ekelhafte eintritt, da hört das Vergnügen sehr früh auf; wo das Erhabene eintritt, da währt das Vergnügen noch lange fort. Das Schöne verliert sich in das Erhabne, und erst bey den sehr merklichen Graden der Erschütterung wird man inne, daß die Grenze ist überschritten worden. — Es ist doch schön! sagt man vom Scharlach; gerade als ob man sichs ungerne gestünde, daß man für stärkere Eindrücke zu schwach ist, und also mit Vergnügen die Kraft bemerkte, sie zu ertragen. —

In dem körperlichen Eindrucke scheint nach dem, was wir hier ausgemacht, der gesuchte Unterschied nicht gegründet zu seyn: sollt' er mehr in der Vorstellung liegen, welche die Seele erhält? Denn irgendwo muß doch ein Unterschied seyn, wenn der Sprachgebrauch nicht Unrecht haben soll, und das hat er sehr selten.

Home *) unterscheidet die feinern und die gröbern Sinne so: Bey diesen, sagt er, wird die Seele die Berührung des körperlichen Werkzeuges gewahr und denkt sich die Empfindung selbst in dem Werkzeuge; bey jenen hingegen nicht. Der Geruch scheint ihm einige Schwürigkeit zu machen, aber er thut, als ob er ihm keine machte, und entlehnt eben von ihm sein erstes Beyspiel. —

*) Grundsätze der Kritik. Th. 1. Einleitung.

Wir müssen doch sehen, ob dieser Unterschied hier anwendbar ist?

Zuerst würde dann folgen: daß wenigstens für Bonnets belebte Statue der Geruch eine schöne Empfindung wäre. Denn ich behaupte: so lange diese Statue keine andern Sinne geübt, so würde sie die Berührung des sinnlichen Werkzeugs nicht inne werden, und sich auch die Empfindung nicht im Werkzeuge denken. — Doch diese Anmerkung trifft noch den ersten Punkt nicht; ich hätte sie sparen können.

Aber zweytens giebt es für das Ohr Empfindungen, die unstreitig angenehm sind, bey denen die Seele die Berührung des Werkzeugs eben so wenig gewahr wird, und die gleichwohl kein Mensch schön nennt. Nicht leicht ist ein Dichter, der nicht von dem angenehmen Flüstern des Zephyrs, von dem sanften Murmeln der Quelle, von dem lieblichen Rauschen des Bachs sollte gesungen haben. Aber noch niemand hat sich leicht des Ausdrucks bedient: ein schönes Flüstern, ein schönes Murmeln, ein schönes Rauschen. Und in so ferne bestimmt Sokrates den Begriff des Schönen nicht völlig richtig, wenn er alles das Angenehme schön nennt, was uns durch Gesicht und Gehör kömmt.

Dieser Unterschied, den der Sprachgebrauch macht, scheint uns indessen Licht zu versprechen. Wie, wenn wir ihm nachgiengen, und durch ihn die Aufgabe zu lösen suchten? —

So,

So, wie in allen Erscheinungen der Natur, so giebt es unstreitig auch im Rauschen, und andern dem ähnlichen Eindrücken, Verschiedenheiten. Gleichwohl fiel es noch niemanden ein, mannichfaltige Eindrücke dieser Art so zu verbinden und abzuändern, daß etwas der Harmonie und Melodie Aehnliches entstünde. Die Eindrücke sind hier, jeder für sich, angenehm; aus dem wahrgenommenen Verhältnisse derselben, aus dem Uebergange von einem zum andern quillt kein Vergnügen. Mit andern Worten: es giebt hier keine Einheit im Mannichfaltigen, keine Schönheit des Zusammengesetzten.

Hingegen mit den Tönen, und eben so auch mit den Farben, ist es ganz anders. Für jene ist die Kunst der Musik bereits erfunden, für diese hat sie erfunden werden sollen: und wenn's noch keine Melodie der Farben giebt, so giebts doch, in jedem schönen Gemälde, eine gewiße Harmonie derselben. Harmonie unter den Farben aber will, in Absicht auf Schönheit, mehr sagen, als Harmonie unter den Tönen. Ein einzelner Akkord ist eigentlich nur als einfache Empfindung schön; denn da der Sinn des Gehörs bloß abgeleitete Eigenschaften gewahr wird, so fallen hier, eben wie bey Geruch und Geschmack, alle gleichzeitigen Eindrücke in einander, ohne daß sich das Mannichfaltige darinn unterscheiden läßt. Beym Gesicht hingegen, weil es die abgeleiteten Eigenschaften der Farben nie anders, als in der ursprünglichen der Figur erkennt, fallen bey jenen, wie

bey, dieser, die Theile aus einander, und das Mannichfaltige wird nicht bloß Schlußweise oder durch Auflösung; es wird unmittelbar durch den Sinn selbst unterschieden.

Aus mehrern Tönen und Farben also kann durch schickliche Verbindung Schönheit hervorkommen; sie sind die Elemente der Schönheit, wie die Realitäten der Vollkommenheit. Eben darum nehmen sie Theil an der Benennung, ob sie gleich an sich, als bloß einfache Empfindungen, noch nicht schön sind.

Diese Auflösung scheint richtig; aber nun entwickelt sich eben aus ihr eine andre Frage, ohne deren Beantwortung keine Befriedigung ist. Wie kommt es nämlich, daß nur Farben und Töne fähig sind, Elemente des Schönen zu werden? Was unterscheidet sie, als solche, von den einfachen Empfindungen, aus deren Verbindung keine Schönheit entsteht? — Oder, da wir nun eine Empfindung des Gehörs kennen, die den Empfindungen der gröbern Sinne gleich gilt: was unterscheidet das bloße Geräusch, das man nur angenehm nennt, von dem musikalischen Ton, den man schön nennt?

Ein leicht zu bemerkender Unterschied zwischen beiden ist dieser: daß ein fortwährendes Geräusch uns weit später, als ein ausgehaltener Ton zur Last fällt. An das Ufer eines Bachs wirft man sich Stundenlang hin; aber ein Schall, ein Laut, und am meisten ein Ton, der nicht aufhört, oder der immer hartnäckig wiederkommt, wird sehr früh uner=

unerträglich — Die Seele, die überhaupt einen Ekel an allen zu einförmigen Vorstellungen hat, muß also die Vorstellung des Tons am allereinförmigsten finden; das heißt: es muß hier in dem Mannichfaltigen, welches noch immer die einfachste Empfindung enthält, weniger Verschiedenheit seyn, oder: der Ton muß eine unvermischtere, reinere, einfachere, und eben deswegen auch bestimmtere und abgemessenere Idee seyn, als das bloße Geräusch.

Bey dem Gesange und der Rede kann man diesen Unterschied, der in der Wirkung statt findet, auch in der Ursache bemerken. Wer bloß spricht, also bloß Schall hervorbringt, der läßt das Organ in seinem gewöhnlichen schlaffern und schwankenden Zustande; wer singt, spannt es an, und giebt ihm bey jeder Veränderung des Tons eine ganz abgemessene, durchaus bestimmte Bildung.

Was aber diese Bestimmtheit und Abgemessenheit zur Hervorbringung der musikalischen Schönheit wirke? sieht man von selbst. Alle Harmonie, und so auch alle Melodie, gründet sich auf die Wahrnehmung bestimmter Verhältnisse; aber unmöglich könnten die Verhältnisse bestimmt seyn, wenn es die Glieder nicht wären. — Man lasse mehrere in einander reden, und es entsteht nichts, als ein dumpfes Geräusch, das weder wohlklingt noch mißklingt: man lasse sie in einander singen, und es entsteht entweder der prächtige Wohllaut eines Graunischen und Hendelschen

delschen Chors, oder ein wildes wüstes Geheul, vor dem ein jeder, der ein Ohr hat, davonläuft.

Verbindet man Rede mit Gesang oder Musik, so entsteht abermals weder Harmonie noch Disharmonie. — In einer neuerlich versuchten Gattung von Schauspielen, die zwischen Oper und Drama mitten inne fällt, spricht zuweilen der Schauspieler mitten in die Musik; zuweilen fällt die Musik mitten in die Declamation ein. — Feine Ohren wollten hier Mißklang bemerken, besonders bey weniger sonorer Stimme des Schauspielers: noch feinere waren bloß unzufrieden, daß sich nicht alles zu Einem Wohlklange vereinigte; von eigentlichem Uebelklang wußten sie nichts. Jene schienen für eine wirkliche Empfindung zu nehmen, was bloß eine Folgerung aus dem falschen Grundsatze war; daß alles, was nicht harmonire, disharmonire. Aber der bloße Schall ist nur in soferne widrig, als er die Aufmerksamkeit stört; eigentlich harmoniren kann er so wenig, als eigentlich disharmoniren: denn er selbst ist viel zu wenig bestimmt, um ein bestimmtes Verhältniß zu geben.

Diesen Fall mit den Tönen allgemein gemacht, würde ich sagen: Jede einfache Empfindung, die Element der Schönheit werden soll, muß eine so bestimmte abgemessene Vorstellung seyn, daß, wenn eine andre eben so bestimmte und abgemessne dazu kommt, ein sichres und faßliches Verhältniß der einen zur andern entstehe. Durch ihre Abgemessenheit und Bestimmtheit wird jede einfache

Empfindung

Empfindung fähig, Glied einer Reyhe zu werden, in welcher die Seele durch lauter sichre Verhältnisse von einer zur andern fortschreitet, und eben diese Fähigkeit charakterisirt sie, als Element der Schönheit.

Die Anwendung hiervon auf die Farben ist leicht, und, obgleich die Theorie derselben noch einigermaßen streitig ist, ohne Schwürigkeit. Euler, *) wie man weiß, verwirft die Neutonische Erklärungsart, und leitet die Entstehung und Verschiedenheit der Farben aus eben den Gründen her, aus welchen die Entstehung und Verschiedenheit der Töne erklärt wird. Man halte diese Theorie für wahr, weil sie mehr Simplicität in die Natur bringt, oder für falsch, weil sie den einen Sinn auf den andern zurückführt, das heißt, weil sie aus der Sprache des einen Sinns in die Sprache des andern das Phänomen übersetzt: es ist genug, daß uns die Farben nicht bloß einzeln gefallen, daß wir sie vergleichen und Mißhelligkeit oder Uebereinstimmung unter ihnen gewahr werden, daß wir bestimmte Verhältnisse derselben allgemein anerkennen, und daß schon Versuche, diese Verhältnisse festzusetzen, gemacht sind. — Ja, wären auch noch keine gemacht, so empfindet doch das Ohr die Verhältnisse der Töne, auch ohne daß man an ihre Berechnung denkt, und das Auge würde die Verhältnisse der

*) Briefe an eine deutsche Prinzessinn über verschiedne Gegenstände der Physik und Philos. Th. 1.

der Farben schätzen, auch ohne daß die Theorie sie entwickelte.

Nunmehro zu dem Punkte zurück, von dem wir anfänglich ausgiengen: Warum ist der Geschmack einer Frucht oder der Geruch einer Blume nicht schön? Warum würde es jeden befremden, wenn man mit Burke *) das Süße, die Schönheit für den Geschmack, oder nach der Analogie dieses Ausdrucks, das Balsamische die Schönheit für den Geruch nennte? — Weil die Empfindungen dieser gröbern Sinne nicht die Bestimmtheit, nicht die Abgemessenheit haben, daß aus ihrer Verbindung Schönheit hervorkommen könnte. Nicht deswegen fehlt diesen Empfindungen die Schönheit, weil sie nicht mannichfaltig genug sind, sondern aus der ganz entgegengesetzten Ursache, weil sie nicht einfach genug sind. — Warum entlehnen aber die feinern Sinne für die ihnen eigenthümlichen Empfindungen, Ausdrücke von gröbern Sinnen? Warum sind Farben sanft und Töne süß? — Weil sich diese Ausdrücke nur auf den gemilderten körperlichen Eindruck, auf die angenehme Erschütterung des Werkzeuges beziehen, und diese Erschütterung allen Sinnen gemein ist.

Angenehm also für den sinnlichen Eindruck, und völlig abgemessen und bestimmt in der Vorstellung; das sind die Bedingungen, ohne welche diese Empfindungen nicht schön seyn können. Bey Farben und Tönen finden sich beide Bedingungen unzertrennt

*) Am angef. Orte, S. 261.

unzertrennt bey einander: so daß mit der Bestimmtheit zugleich die Anmuth, und mit der Anmuth zugleich die Bestimmtheit wächst und abnimmt. Immer sind die mittlern Töne zugleich die lieblichsten für das Ohr und die bestimmtesten in der Vorstellung: je tiefer oder je höher sie werden, desto weniger schmeicheln sie dem Sinne, und desto schwerer wird ihre Stimmung. Auch für das Auge sind die zu hohen blendenden, und die zu tiefen schwärzlichen Farben zugleich die am wenigsten angenehmen und die am wenigsten bestimmten. —

Aber bis itzt war bloß von Farben und von Tönen die Rede: Giebt es nicht noch andre Schönheit, die aus andern Elementen entspringt? Und wenn's deren giebt; werden die Merkmale allgemein seyn, die wir hier für die Elemente des Schönen gefunden haben?

Die erste Frage beantwortet sich leicht; denn die Hauptschönheit für das Gesicht, und die einzige für das Gefühl entspringt aus ganz andern Elementen, die auch nicht in eben dem Sinne einfach sind, wie Farben und Töne; aus Linien nämlich oder aus Flächen. Wenn diese Linien, bleibend und fest, Einen oder mehrere Umrisse bilden, so haben wir die Schönheit der Gestalt oder Figur; wenn sie eben ietzt erst entstehen, und wieder verschwinden, wie in einer anschwellenden und wieder herabsinkenden Welle, so haben wir die Schönheit der Bewegung. Mit Locken zu reden, geben uns die Linien die Schönheit ur-

 sprüng-

sprünglicher; Farben und Töne die Schönheit abgeleiteter Eigenschaften. ——

Aber ist es nicht sonderbar, daß ich von einer Schönheit für den gröbsten unserer Sinne, für das Gefühl rede? Es ist meine Schuld nicht, wenn der Sprachgebrauch hier alles zusammenwirft, und den Unterschied nicht macht, den er sollte. Was in diesem Sinne das Gröbere ist, sollte man mit dem hergebrachten Worte Gefühl; was darinn das Feinere ist, mit einem andern hier schicklichscheinenden Worte Fühlung bezeichnen.

Was ist denn aber, kann man nun weiter fragen, in diesem Sinne das Feinere? — Wenn man Gesicht, Gehör und Gefühl vergleicht, so bemerkt man unter ihnen, in Ansehung der Schönheit, folgenden Hauptunterschied. — Der Sinn des Gesichts, der in aller Absicht der feinste ist, erkennt Schönheit in ursprünglichen, und in abgeleiteten Eigenschaften; er wird in jenen, wie in diesen, nicht nur Mannichfaltigkeit gewahr, sondern auch Einheit des Mannichfaltigen. — Der Sinn des Gehörs erkennt durchaus keine ursprünglichen Eigenschaften, und ist also mit seiner Fähigkeit zur Empfindung des Schönen bloß auf abgeleitete eingeschränkt. — Der Sinn des Gefühls wird zwar, eben wie der Sinn des Gesichts, beiderley Eigenschaften gewahr, ursprüngliche und abgeleitete; aber nur in den erstern erkennt er Einheit des Mannichfaltigen oder Schönheit, nicht in den letztern. In

Absicht

Absicht der erstern also ist er ein feinerer; in Absicht der letztern ein gröberer Sinn. Oder wenn man die vorgeschlagene Unterscheidung will gelten laßen: in Absicht der erstern ist der Sinn, Fühlung; in Absicht der letztern ist er Gefühl.

Dieses eigentlich so genannte Gefühl findet sich allenthalben, wo Nerven sind, und ist daher über den ganzen Körper verbreitet: die Fühlung findet sich nur in denjenigen, „die, nach Art unsrer Hände, aus mehrern kleinen, biegsamen und beweglichen Theilen bestehen, und sich folglich um unterschiedene Flächen fremder Körper auf einmal herum legen können." *) — Ich mag weder abschreiben, noch was Andre schon besser gesagt haben, schlechter sagen; und ich verweise also wegen des Uebrigen, das ich noch hinzusetzen könnte, auf Büffon. —

Unsre zweyte Frage betrifft die Allgemeinheit der Merkmale, die wir für die Elemente des Schönen gefunden haben. Es ist also zu untersuchen: ob auch Linien in Ansehung des körperlichen Eindrucks angenehm sind, und ob auch sie eine bestimmte abgemessene Vorstellung geben?

Auf den letzten Punkt darf ich Ja sagen, ohne mein Urtheil lange zu rechtfertigen. Nichts ist der genauesten Berechnung so fähig, und nichts giebt daher auch so sichre und bestimmte Verhältnisse, als Linien.

*) Büffons allgemeine Naturgeschichte, Th. 5. S. 223 der neuern deutschen Uebersetzung.

Was den erstern Punkt betrift, so ist in der Bewegung zweyerley zu unterscheiden, Geschwindigkeit nämlich, und Richtung. Ein zu hoher Grad der Geschwindigkeit ist körperlich unangenehm; das zu heftig erschütterte Auge schließt sich, und im Gehirn entsteht Schwindel. Es ist ein Eindruck, der nach der Seite des Erhabnen hin ausschweift; so wie das zu langsame Kriechende ein widriger Eindruck ist, nach der Seite des Ekelhaften hin. — Ich folgere, weil das Extremum körperlich unangenehm ist, daß der mittlere Eindruck körperlich angenehm sey.

Die Frage von der Richtung reducirt sich auf die von der Figur. — Allzujähling abändernde Linien und Flächen, „Körper, die uneben und eckigt sind, sagt Burke, *) verletzen die Werkzeuge des Gefühls, und erregen eine Art von schmerzhafter Empfindung, die aus der gewaltsamen Spannung oder Zusammenziehung der muskulösen Fibern entsteht." — Beynahe das Nämliche, sagt er von dem Gesicht; denn er glaubt, daß die Schärfe der Ecken in den Sehnerven eine Art von gewaltsamer krampfhafter Bewegung verursache. **) — In Ansehung des Gefühls hat er sichtbar Recht; in Ansehung des Gesichts scheint er sich wenigstens zu stark auszudrücken; indessen ist doch immer Wahres in die-

ser

*) Am angeführten Orte. S. 253.

**) Ebendas. S. 261.

ser Behauptung. Die ganze Materie aber muß ausgesetzt bleiben, bis wir die Ursache des Wohlgefallens an der Continuität der Eindrücke, die das Hauptmerkmal der Schönheit ist, untersuchen.

Vorläufig indeß läßt sich das Vergnügen, welches die Betrachtung einer schönen Figur der Seele gewährt, als ein reineres und von körperlicher Wollust unvermischtes Vergnügen betrachten. Es kommt mit dieser Wollust durchaus zu keinem Bewustseyn; das ganze Vergnügen, das hier genossen wird, scheint immer seinen Sitz in der erkennenden und vergleichenden Seele zu haben. Dieß ist sogar auch der Fall mit dem äußersten entgegenstehenden Mißvergnügen an den eckigsten und verwickelsten Umrissen; denn wie krank auch das Auge und wie empfindlich es auch gegen die geringste zulebhafte Farbe seyn mag, so weiß es doch von keinem Schmerz, wenn man ihm eckigte Körper, und von keiner Erleichterung, wenn man ihm Körper von sanftern Umrissen zeigt. Es darf nur überall Licht vertragen können, so öffnet es sich eben so willig für den Würfel, als für die Kugel, und verschließt sich vor dem egyptischen Obelisk so wenig, als vor der Korinthischen Säule. —

Ich verspare die Folgen, die aus dem Bisherigen fliessen, bis zu einer zweyten Betrachtung, und schließe mit einer kleinen Anmerkung, die Herrn Sulzer betrifft. — Es ist ein Fehler, den man sehr leicht bey Erklärung der Schönheit be-

geht, daß man bloß an die ursprünglichen und nicht an die abgeleiteten Eigenschaften denkt. Herr Sulzer, der uns einen allgemeinen ästhetischen Artikel *) über das Schöne versprach, begieng den nämlichen Fehler, und dadurch gerieth ihm sein Artikel unvermerkt zu einem particulären für die zeichnenden Künste.

Er bringt alle die Dinge, die uns wohlgefallen, in die drey Klassen der guten, schönen, vollkommenen. Wir fragen ihn, in welche dieser drey Klassen ein angenehmes musikalisches Stük gehöre? und wenn er seinen Erklärungen treu bleiben will, so wird er antworten: in keine. — Wäre es gut, so müßte es bloß, wie der Geruch des Weyhrauchs, oder der süße Saft einer Frucht durch einen angenehmen Kitzel im Werkzeug gefallen; aber es gefällt offenbar durch weit mehr. Wäre es vollkommen, so müßte es nicht eher, als nach deutlicher Erkenntniß seiner Beschaffenheit gefallen; aber es gefällt schon nach bloß undeutlicher Erkenntniß. Wäre es schön, so müßte uns der Gegenstand reizen, nicht bloß die Wirkung des Gegenstandes: aber was ist für das Gehör der Gegenstand? was die Wirkung? — Das Wirkende bleibt einem Sinne, der nur abgeleitete Eigenschaften gewahr wird, verborgen; wir hören nie das Tönende, sondern bloß seinen Ton. Das Auge zwar zeigt uns, wenn wir anders ein Auge haben, den Sänger, oder

*) Theorie der Künste, Theil 2.

oder das Instrument: aber nicht diese sinds, die gefallen, nicht der unförmliche Verschnittene oder das plumpe Fagott; es ist die Summe von Wirkungen selbst, die auf unser Organ geschahen.

Herr Sulzer, wie gesagt, dachte bloß an die Schönheit ursprünglicher Eigenschaften, durch die wir uns den Begriff von einem Gegenstande bilden, und auf die wir dann, wenn gleich mit Unrecht, alle andere zurückzuführen suchen; besonders dachte er an die sichtbare Gestalt. Bald ist diese Gestalt zu dem Gebrauche, den wir von dem Dinge machen, völlig gleichgültig; ja sie muß zuweilen, wie die Gegenstände des Geschmacks, um dieses Gebrauchs willen, sogar zerstört werden; bald ist sie auf den ersten Anblick mißfällig, oder doch wenigstens gleichgültig, wie das bey gewissen Kunstmaschinen der Fall ist, die erst nach erkannter Schicklichkeit zum Endzwecke gefallen; bald interessirt sie schon vorläufig vor aller Einsicht in die Natur und Bestimmung des Dinges. Und so wäre denn alles freylich sehr richtig, wenn nur nicht noch sonst etwas schön wäre, als die sichtbare Gestalt.

Gleichwohl läßt sich dieser Unterschied brauchen; doch so, daß man vorher die Bedeutung des Wortes Gegenstand ändre. — Bey jeder Schönheit, wie es Herr Lambert ausdrückt, *) kömmt etwas Theoretisches, eine Art von Be-

*) Architektonik. Th. I. Zusatz zum XII. Hauptstück.

trachtung vor, und nun läßt sich freylich keine Betrachtung ohne Gegenstand denken. Aber nicht immer ist dieser Gegenstand etwas von dem wollüstigen Eindruck Verschiedenes; oft ist es dieser wollüstige Eindruck selbst. Also setze man nur den Gegenstand nicht der Wirkung entgegen; man sage nur ganz geradeweg: Was gefällt, das gefällt entweder bloß durch Nutzen und durch sinnlichen Reiz; dann gehört es zum Guten, oder es gefällt als Gegenstand der Betrachtung, und dann gehört es bald zum Schönen, bald zum Vollkommnen. Zum Schönen, wenn es schon bey undeutlicher Erkänntniß gefällt; zum Vollkommnen, wenn es erst deutlich muß erkannt werden, um zu gefallen.

E.

II.

Sammlung und Abstammung germanischer Wurzelwörter, nach der Reihe menschlicher Begriffe, zum Erweis der Tabelle, die der Preisschrift über die zween Hauptdialecte der deutschen Sprache angefügt worden ist, von dem Verfasser derselben. Herausgegeben von Joh. Ge. Meusel, Fürstl. Quedlinb. Hofr. und O. Pr. und Gesch. und Erfurt. Halle im Gebauerischen Verlage, 1776. groß 4. 436 Seiten.

Die Königliche Societät der Wissenschaften zu Göttingen, gab im J. 1771 als eine Preisfrage, die Untersuchung der beiden noch herrschenden Hauptdialecte der deutschen Sprache auf; Sie ertheilte den Preiß einer Schrift des Herrn M. Friedrich Carl Fulda, Pastors zu Michelhausen an der Ens im Würtenbergischen. Diese Schrift ist bey Breitkopf in Leipzig gedruckt, auch dem Adelungischen Wörterbuch vorgesetzt worden. Sie hat am Ende eine sogenannte Wurzeltabelle. Jeder Buchstabe zeigt nach Hrn. F. in den Worten, wo er einen wesentlichen Theil ausmacht, gewisse Bedeutungen an, die Hr. F. unter Klassen bringt. Man sieht sie kürzlich in dieser Tabelle angegeben, und gegenwärtiges Buch setzt sie aus einander, und bestätigt sie.

Es ist der Kön. Societät der Wissenschaften zu Göttingen zugeeignet. Ein zahlreiches Verzeichniß von Subscribenten beweißt doch, daß es in Deutschland auch einem Werke, das nur tiefe, für die meisten trockne Untersuchungen versprechen konnte, nicht gänzlich an Liebhabern mangelt.

Die Einleitung erzählt Absicht und Einrichtung des Wurzelwörterbuchs. Es muß die Allgemeinheit der Wurzeln durchs germanische darlegen, mithin zeigen, daß seine Wurzelwörter, in dem großen germanischen Reiche durch alle Völker und Zungen derselben, ächte, gangbare, bekannte, gewichtige Ware seyn: Es muß die Modificationen dieser Wurzeln, die der Verf. ihnen zugeeignet hat, durch alle Wurzeln und Stämme der ganzen germanischen Sprache führen. Germanien hat bey Hrn. F. einen andern Umfang, als bey den Römern, die diesen Namen über die Einwohner von Deutschland und Scandinavien zogen, viele slavische Völker jenseit der Oder darunter begriffen, die Gothen an der Donau aber im eigentlichen Verstande nie Germanien nannten. Er rechnet die Gothen dazu und schließt die Slaven aus. Den Namen Germaner hält er für deutsch, und giebt viel germanische Wörter an, von denen sich solcher ableiten läßt. Die germanischen Völker theilen sich in die Hohen und Niedern. Das hohe Deutsche, gieng allewege die Donau hinauf bis an den Rhein, mit einer Gabelspitze längst der Oder, bis in den unbekannten Norden. Herr F. erzählt

erzählt aus der Geschichte die Völker, die er dahin rechnet, und nennt folgende als lebende Mundarten derselben: Schweizer, Elsässer und Schwaben, Thüringer und Oesterreicher, Lothringer, Pfälzer, Hessen und Franken; Meißner, Märker und Schlesier; Die nordischen Sprachen, als eine eigne Klasse, Dänisch, Schwedisch, Norwegisch, Isländisch. Auch das Mösogothische, besonders wenn es in der Krimm noch leben sollte, bleibt ein eigner Abschnitt. Die Niederdeutschen Völker sind von der suevischen Gränze, den Salen, von der Elbe, dem deutschen Meere und dem Rheine eingeschlossen. Er glaubt, in der Geschichte zu finden, daß diese Völker unterschieden, von einander unabhängig, oft feindselig gegen einander gewesen, anders als die Sueven, die immer eins waren. Auch sehen wir die Sueven, nur die nordlichen Gegenden ausgenommen, noch allenthalben in ihrem angestammten Vaterlande immer noch so charakteristisch, wie die Geschichte sie angetroffen hat. Die niederdeutschen Länder haben sich von Einwohnern ausgegossen, und wieder angefüllt. Niederdeutschland im fünften Jahrhunderte ist von Niederdeutschland eines Tacitus wesentlich und gänzlich unterschieden, sogar sein ND. nicht mehr, was es unter den Kriegen mit der Cäsarischen Familie war. Die Ubii, Usipii, Tencteri, sind am Maine zu Hause gewesen, die Suevi haben sie den Rhein hinabgetrieben. Die ersten jener drey, haben ihr Vaterland gar aufgegeben und sind ein römischgallisches Pflanzvolk geworden,

geworden, die beyden letztern haben den Ubiern gegen über vom Untergange der Sicambrer fröhlichen Gebrauch gemacht. Amsibari, Bructeri, sind eines schmählichen Todes gestorben. Sehr lächerlich ist an Cluvers Charte, daß er circa Iul. Caes. aeuum, Dulgibinen setzt, die bloße Chassuaren sind, und ihre Namen von Schlacht und Winn oder Siegsfeld, bey Horn, der drey Legionen Niederlage bekommen habe, bini Einwohner; Dolg Niederlage. So steht beym Ptolemäus, Dulgumnii circa cladem. Allem Ansehen nach sind selbst die Chassuaren keine eigne Nation, sondern Chassibari, eher Hessenwohner als Anwohner des Flüßleins Hase gewesen. Wenigstens lagen sie an der Catten-oder Cassengränze, gegen die Angrivaren und Chamaver, wie aus Tac. Germ. c. 34. erhällt, können also ohnmöglich vom Fluß Hase ihren Namen haben, der weit unten in die Ems fällt. Die Belgae als die Batavi eine cattische Nation, Germ. 29. Es müssen noch ältere Ausleerungen Niederdeutschlands vorgegangen seyn. Die ganze britannische Küste, sagt Cäsar B. G. L. V. c. 12. sey von Belgen besetzt, die fast alle, ihre zu Haus gehabte Namen führen. Und Tac. Vit. Agric. c. 11. findet bey Bewohnern Caledoniens, an röthlichen Haaren, starken Gliedmaaßen, Merkmahle deutschen Ursprungs. Mit gleicher Umständlichkeit handelt Hr. F. noch von andern niederdeutschen Völkern. Das lebende Niederdeutsche umschließt er mit drey Classen. Das Frisische in Frisland, Bremen und Hollstein,

und

und das Englisch auf seiner deutschen Seite. Das Niederrheinische, Clevische und Niederländische. Und das Niedersächsische durch Westphalen, Hessen, Braunschweig, Lüneburg, Holstein, Mecklenburg, Brandenburg, Pommern, und über die Gränzen Deutschlands hinaus.

Hr. F. ist etwas mehr als ein tiefer und philosophischer Forscher der Geschichte und Sprachen; er besitzt lebhaften Witz; daher, und weil er von seinem Gegenstande voll ist, spricht er oft in Sentenzen, die nicht jedem seiner Leser verständlich seyn werden, weil nicht jeder auf diesen Einfall durch eben die Reihe von Gedanken und oft versteckten Untersuchungen geführt wird. Eine Schilderung, mit welcher er die Geschichte der niederdeutschen Völker endigt, mag zeigen, wie er, von seinem Gegenstande begeistert, schreibt: wir behalten seine Orthographie.

Ein Dulgibinischer Abstämmling von arminischen Geist und Geblüte, begeht das Angedenken seiner Vorfahren, an einem festlichen Tag, in den unbildlichen Haine des Teutoburger Waldes. Er erzelt die Untreu der Franken, und die Raubsucht der Sachsen, unter denen seine nähere Väter erlegen. Er mißt sein Schicksal mit denselbigen, und schaurt vor der andenden Vorstellung der gänzlichen Zerstörung des kleinen verborgenen Ueberrests, dieser heiligen Oerter, welche schon drey Jahrhunderte her so manche Schmach und Entweihung erduldet haben. Das thut er in dem Augenblik, da das Getöne der angehenden verzweifelten Schlacht, zwischen dem Wüterich Clotar, und dem Sächsischen Goswin, zwen ungleichen Bilderdienern die

Luft

Luft um ihn erschüttert, etwa um das Jar 556. Oder A. 622. da Clotar, die graue Bestie, über die abgehauene Harschwarte seines Dagoberts erbost, den rasenden Sächsischen Berthold niederrennt. Wer wünschte sich nicht seine Klage in einem alten Barden Ton zu hören?"

Allerdings könnte man das wünschen, wenn nur der Ton uns nicht sogar unverständlich wäre. Doch das möchte man wohl verbitten, nicht etwa diese Klage von einem unsrer Modesänger zu hören, die Bardens spielen wie die Kinder Soldaten, und bey aller Verachtung, mit der sie auf Gottscheden zurücksehen, die Zeiten, in die sie sich singen wollen, unendlich weniger kennen, als Gottsched verlangte, wenn er den Stoff zu einer Tragödie aus Ziglers Schauplatze der Zeit zu nehmen empfohlen. (Kästners vermischte Schriften 2ter Th. 13 S.)

Hr. F. erzählt die Quellen deren er sich bedient hat, auf die er im Wörterbuche durch Abkürzungen verweist. Das gesammte Germanische schließt er in fünf Sprachen oder Namen ein: Hoch- und Niederdeutsch, Nordisch, Mösogothisch und Angelsächsisch. Nun giebt er ein ungefährs Verzeichniß, von ungefähr 600 Wurzelwörtern von der genauesten Bestimmung, mit welchen man durch die ganze germanische Welt kommen kann, dabey sich nur der heutige feine Hochdeutsche allein dem Munde seiner Väter bisweilen nähern muß, und der mittlere Alemann, muß Wörter zugestehn, die er urkundlich einmal noch nicht bezischt gehabt hat.

Von

Von dem, was Hr. F. über die Modification der Wörter, die jedem wesentlichen Buchstaben und derselben Aenderungen sagt, läßt sich hier ohne zu große Weitläuftigkeit nichts Verständliches und Brauchbares beybringen. Es ist also besser, von der Einleitung zum Wörterbuche überzugehn.

Vorläufig wird bey demselben erinnert, daß die menschlichen Organen dreyerley Laute gewähren, Vocalen, Spiranten und Consonanten. Der Vocal ist zwar der erste Laut des Menschen, aber der schwerste in Absicht auf die Herleitung, und hat, nicht sowohl durch die Gewalt der Gewohnheit, als durch den ursprünglich unarticulirten Schall, die übertriebensten Wendungen, Beugungen und Combinationen, welche ihn bey Hr. F. in die letzte Classe setzen. Also theilt sich sein Wörterbuch in drey Abschnitte: I. Consonanten K. L R. M. N. II. Spiranten, diese blasen und hauchen, machen Pronomina und Partikeln. W. bläst, H, S, hauchen, t H. bezischt den Hauch, und geht in S, den ganzen Zischer über. III. Der Vocal A, sagt, und wird, in dreyerley Gemüthsbewegungen, O bey Verwunderung, E bey Lieben, U bey Widerwillen.

Hr. F. findet also die Bedeutungen der Wörter, durch die Hauptbuchstaben derselben bestimmt, classificirt diese Bedeutungen und ordnet die Wörter darnach. Wie er dieses bewerkstelligt, läßt sich nicht anders zeigen, als durch Abschreiben eines Stücks seiner Arbeit. §. XXII. macht den Anfang von L und dieses Absatzes Anfang sieht so aus:

L.

L.

Lingua, germ. abusive Labia, inde cochlear, cum functionibus: 2) lambere, 3) sugere, 4) glutire, et 5) lubrice irrepere.

Lp. Luf *perf.* lib, leb *v. T.* lebb *h.* lepp, *sch.* läp, *D.* läv, *perf.* lab *All.* *AS.* lipp, *S.* libbe, labbe, libber, labber, *gl. monf.* lapel; Kero leffa, lefze; *Schilt.* gleff, Hmb. flabbe, labia. hmb. lypen, ditm. flypen, Maul machen.

Cochlear, N. T. lepel, Löffel, Hmb. flecf. *gl. monf.* lapel, concha; *Tat.* labal, pelvis

2) lambere, *h.* leppen, 'lappen, *Boxh.* gl. *fris.* laffun. slup, slappen, canis.

3) Fehlt.

4) glutire, T. *h.* slupen; slobberen, schlubbern, wie die Enten.

5) lubrice illabi, Notk. sliphen, Otfr. sliafan, Will. sluifan, *gl. vet.* sloepen, sluppen, Notk. slifton. 1528. schleufen, schliefen, schlupfen, slof, irrepsit.

Nun folgt L mit andern Buchstaben. Was mit größerer Schrift gedruckt ist, sind abgekürzte Anzeigen der Quellen; perf. persisch *v. T.* vocabularius Teutonicus. *h.* holländisch, sch. schwedisch D. Dänisch, All. Allemanisch, AS. Angelsächsisch,

fisch, S. Hochsächsisch, *gl. monf.* glossarium monseense, hmb. Hamburgisch u. s. w.

Andre Bedeutungen, die L anzeigt, sind:

§. XXIII. = = XXV. Sonus linguae humanae, 1) articulatus, vocare, garrire; 2) inarticulatus, ridere; auch Sonus linguae brutae, improprie cuiuscunque rei. Als: klaffen, plappern, lallen, lerm, gluk, blöken, Lerche, Flirre (eine Grille), Schlier, bubo, klopfen, Glocke, Klang, Leyre.

§. XXVI. Linguae motus volubilis, pro volubilitate naturae, ad extra; animi, ad intra. Naturae volubile in genere, Spec. elementor. Volubile, leve, agile, vacillans. Als: Lauf, Laub, Schlitten, leicht, Flocke. Agile, celer, plötzlich, schleunig.

§. XXVII. Elementa, aer, aqua, ignis. Luft, blasen, Blase, Lucht, olfactus, Licht, fladdern, fliegen.

§. XXVIII. Aqua, fluere, 2) natare, piscis, navis, 3) lavare. Flott, fluere, Fliete, (Laßeisen,) Flotte, flömen (abschuppen) Schley, tinea, (tinca ist ein Druckfehler.)

Auf dieseArt gehen die Bedeutungen des L fort bis mit zum XXXXIV. § durch 23 Quartseiten. Am Ende jedes Buchstabens, steht eine allgemeine kurze Anzeige von ihm. Hier: L. ist die Zunge, ihr Laut, und ihre voluble Bewegung haben dem damit verbundenen Affect, und derselben ähnlichen Dingen die Namen gegeben, bl, fl, ist vornämlich die Flüchtigkeit, und gl der Glanz.

Was man auf keine Art in Hr. F. Werke verkennen kann, ist: große, vollständige Belesenheit in alten und neuen Schriften, welche seinen Gegenstand betreffen, weitläuftige Kenntniß ausgestorbener und noch lebender Sprachen, philosophische Classification, und Ordnung der Begriffe, scharfsinnige Wahrnehmung dieser Begriffe, wie sie durch die Buchstaben könnten angedeutet werden, und so ist sein Werk ein Schatz mannichfaltiger, auf unterschiedene Art brauchbarer Gelehrsamkeit.

Daß gewisse articulirte Töne natürliche Bedeutungen haben, ist auch wohl unläugbar, zumal wo es auf Empfindungen ankömmt: schwerer aber möchte es seyn, sich vorzustellen, wie der Erfinder eines Wortes, durch desselben Buchstaben abstracte Begriffe angedeutet habe, wie K Cauum, M Pascit sociatim, N rostro pascit sociatim anzeigen solle. Aus der Bildung der Buchstaben durch die Sprachwerkzeuge, läßt sich wohl nicht herleiten, daß, wer einen gewissen Buchstaben ausspricht, eher einen als den andern abstracten Begriff dabey denken müsse, und nach den Regeln der artis characteristicae, haben die Erfinder der Sprachen die Wörter schwerlich gemacht. Daß Hr F. seinem Systeme gemäß, die Wörter hat zusammenbringen können, zeigt seinen Witz, der Exempel sind aber mehr, daß ein Gelehrter, was er überall sehen wollte, überall sah.

Wie vieldeutig die Buchstaben in den Wörtern sind, erhellet unter andern daraus, weil Hr. F. selbst ein Wort an ganz unterschiedne Stellen

zu bringen weiß. Dem Recensenten, als er hievon eine Probe geben wollte, fiel ein, daß Kote, bey den Bergleuten Kaue, ein Haus bedeute. Des ersten Wortes letzter Lautbuchstabe, ist dabey nicht wesentlich, und wenn man ihn wegläßt, so bedeutet die übrig bleibende Sylbe, noch was ganz Anders. Er schlug im Register, davon noch soll geredet werden, diese Sylbe auf. Das Register verwies ihn für Kot, Stercus, auf zween Paragraphen des Wörterbuchs. Im VI. der zum K. gehört, steht es unter der Klasse: Vox hominis inarticulata quaecunque, tussis, murmur, osculum, cachinnus. Die Zeile in der es vorkömmt, ist: Kut, 1) kust, hust, Keuster, koz, Angelsächs. cusnis, vomitus, fastidium, kot, koder. Nun findet es sich auch im 147 §. im H; unter: Stupor, indignatio, lamentum, da stehn: kos, kies, fastidiosus, kedes, taedere, kat, kaet, koth, stercus, kutter, eiectamentum. Kot als Haus, steht im XI §. unter Tectura mediata, terra marique. Noch befindet sich, zunächst bey diesem Worte im Register: köter, canis magnus. Der steht im 153 §. unter den Begriffen: Capere, Venatus, Capere, tenere. Also, eben dieselben drey Buchstaben, deuten auf: unarticulirte Menschenstimmen, Ekel, Bedeckung, Fangen oder Halten. Beym Hause, und Hunde ist das K freylich nach Hrn. F. System aus einem H. geworden. Gesetzt, dieses geschähe manchmal, und daß es geschieht, könnte z. E. das englische catch und das deutsche haschen er-

 läutern,

läutern, so wäre noch die Frage, ob es gerade in gegenwärtigen Wörtern geschehn ist? Nachdem nun die nöthigen Aenderungen der Buchstaben in einem jetzigem Worte wären gemacht worden, hätte man doch noch die Wahl, ob das Wort in seiner alten Gestat, sich auf Bedeckung oder Halten beziehen sollte, Begriffe, zwischen denen man freylich auch was Aehnliches angeben könnte, da aber endlich die Abstraktion so weit gehen wird, daß sich eben und dieselben Buchstaben, auf was man will beziehen können, weil sich zwischen jedem Paar Begriffe weithergesuchte Aehnlichkeiten angeben lassen. Noch wegen des Wortes Kot in der ersten Bedeutung (die Sache selbst bleibe unberührt) wie unbestimmt ist nicht sein Platz, wenn er eben so gut unter Menschenton als unter Ekel seyn kann? Ist es überhaupt wahr, daß der Begriff vom Tone dazu gehöre?

Wäre also Hrn. F. Meynung, daß man den Wörtern ihre Bedeutung an ihren Buchstaben ansehn könnte, so möchte wohl diese grammatische Physiognomie eben so unsicher seyn, als die moralische. In sofern aber Hr. F. System nur ihm Anleitung war, Wörter zu sammlen und zu ordnen, kann man ihm hierinn seine Denkungsart lassen, was er derselben gemäß gethan hat, mit Dank annehmen, und mit Nutzen brauchen.

Wie man ein Wort in diesem Wörterbuche aufsuchen solle, darzu giebt Hr. F. am Ende der

der Einleitung Vorschriften, die aber schwerlich zur Ausübung zureichen werden. Er hat das selbst bemerkt, und eine Art von Register beygefügt. Es ist ein alphabetisches Verzeichniß jetzt lebender besonders schriftmäßiger, auch idiotisch hochdeutscher Wurzelwörter. Alle andere germanische Wörter, die im Buche vorkommen, in ein Register zu bringen, hat ihn ohne Zweifel die Weitläuftigkeit abgeschreckt. Und so steht freylich vieles darinn, das man nicht immer wird wieder finden können, wenn man es auch einmal gelesen hat. In vorerwähnten Vorschriften zeigt Hr. F. wie man Ulphilas: Hrugga, virga, baculus, aufsuchen soll. Man denkt dabey an Rute; beyde Wörter haben einerley Regenten R; nur unterschiedne Endbuchstaben. Also schlägt man Rute auf, und findet dabey Hrugga. Wenn man aber den Verstand eines Worts wissen will, soll man alle Reihen durchgehen, worinnen dieses zu finden ist, oder stehen kann, und ermessen, welche Bedeutung unter den vorhandenen vielen dasselbe seiner Stelle oder Verbindung nach, haben möchte oder muß. Also ist Hrn. F. Werk, kein Aufschlagebuch für den Lehrling sondern für den Gelehrten.

Nach angezeigtem Register, folgt eine Abhandlung von 37 Seiten, ohne Aufschrift. Was sie aber ist, steht am Ende: Versuch einer Sprach- und Menschengeschichte aus der Sprache selbst Es sind dabey alle Sprachen davon

Hrn. F. etwas bekannt gewesen, auch amerikanische gebraucht. Hr. F. bittet bey diesem Versuche um Verzeihung wegen seiner Trockenheit. Sollte trocken so viel heissen, als verdrüßlich oder langweilig, so würde der Recensent versichern, daß er vieles darinnen mit Vergnügen gelesen Alles konnte er nicht lesen, denn von dem häufigen Hebräischen, mußte er mutatis mutandis sagen, was vom Griechischen im Corpus Juris, ein alter Glossator sagte, und noch ietzt mancher Lehrer der Rechte stillschweigend sagt: graeca sunt, non leguntur. Hr. F. erinnert, er habe diesen Aufsatz lieber, so groß auch die Sucht der Aufhäufung ähnlicher W.rtbegriffe aus allen Weltgegenden ist, allenthalben abgebrochen, und immer getrachtet mehr zu deuten, als auszuführen. Eine fernere Abkürzung würde also hier im gewöhnlichen Verstande trocken werden, und aus dem Zusammenhange gerissene Sätze nicht verständlich seyn, selbst würde es ungerecht seyn, nach solchen Hrn. Fulda zu beurtheilen, oder den Werth seiner Bemühung zu schätzen, dessentwegen man unstreitig auf das Ganze, und dessen Verbindung sehen muß.

A. H. K.

III.

Christoph Gottlieb von Murr Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Litteratur. Zweyter Theil, mit Kupfern. Nürnberg, bey Johann Eberhard Zeh, 1776. 410 Bl. in 8.

Der Herr von Murr hat wirklich eine schwere Arbeit übernommen, da er ganz allein, ohne andere Hülfe und ohne Mitarbeiter, ein dergleichen Werk herausgiebt. Beide Klassen, die Kunstgeschichte und die Litteratur, sind von einem so weiten Umfang, daß man kaum glauben sollte, ein einziger Mensch wäre allen diesen Theilen gewachsen. Der Recensent würde fürchten, daß sein Journal, wegen der Einförmigkeit, nicht einen so allgemeinen Beyfall finden möchte, als Sammlungen, woran viele arbeiten. Daß indeß der Hr. von M. vielen Eifer bezeiget, alle mögliche Kenntniß in den Kunstsachen zu erlangen, und mit dieser seiner Kenntniß dem Publiko zu dienen suchet, solches wird ihm niemand streitig machen. Ich bin auch überzeugt, daß dieses Journal der Künste nicht unangenehm ist, und zweifle nicht, es werde in der Folge immer interessanter werden, zumal, wenn der Verfasser uns mehr Lebensbeschreibungen und Nachrichten von den Werken derer bisher wenig bekannten und doch ge-

schickten Künstler mittheilet, und uns sonderlich bey den Kupferstechern mit vollständigen Verzeichnissen ihrer Arbeit bereichert.

Von dem ersten Theile dieses Journals ist bereits in den 19ten Bande dieser Bibliothek eine Anzeige geschehen.

Von dem zweyten will ich eine Recension, nebst einigen, bey Lesung dieses Werks gefertigten Anmerkungen allhier mittheilen.

Der erste Artikel handelt von der Musik und fängt mit dem Entwurf eines Verzeichnisses der besten jetzt lebenden Tonkünstler in Europa an, welche der Verfasser in Oper = Componisten, Kirchenmusik, Sonaten, Concerte, Sinfonien, Quatro's ꝛc. Sängerinn, Sänger, Orgel, Flügel, Clavier, Harmonica, Pantalon, Geige, Violoncello, Contreviole, Viola da Gamba, Viole d' Amour, Laute, Mandolino, Harfe, Guitarre, Calascione, Querflöte, Hoboe, Fagot, Waldhorn, Trompete, und Pauke eintheilet, welches er mit einer kurzen Nachricht von musikalischen Schriften beschließt.

Da es nur ein Entwurf ist, so kann man leicht erachten, daß in jeder Art verschiedene Künstler fehlen, die auch als sehr geschickte Männer in der Musik bekannt sind. Mir fällt nur in der Geschwindigkeit der zu unsern Zeiten in Berlin lebende Sänger Conciolini ein, der sich durchgängig so vielen Beyfall erworben hat. Bey dem Artikel von Dresden, ist anzumerken, daß der Erfinder des Pantalons, Pataleon Hebenstreit, der zu Königs

August

August des IIten Zeiten in Dresden gelebet, und auf welchen der Hofrath von König die schönen Strophen in seiner Ode auf die Geburt einer Prinzessinn verfertiget, nur einen Schüler, Namens Richter, gezogen hat, welcher noch jetzo, als Kapelmeister und Organist bey der Sophienkirche in Dresden, in einem hohen Alter, lebt, dessen Schüler Herr Binder ist.

Ich habe zu wenig Kenntniß von dergleichen Künstlern, als daß ich mehr beybringen sollte. Die Liebhaber können in denen bey jedem Hofe und fast in jeder großen Stadt gedruckten Staats- und Adreßkalendern ein mehrers finden.

Der zweyte Artikel ist mir desto geläufiger. Der Verf. nennnet ihn: einen Versuch einer Nürnbergischen Kunstgeschichte vor den Zeiten Albrecht Dürers. In der Vorrede giebt er uns Nachricht, von seiner Bemühung diese Kunstgeschichte durch Nachschlagung der ältesten Bürgerbücher seiner Vaterstadt aufzuklären. Es ist ein Glück, daß diese Bücher in Nürnberg von 1285. an, noch vorhanden, und in solcher Ordnung beybehalten sind, dessen sich wenige Städte werden rühmen können. Wenn vielleicht noch an andern Orten dergleichen ebenfalls vorhanden sind, so haben diejenigen, welche solche aufsuchen und ans Licht bringen sollten und könnten, gemeiniglich sehr wenig, wo nicht gar keine Lust, diese Bemühung zu übernehmen, wie mir dieß verschiedentlich begegnet ist. Daß Sandrart solche Nürnbergische Bürgerbücher nicht sollte gekannt haben, kann

wohl mit keiner Wahrscheinlichkeit gesagt werden. Sie sind niemals versteckt gewesen, und andere Gelehrte haben sich bereits derselben zu ihrem Vorhaben bedienet. Aber Sandrart konnte sie eigentlich zu seiner Absicht nicht brauchen. Er wollte Lebensbeschreibungen haben, und in diesen Büchern fand er nur bloße Namen, deswegen er auch mehr solche Schriften, wo er jene finden konnte, aufgesucht hat. Was man bey ihm von unsern ersten deutschen Meistern findet, hat er vermuthlich aus der Ayerschen Kunstkammer genommen, die noch zu seiner Zeit in Nürnberg vorhanden, und desto beträchtlicher war, da der erste Sammler mit Albrecht Dürern in Freundschaft und zu einer Zeit lebte, wo die alten Werke noch nicht so gesucht, und die Liebhaber mit falschen oder nachgeäfften Stücken noch nicht so überlistet wurden. Es ist der Stadt Nürnberg in diesem Stücke nicht besser als den italiänischen Städten gegangen. Das meiste von alten Sachen ist von Fremden weggeholet und aufgekauft worden. Durch Sandrarten selbst ist sehr vieles nach Holland gekommen, und wenn ich bedenke, was nur allein von daher in die gegenwärtige Churfürstliche Kupferstichsammlung zu Dresden gekommen, so ist leicht zu ersehen, daß von den Welserschen, Kreßischen, Führerschen, Stromerschen, Ebnerischen und Ayerschen Kabinettern, deren Sandrart mit vielem Ruhm gedenket, nicht viel in Nürnberg von alten Kupferstichen geblieben seyn mag. Es ist indeß nicht zu zweifeln, daß verschiedenes davon in

die

die Praunische Sammlung übergegangen, und auch bey andern Liebhabern daselbst befindlich ist. Der Herr von M. verspricht uns von dem Praunischen Museo eine ausführliche Beschreibung, und da bereits verschiedenes von denen sonst bey Privatpersonen in Nürnberg befindlichen Kunstsachen in gegenwärtigem Journal vorkommt, auch vermuthlich in der Folge noch vorkommen wird, so werden wir endlich eine vollständige Nachricht von dem, was davon in Nürnberg vorhanden ist, durch ihn erhalten. Ich wünsche hierbey, daß es ihm gefallen möge, uns, wie schon gesagt, mehrere Lebensbeschreibungen der Nürnbergschen Künstler, nebst ganzen Verzeichnissen von ihren Werken, mitzutheilen. Niemand könnte besser als er den Doppelmayr fortsetzen, und es haben seit dem so viel Maler, Bildhauer, und sonderlich Kupferstecher in seiner Vaterstadt gelebt, daß darunter gewiß verschiedene sind, die wohl verdienten, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Seine Nürnbergsche Kunstgeschichte fängt der Hr. von M. mit den Bildhauern an, wozu er auch die Goldschmiede, Messingschmiede, Bildgießer, Kunstgießer, Glockengießer, Münzmeister und Stempelgraber rechnet, deren Namen, nebst der Jahrzahl, wann sie gelebet, er aus den Nürnbergischen Bürgerverzeichnissen, auch Gesetz- und Pflichtbüchern beybringet. Es sind freylich nur bloße Namen, und kann daraus weiter nichts ersehen werden, als daß dieser oder jener zu der Zeit gelebet hat; indeß giebt dieß doch zu weiterer

Nach-

Nachforschung Anlaß, nur Schade, daß dergleichen Nachforschung größtentheils auf Muthmaßung hinausläuft.

Bey Gelegenheit, da der Hr. von M. die hölzernen Figuren auf dem kleinen Altar der St. Clarakirche in Nürnberg anführet, meynet er: daß die so mühsam eckigt gemachten Falten, so man in den ersten Kupferstichen sieht, die von Martin Schönen, und Israel von Mecheln, herrühren, von den Mustern solcher alten Altarbilder herkommen, und daß hingegen die ältesten Holzschnitte keine so eckigte und wunderlich gekrümmte Falten hätten. Ich bemerke hiebey, daß nicht alle, und hauptsächlich diejenigen Kupferstiche, welche wir mit Recht für die ältesten halten können, solche eckigte und gekrümmte Falten haben. Vielmehr kenne ich dergleichen Blätter, die unstreitig noch vor Martin Schönen und Israel von Mecheln gemacht sind, wo die Figuren keine eckigte gekrümten, sondern grosse und lange Falten haben. Es waren unstreitig Goldschmiede, welche die ersten Kupferstiche verfertigten, und der Schatten, welchen sie durch den Grabstichel machten, den sie noch nicht mit solcher Leichtigkeit zu führen wußten, verursachte, daß die Falten, bisweilen eckigt schienen. Sie hatten auch nicht nöthig, die Gothischen Bilder der Kirchen zu ihrem Modelle zu nehmen: denn als Goldschmiede, oder Bildgießer verfertigten sie dergleichen Figuren selbst, bey denen damals sehr gebräuchlichen Pocalen und andern häuslichen oder Kirchenzierrathen, wovon wir

eine

eine Menge Proben haben. Dahingegen die alten Formschneider entweder gar keinen Schatten bey ihren Figuren anbrachten, oder, wenn es geschah, die Striche des Schattens eben so grob waren, als der Contour selbst.

Der Gothische Geschmack in den bildenden Künsten hat lange Jahre in allen Ländern von Europa geherrscht. Italien aber hat sich am ersten davon losgemacht, und vielleicht Deutschland nebst den nordischen Reichen am spätesten. Wenn man indeß die mühsame Arbeit an den alten Kirchen und Gebäuden betrachtet, so muß man sich allerdings wundern, wie die Künstler der damaligen Zeiten, so viele Geduld haben konnten, wobey man doch nicht läugnen kann, daß sie öfters sinnreich und reitzend in ihren Erfindungen gewesen.

Der erste Künstler, welchen der Verf. in den Nürnbergschen Büchern unter den Namen Lapicida gefunden, und welchen er vor einen Bildhauer ausgiebt, heißt Meister Reipold. Allein aus den Namen Lapicida ist nicht zu erweisen, daß er eben ein Bildhauer gewesen, es kann füglich einen Steinmetzen bedeuten, und die Steinmetzen sind so wohl zu ältern als neuern Zeiten zugleich wohl Baumeister, selten aber Bildhauer gewesen.

Bl. 51 findet man einen Abdruck von einer sehr schlecht gestochenen alten Platte, so das Bildniß des Bildhauers Veit Stoß vorstellet, welcher, wie Sandrart sagt, zugleich ein Kupferstecher gewesen.

Aus

Aus dem Verzeichnisse der Goldschmiede, so der Verf. beybringet, sieht man, daß schon in den ältesten Zeiten deren eine große Menge in Nürnberg gewesen, wie denn auch diese Profession eben so stark in Augspurg allemal getrieben worden. Wenn man nun die übrigen Städte von Europa dazu nimmt, so muß man sich billig wundern, wie es möglich war, daß alle diese Künstler Nahrung finden konnten.

Hierauf schreitet der Verf. zu der Formschneiderkunst. Er fängt, wie die meisten seiner Vorgänger, von den Sinesern an. Es ist kein Zweifel, daß nicht schon verschiedene Völker vor den Sinesern in Holz, Stein und Metall geschnitten haben. Aber was hilft uns das zur Untersuchung des Anfangs der Formschneiderey in Europa? Wer indeß ein Liebhaber von solchen Alterthümern ist, kann sich an den Muthmaßungen, so Papillon in seinem Traité historique de la gravure en bois, beybringt, besonders ergötzen. Er steigt mit der Erfindung in Holz und in Stein zu schneiden, bis zum Babylonischen Thurm hinan, und er würde nicht unrecht haben, wenn er gesagt hätte: Adam habe zuerst in Holz geschnitten.

Niemand wird indessen läugnen, daß es zu bewundern sey, wenn in Europa, wo man schon vor viel hundert Jahren der Erfindung, Holz und Kupferstiche, desgleichen Bücher zu drucken, so sehr nahe gewesen, dennoch diese Künste erst im 15ten Jahrhundert ans Licht gekommen sind. Herr Breitkopf, dessen Buchdruckergeschichte nächstens

im

im Druck erscheinen wird, hat hiervon so bündig und ausführlich gehandelt, daß ich am besten thue, wenn ich die Liebhaber zu dieser Schrift verweise. Der Hr. von M. bringt gleichfalls in diesem Journal verschiedenes davon bey, und führet zugleich einem Stempel mit dem Namen Galliani an, welchen er aus dem vierten Jahrhunderte nach Christi Geburt zu seyn muthmaßet, und der sich im Praunischen Kabinet befindet. Man muß den Beweiß dieses Alterthums in der Beschreibung, so der Verf. uns von diesem Museo verspricht, erwarten, eher läßt sich nichts Gewisses davon sagen. Allein, die lächerliche Geschichte, welche der Hr. von M. aus dem Papillon von den Grafen und der Gräfinn Cunio, die 1285 in Holz bereits geschuitten haben sollen, abermal aufwärmet, kann ich mit Gewißheit für erdichtet ausgeben Nachdem ich in einem Briefe an den Buchhändler Krauß in Wien öffentlich drucken lassen, und daselbst angeführet, daß mir Papillon 1769 bey einem langen Aufenthalte in Paris selbst gestanden, daß er die Schrift, so auf diesen Holzschnitten gedruckt gewesen, weder lesen können, noch verstanden, sondern daß Mr. Grebler solche ihm so erkläret, wie er sie hingeschrieben; so sollte man kaum glauben, daß jemand noch an diese Fabel denken könnte. Ich hatte, ehe ich mit Papillon selbst geredet, nach Rom geschrieben, und mich nach diesem Werke erkundiget: man lachte mich aber aus, daß ich keinen bessern Autoren als Papillon anzuführen wüßte. Es ist gar zu bekannt,

kannt, daß verschiedene lustige Köpfe dem guten Manne allerhand Fabeln aufgeheftet und er treuherzig genug gewesen, sie zu glauben und nachzuschreiben. Sogar daß sein ganzer historischer Theil über die Formschneiderey, selbst bey den französischen Künstlern, nur mit der äußersten Vorsichtigkeit gebraucht werden kann. Wer ihm blindlings nachschreiben wollte, würde so viel Fehler, als er, begehen.

Der Hr. von M. ist der Meynung, daß der Name Kartenmacher und Kartenmaler älter sey, als Briefmaler, und daß letztere 1473 erst üblich gewesen. Ich glaube hingegen, daß der Name Karten aus einer fremden Sprache hergeleitet, und nicht deutsch ist. Die Spielkarten hießen in alten Zeiten Briefe, und sie heissen noch heutiges Tages in einigen Provinzen auf dem Lande also. Alle Schriften, worinn der Name Kartenmacher oder Kartenmaler vorkommt, halte ich für weit neuer als die Erfindung der Spielkarten, und wenn in den Nürnbergischen Bürgerbüchern 1433 eine Kartenmacherinn, 1438 eine Kartenmalerinn, 1477 aber erst eine Briefmalerinn vorkommt; so ist es ein Zeichen, daß die Spielkarten vor 1433 erfunden worden, und daß zu dieser Zeit das Wort Karte schon gebräuchlich, gegen 1477 aber die Profeßion von Kartenmacher und Briefmaler, die sonst einerley war, bereits getheilt gewesen.

Was das Papier anbelangt, so ist die Frage noch nicht ausgemacht, ob das von Baumwolle oder Leinewand älter sey? Hr. von M. berühret

rühret die erste Sorte gar nicht, und der Beweiß, daß der von ihm in einem der ältesten Nürnbergischen Gesetzbuche sich befindliche Bogen, worauf die Consules, Scabini &c. von 1319 bezeichnet sind, auch würklich 1319 in Nürnberg gemacht worden, hält nicht Stich und erfodert einen sicherern Beweiß. Ich kann auf ein 1776 fabricirtes Papier die römischen Consules schreiben, und das Blatt an ein altes Mspt. binden lassen.

Hingegen ist die Jahrzahl 1423, die sich auf einem Holzschnitte in der Karthause zu Burheim findet, ein sicherer Beweiß, daß die Kunst in Holz zu schneiden, wo nicht zuvor, doch wenigstens in diesem Jahre erfunden worden. Als ich 1769 diese Karthause besuchte, entdeckte ich oberwehnten Holzschnitt, der den heil Christoph vorstellet, in einem alten Buche inwendig an den Deckel hinten angeklebt. Ich nahm sofort davon, nach meiner Gewohnheit, auf Serpertin Papier eine Copie und gab hievon in meiner Idée generale Nachricht. Der Hr. von M. hat nunmehro dieß Blatt in Holz schneiden und seinem Journal einverleiben lassen. Wenn aber derselbe glaubt, dieser Holzschnitt sey entweder in Nürnberg oder Augspurg gemacht, so gehört dieß zum Patriotismus, welchen er oft in seinen Werken verräth. Wenn ich sagte, es wäre in Ulm gefertiget, so wäre es zwar keine Partheylichkeit, aber doch nichts mehr als eine Muthmaßung. Indessen gestehe ich offenherzig, daß ich bis ietzo, aus verschiedenen

Ursachen, die Stadt Ulm für den Ort halte, wo zuerst die Spielkarten, und die Formschneiderey erfunden worden.

In der Karthause zu Buxheim befinden sich ungemein viele alte auf Kartenart illuminirte Holzschnitte in alten Büchern eingeklebt. Was man aber von ihrem Alter sagt, bestehet in lauter Muthmaßung, ist auch für die Kunst von keiner Wichtigkeit, weil es insgesammt elende Blätter sind. Und eben das gilt auch von den Holzschnitten, welche Schedel in seine Bücher geklebet hat.

Ich habe bereits an einem andern Orte erinnert, daß die schlechte Arbeit und die gothische Zeichnung keine untrügliche Kennzeichen des Alterthums sind. Wir haben leider zu unsern Zeiten so schlecht gearbeitete und übel gezeichnete Blätter, als kaum bey der ersten Erfindung gefertiget worden. Bey Holzschnitten ist die Weglassung der Striche im Umrisse auch kein Beweis des Alterthums. Dieß geschieht noch heutiges Tages von den elenden Formschneidern und Illuminirern. Das beste Kennzeichen ist noch die Rückseite des Blattes, wenn solches durch den Reiber abgedruckt worden, und bey den Kupferstichen, wenn die Arbeit einen Goldschmied anzeiget, der bald mit dem Grabstichel, bald mit dem Punzen, bald mit einem andern Instrumente in eben dasselbe Blatt gearbeitet hat. Und gleichwohl giebt es Blätter, die noch heutiges Tages auf den Formen von den Kartenmachern mit dem Reiber abgedruckt werden, und Kupferstiche, wenigstens noch

im

im vorigen Seculo, welche von den Goldschmids-Lehrjungen bey ihrem Loßsprechen auf eben die Art, wie die ersten Stücke, gegraben worden; wiewohl ein scharfes Auge solche leicht von den alten Blättern unterscheiden kann.

Wenn die deutsche Uebersetzung des Flavius Vegetius von Ludwig Hohenwang im Tal zu Elchingen 1462 gedruckt ist, wie man behauptet, so ist es von der Zeit an Mode worden, die Bücher mit Holzschnitten auszuzieren. Ich bin selbst in der Abtey Elchingen, wohin man von Ulm aus fähret, gewesen, habe die dortige Bibliothek durchsucht, mich auch nach der uralten Druckerey im Thal, wo das Dorf liegt, so den Namen Thal führet, sorgfältig erkundiget; aber nichts erfahren können. Von der Zeit an hat die Mode, eine Menge Holzschnitte in den Büchern anzubringen, dergestalt zugenommen, daß sie unzählig geworden; ja man ist so weit gegangen, daß die Buchdrucker sich wenig bekümmert, ob der Holzschnitt sich zum Text schickte oder nicht, genug es wär ein Holzschnitt. Einige haben sogar verschiedene Stöcke zusammengesetzt, und Bilder, den Platz vollzufüllen, theils von Landschaften, theils von Figuren, theils von Thieren herausgebracht. Dieß hat vielleicht Hrn. Breitkopfen Anleitung gegeben, so, wie er die Notendruckerey erfunden, auch Gesichter, Figuren, Landcharten, u. s. f. auf die Art wie die Lettern zusammen zu setzen, und zu drucken. Ich habe immer bedauret, daß er diese Erfindung so lange liegen lassen.

Bey dem bekannten Buche Sermones aurei fratris Leonardi de Vtino mit der Jahrzahl 1446, womit man in Halle rar thut, und welches in sehr vielen Klöstern gefunden wird, ist anzumerken, daß aus der 1474 gedruckten Ausgabe dieses Buchs deutlich erhellet, daß solches 1446 geschrieben, aber nicht gedruckt worden. Expliciunt Sermones aurei de sanctis per totū annum quos cōpilavit magister Leonardus d'Vtino sacre theologie doctor ordinis predicatorum ad instantian 2. cōplacenti à magnifice cōītatus Vtinensis ac nobilium virorū eiusdem M. CCCC. XLVI. ī vigilia beatissimi prīs nostri dominici cōfessoris. Ad laudem et gloriam dei omnipotentis 2. totius curie triumphantis M. CCCC. LXXIIII. klein Folio. Ob aber die erste Edition zu Utino, desgleichen in welchem Jahre sie eigentlich gedruckt sey, kann ich nicht gewiß sagen.

Der erste Formschneider, welchen Hr. von M. in dem Nürnbergschen Bürgerbuche unter diesem Namen und unter der Jahrzahl 1449 entdecket, heißt daselbst Hans, eine unbestimmte Benennung, die zu nichts als Muthmaßungen Anleitung giebt. So bald wir wissen, daß im J. 1423 ein Formschneider gelebt, so ist wohl kein Zweifel, daß auch 1443 und 1449 dergleichen Künstler gelebt haben. Wie derjenige geheissen, der den heil. Christoph 1423 geschnitten, wissen wir nicht, und wie Hans Formschneider 1449 eigentlich geheißen, wissen wir auch nicht. Also bleibet es noch immer

dabey,

daben, wie ich in meiner Idée generale gesagt, daß wir bis auf Michel Wolgemut und Wilhelm Pleydenwurff keinen Formschneider bey seinem Familien-Namen nennen können. Wenn Hans Formschneider in so vielen Jahren, ingleichen Mathes Formschneider 1459 vorkömmt, so sagt dieß nichts weiter, als daß es Formschneider nach 1423 gegeben habe.

Michael Wolgemuth war 1434 geboren, und da er erst 1473 in dem Bürgerbuche vorkömmt, so erhellet, daß er in seinem 39sten Jahre Bürger geworden. Indeß kann er allemal schon vorher so wohl das Malen als das Formschneiden und Kupferstechen ausgeübet haben. Bis ietzo habe ich nur ein einziges Blatt in Holzschnitt von ihm gesehen. Wilhelm Pleydenwurff hingegen kömmt im erwähnten Bürgerbüchern erst 1490 und 1494 vor. Man hat allemal diesen Künstler für älter als Wolgemuth gehalten. Ich weiß übrigens wenig von ihm, so daß ich nicht einmal mit Gewißheit sagen kann, ob er ein Formschneider allein, oder auch zugleich mit ein Maler gewesen. Vielleicht entdecket der Herr von Murr künftig ein Mehreres von diesem Künstler.

Ich habe in meiner Idée generale gesagt: daß, weil Sebastian Münster und Serrarius uns berichten, ein gewisser Johan Medinbach sey mit Faust und Schäfern in Gesellschaft gewesen, dieser Medinbach oder Meydenbach vermuthlich in Holz geschnitten oder illuminirt habe, so giebt nunmehro Hr. von M. als eine Gewißheit

Bl. 139 an, daß von Johan Meydenbach die Holzstöcke der Anfangsbuchstaben im Psalterio von 1457 verfertiget worden. So geht es mit der Kunstgeschichte!

Bisher hat man den Meister, der sich mit W✠ bezeichnet, und den man Jacob Walch nennet, für Wolgemuths Lehrmeister gehalten. Es ist wahr, daß ich nur bloße Kupferstiche und niemals einen Holzschnitt mit diesem Zeichen bisher gefunden; allein ich habe nicht alles, was in der Welt ist, gesehen. Es wird mehr von ihm unter dem Artikel von der Kupferstecherkunst vorkommen, bey welcher Gelegenheit ich ebenfalls meine Meynung von Luprecht Rüst sagen will.

Das I. W. hat eigentlich Jeronimus Wierix gebraucht, der sehr viel von seiner zarten Kindheit an gestochen.

Johann Weigel, von dem Doppelmayr Nachricht ertheilet, hat sich ebenfalls der Buchstaben I. W. seine Blätter zu bezeichnen, bedienet. Daß aber solche Jacob Walch bedeuten sollten, habe ich nirgends gefunden, wenigstens wird niemand, wenn er auch nur ein wenig geübt ist, die Blätter von Wierix und von Weigel, mit denen, so W✠ bemerckt sind, verwechseln.

Ich finde in den Worten des Saubertus nicht, daß solche ausdrücklich anzeigen, als ob die Bücher Ars moriendi &c. in der Nürnberger Bibliothek wären. Die Worte: quas Bibliotheca nostra publica *plerasque* omnes sibi vindicat, sagen wenigstens das nicht.

Bl.

Bl. 145 behauptet der Hr. von M., daß der Formschneider, der zu dem deutschen Belial, welchen Günter Zeiner 1478 in Augspurg gedruckt, die Vignetten geschnitten, eben derselbe sey, der nach dem Jahre 1482 die Figuren zur deutschen Uebersetzung des Speculi Salvationis verfertiget. Das kann wohl seyn, die Holzschnitte damaliger Zeit sehen sich alle sehr ähnlich, und es ist so unmöglich als gleichgültig, eine Manier von allen diesen Formschneidern, die vor Albrecht Dürrern gelebet haben, besonders diesem oder jenem zuzuschreiben. Bey dieser Gelegenheit meynet der Verfasser, die Dedication sothaner deutschen Uebersetzung des Speculi Salvationis sey an den Abt Johan von Giltingen, der im Jahr 1482 Abt worden, und nicht, wie ich gemuthmaßet, an den Abt Johan von Hohenstein gerichtet, weil dieser Abt 1459 seine Stelle niedergelegt, und man 1459 das Drucken mit gegoßnen Buchstaben in Augspurg noch nicht gekannt hätte.

Hierbey habe ich anzumerken; erstlich, daß diese deutsche Uebersetzung, nebst dem lateinischen Text, wirklich von Günter Zeinern, nach dem Zeugnisse des Pater Krismers, gedruckt ist. Hiernächst ist offenbar, daß Günter Zeiner 1478 gestorben, folglich kann der Bruder Johann unmöglich dieß von Günter Zeinern gedruckte Buch einem Abt dedicirt haben, der erst 1482 Abt worden. Ferner ist es gar nicht unmöglich, ein Werk, so 1458 geschrieben und in diesem Jahre

 einem

einen Gönner dedicirt gewesen, binnen 1470 bis 14-8 bey Günter Zeinern in Augspurg drucken zu lassen. Es ist ohnedem nur eine bloße Muthmaßung des gelehrten Buchhändlers Veith, daß der Bruder Johannes de Carniola der Verfertiger oberwehnter Dedication sey. Der würdige und oft gelobte Pater Krismer meynet vielmehr, daß Johann von Giltingen, da er noch Bruder gewesen, die Zueignungsschrift an den Abt von St. Ulrich und St. Afra verfertiget habe. In den Streit aber, ob in diesem Kloster jemals eine Druckerey errichtet gewesen, will ich mich nicht einlassen.

Hoffentlich rechnet der Hr. von Murr nicht alle Formschneider, die von der 141 Seite an, und so ferner genannt werden, zu den Nürnbergern, ob er wohl seine Abhandlung Formschneider in Nürnberg betitelt: es möchte ihm sonst eben das, wie Hrn. Meermann, vorgeworfen werden, welcher alle alte Bücher, die keine Jahrzahl haben, seinem Coster zuschreibt. Dem Künstler, welcher sich mit zwey kreuzweis über einander gelegten Pilgrimsstäben bezeichnet, den Marolles deshalb le Maitre aux bourdons croisés nannte, und von dem Hrn. Mariette muthmaßend sagte, er könne vielleicht Pilgrim geheissen haben, nennet der Hr. von M. im Ernst Bl. 147 Pilgrim und sieht dessen Zeichen vor zween kreuzweise liegende Punzen oder Messergen mit kleinen Heften an.

Das

Das Praunische Cabinet hat von demselben 3 Blätter. Es sind aber deren noch weit mehr vorhanden, ich will diejenigen, so ich kenne hieher setzen. Das schönste und mit einer ausnehmenden Kunst von diesem Meister im Helldunkeln verfertigte Blatt, so eine Kreuzigung vorstellet, ist von mir bereits in meinen Nachrichten von Künstlern, B. II. S. 113 beschrieben worden.

Ferner sind von ihm verfertiget:

Die Jungfrau Maria sitzend mit dem Christkindlein auf ihrem Schoße, welches in einem Buche blättert. Hinter ihr eine Wand über welche man das Meer mit einem kleinen Schiffe sieht, und in der Luft zwey kleine Engel, die eine Krone tragen. Ein Blatt hoch 10 Zoll, breit 6 Zoll 9 Linien.

Sebastian stehend an einen Baum gebunden und mit Pfeilen verwundet, in einer Landschaft. Das Blatt ist mit Bildhauerzierrathen umgeben, hoch 7 Z. breit 4 Z. 6 L.

Piramus und Thisbe. Ein Blatt mit der Aufschrift: *Quid Venus in venis possit furor* &c. hoch 10 Z. breit 6 Z. 9 L.

Ein Todtenkopf, wie der Sebastian mit einer Zierath von Bildhauerarbeit und von eben der Größe.

Hugo da Carpi druckt nicht nur mit 2, sondern auch mit 3 Stöcken verschiedene Blätter im Helldunklen, nach Raphael, Polidor, Parmesan, und verschiedenen andern Meistern in ziemlicher Menge; daß aber jemand Raphael dergleichen Blät-

ter im Helldunkeln zugeschrieben hätte, solches habe ich noch bey niemand, als beym Papillon gefunden. Aber diesem Verfasser muß man nichts, ohne Prüfung, nachschreiben.

Ausser der ersten Edition der Meditationum de Turre Cremata von Vlrico Han 1467 in Rom gedruckt, welche Maitaire nicht gekannt, der dieses Buchdruckers Ankunft in Rom ins Jahr 1468 setzet, ist noch eine neuere Auflage, welche sich endiget: Finite sunt contemplationes Reverendissimi Patris Domini Ioannis de Turrecremata Sacro-sancte Romane ecclesie cardinalis posite et depicte de ipsius mādato in ecclesie ābitu sānctae marie de Minerva Rome ō atramēto plumali calamoneq; stilo ereo sed artificiosa quadā adinvētione imprimēdi seu caracterizādi sic effigiatū ad dei laudē industrieq; est cōsumatū per Vldaricum gallum alemanū et Simonem de luca. Anno Domini M. CCCC. LXXIII. die vero XVij Octobris. Regnante Sixto quarto pontifice maximo, in Folio mit eben denselben Holzschnitten. Die allerrarste Auflage aber ist die von 1479. ohne Benennung des Orts: P Iohannem numeister clericum maguntinum. Anno dōni millesimo quadringentesimo septuagesimo nono. Die tertia mēsis Septēbris. Klein Folio. Sie ist sehr sauber gedruckt, hat ebenfalls 34 Holzschnitte, davon der erste die Erschaffung der Thiere vorstellet und mit einem Rahm eingefaßt

faßt ist. Sie sind besonders mit einem starken Umriß und mit ungemein feinen Schattenstrichen geschnitten. Die letzte Auflage des 15ten Jahrhunderts, die ich kenne, ist wiederum zu Rom 1490 per Magistrum Stephanũ Planck de Patavia mit 33 Holzschnitten gedruckt. Ich behalte mir vor, bey einer andern Gelegenheit, ausführlich von den Malereyen und von denen, nach selbigen verfertigten Holzschnitten, Nachricht zu ertheilen.

Der Formschneider, welcher sich mit V.S. bezeichnet, und von dem wir viele Holzschnitte in verschiedenen Büchern haben, die nach der damaligen Zeit einen nicht ungeschickten Meister anzeigen, wird im behainischen Verzeichnisse, wie Herr von M. Bl. 156 sagt, VS Urgraft genannt. Wo mag der Verfasser diesen Namen hergenommen haben? Der Prof. Christ giebt sich viel Mühe, dieß Zeichen zu deuten. Nachdem er die Meynung derer, die ihn v. Gemberlein oder Gamperlin nennen, widerlegt, so vermuthet er, daß er van Goar geheißen, glaubt auch zugleich, daß man solche Vogthem dem Aeltern zuschreiben könnte. Alles Muthmaßung, die von seiner wenigen Kenntniß in dergleichen Kunstsachen zeugen.

Endlich kömmt der Hr. von M. auf unsern ehrlichen Albrecht Dürern. Ich glaube, daß niemand geschickter seyn würde, als er, uns einen vollständigen und sichern Catalogus von Albrecht

brecht Dürern zu liefern. Wahrscheinlich sollten dessen Blätter wohl am besten in Nürnberg zu finden seyn. Indessen muß ich gestehen, so schön ich die Praunische und Silberadsche Sammlung von diesem Meister gefunden, so ist doch die Mariettische, vornämlich in den Nachstichen, weit vollständiger gewesen: denn es ist unglaublich, wie viel große, mittelmäßige und schlechte Künstler nach dieses Mannes Blättern gestochen haben.

Wenn aber Herr von Murr des Marcantonio Nachstiche für gezwungen und mager angiebt, so muß er entweder nur schlechte Abdrücke gesehen haben, oder diese Stücke nicht kennen. Was des Dürers Reise nach Venedig und dessen ausgewürktes Verboth, daß Marc Antonio sein Zeichen nicht mehr gebrauchen sollte, anbetrift, so ist diese Geschichte noch vielen Zweifeln unterworfen.

Erstlich habe ich nirgends die Paßion, so dieser Italiener nach Albrecht mit dessen Zeichen gestochen haben soll, finden können, ungeachtet aller Mühe, die sich deshalb der selige Mariette und ich gegeben haben; diejenige, so wir haben, ist gänzlich mit des Marc Antonio Täfelgen bemerket. Ob ich wohl einige Blätter von des Albrechts Paßion, mit seinem Zeichen kopirt, in der Marollischen Sammlung gefunden, davon der Stich viel Aehnliches mit des Marc Antonio Arbeit hat, so ist doch dieß nicht gewiß zu behaupten, und ich werde davon mehr in meinem Verzeichnisse dieses berühmten italienischen Kupferstechers sagen.

Hier-

Hiernächst hat nicht nur das von ihm kopirte Leben der Jungfrau Maria des Albrechts Zeichen; (wiewohl es sehr ungewiß ist, ob es zu Venedig oder zu Rom gemacht worden,) sondern Marc Antonio hat noch viel andere Blätter mit Albrechts Zeichen kopirt. Desgleichen sind von Augustin aus Venedig verschiedene Stücke, nach dieser erwähnten Paßion, mit dem Griffel und mit vielem Geschmack gestochen worden, worauf nicht nur des Albrecht Dürers Zeichen, sonders auch des Augustins A. V. stehet.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

IV.

Supplement zu Philipp Daniel Lipperts Daktyliotheck, bestehend in tausend und neun und vierzig Abdrücken. Leipzig, bey S. L. Crusius 1776. 184 Seiten in groß 4.

Ein Mann, der durch seinen Eifer für die Kunst so viel zur Ausbreitung des guten Geschmacks in seinem Vaterlande beygetragen, der, um diese edle Absicht zu erreichen, sein ganzes Leben hindurch mit dem eigensinnigsten Schicksale kämpfen mußte, das er endlich mit allen Hindernissen muthig besiegte; ein solcher Mann verdient am

Ende

Ende einer so rühmlichen Laufbahn, wenn er uns die letzten Früchte seiner vieljährigen Arbeit in die Hände giebt, mehr als ein gleichgültiges Kopfnicken: er verdient unsern innigsten und wärmsten Dank, und unsre ganze uneingeschränkte Hochachtung. Auf diese nun hat wohl unter allen ietzt lebenden Künstlern niemand einen gegründetern Anspruch, als der würdige Greiß, dessen letztes Vermächtniß an das kunstliebende Publikum wir hier vor uns haben. Der Recensent, der sein größtes Vergnügen in aufmerksamer Betrachtung vortreflicher Kunstwerke findet, zumal wenn sie ihm Stellen aus alten Autoren immer fühlbarer machen, hat nicht leicht ein reineres Vergnügen genossen, als da er diese neuen Abdrücke der Lippertschen Sammlung durchgieng, und ist aufrichtig genug zu gestehen, daß ihm dieses letztere Tausend noch besser, als die erstern gefallen, deren großer Werth ihm doch bey dem genauen und sorgfältigen Studio derselben gewiß nicht unbekannt geblieben ist.

Da die Art, wie der Recehsent bey Untersuchung und Prüfung dieser neuen Abdrücke zu Werke gegangen, vielleicht einen heilsamen Wink für diejenigen enthält, die ihren Geschmack in Kunstsachen immer mehr bilden und verfeinern wollen, so sey es ihm erlaubt, vor der eigentlichen genauern Anzeige dieser Sammlung, nur einige Worte noch darüber sagen zu dürfen. Ich nahm nämlich diese neue Sammlung von Abdrücken erst ganz ohne Commentar vor mich, befragte mich

über

über den Sinn und die Vorstellung des Steins, und bestimmte alsdann bey mir den verschiedenen Werth der darauf verwendeten Kunst in der Behandlung desselben. Wenn ich nun völlig darüber mit mir übereingekommen, so nahm ich das Buch des vortrefflichen Mannes vor, und meine Freude war gewiß nicht geringe, wenn ich bald meine Muthmaßung gegründet, bald mein Urtheil über den Geschmack des Künstlers in Bearbeitung des Steins bestätigt, und den Grund meines Wohlgefallens genauer angegeben und entwickelt fand. Daß man auf diese Art seinen Geschmack prüfen, und immer mehr gründen kann, wenn man einen so erfahrnen Künstler zu seinem Leiter und Anführer hat, brauche ich wohl nicht erst beweisen zu dürfen. Hiernächst stellte ich auch eine aufmerksame Vergleichung unter den Werken verschiedener Künstler an, die einerley Gegenstand auf verschiedene Art bearbeitet haben, welches für einen Liebhaber der Kunst eines der angenehmsten und lehrreichsten Geschäfte ist. Ueberhaupt aber wird ein fleißiger Gebrauch dieses Werks für den Gelehrten und Künstler gleich nützlich und lehrreich seyn. Den Gelehrten wird ein oft wiederholtes Anschauen dieser Abdrücke, wo er alle Regeln der Schönheit und des guten Geschmacks im Kleinen angewendet findet, in den Stand setzen, von allen größern Werken der Kunst meistens richtig und bestimmt zu urtheilen, viele dunkle und unaufgeklärte Begriffe werden sich bey ihm durch diese anschauende Kenntniß aufhellen, auch wird er eine

Menge

Menge übel oder nur halbverstandener Stellen alter Autoren besser verstehen und beurtheilen lernen. Der Künstler wird, außer der feinen Zeichnung, der hohen Schönheit der Formen und dem kraftvollen und edlen Ausdrucke, auch zugleich das liebliche bemerken, dessen Studium ihm so nothwendig ist. Er wird auch sehr oft von geschnittenen Steinen glückliche Gedanken zu vortreflichen Kunstwerken entlehnen, und aus der sorgfältigen Betrachtung und Vergleichung der alten und neuern Steine wird er nicht nur die Geschichte der Kunst, sondern auch seinen eignen Geschmack immer mehr bilden lernen. Doch wir kommen nunmehr zur nähern Anzeige dieser Sammlung, aus der wir bey einer solchen Menge von treflichen und guten Sachen nur die nach unsrem Geschmack vorzüglich schönen herausheben, hier und da unser eignes Urtheil beyfügen, und zuweilen auch einen bescheidenen Zweifel oder Berichtigung beybringen wollen.

Das mythologische Supplement besteht aus 554 Abdrücken, das historische aus 474, welchem noch zum Schluße ein kleiner Beytrag zum mythologischen Supplement von 21 Stücken folgt, die der Hr. Prof. Lippert erhielt, da die vorhergehenden Sachen schon fertig waren, und die er doch nicht gern weglassen wollte.

Aus der erstern mythologischen Abtheilung gefielen uns vorzüglich N. 4. Ein überaus schöner Kopf des Jupiter Ammon, der um desto mehr

mehr Bewunderung und Aufmerksamkeit verdient, da dieses Werk ungemein klein und niedlich ist, und bey näherer Betrachtung bloß mit dem Schneiderade verfertigt zu seyn scheint. N. 14 Ein vortreflicher Kopf des Jupiter Dadonäus. N. 25 ist ein Stein von sehr gutem Stil und wohl ausgeführt, welcher den Jupiter in der Rechten mit seinem Zepter, in der Linken mit seinem dreyzackigten Donnerkeile vorstellt. Das Sonderbare auf diesem Steine, weswegen wir ihn auch hier vorzüglich mit auszeichnen, ist dieses, daß Jupiters Haupt mit einem Helme bedeckt ist, welches dem Hrn. Lippert noch auf keinem alten Denkmahle vorgekommen. Die Muthmaßung, daß der Künstler sich den Jupiter in dem Kriege wider die Titanen bewaffnet vorgestellt: ist hier wohl die wahrscheinlichste und natürlichste. N 38 Die Leda und Jupiter als Schwan. Dieses ist ein ganz bewundernswürdiges Werk, das in der Schönheit der Zeichnung und in der Zärtlichkeit und Feinheit des Ausdrucks kaum seines gleichen hat. Der Kopf der Leda ist voll schmelzender Delikatesse und Ausdruck des höchsten Wonnegefühls, und wir getrauen uns zu behaupten, daß selbst Clemens von Alexandrien, der, wo ich nicht irre, in seiner Adhort. ad Gentes wider diejenigen, die eine Leda in ihren Ringen tragen, eifert, diesen Stein nicht ohne Entzücken würde haben betrachten können. N. 53 ein sehr prächtiges und schönes Werk. Der Stein ist sehr groß. Es ist Oceanus, der die Thetis sehr brünstig

umfaßt; sie hält eins von ihren Kindern im Arme, das sich sanft an sie anschmiegt. N. 70. Ein Triptolem, der Aehren in der Hand hält. Dieses schildförmig geschliffne Steinchen ist ein ungemein schönes griechisches Werk. Der Kopf ist sehr nett und sauber gearbeitet, und die ganze Figur zeigt den glücklichsten Kontrast und die größte Delikatesse. N. 71 Der Kopf der Minerva, ein sehr kleines, aber überaus wohl gearbeitetes Steinchen. N. 84 Das Brustbild der Minerva, nicht so schön, wie viele andre, aber doch wegen eines besondern Umstandes merkwürdig: Sie hat eine lange Pfeife in der Hand, welches selten vorkömmt. Minerva erfand nämlich die Pfeife, da sie aber beym Blasen ins Wasser sah und bemerkte, daß es den Mund verstellte, warf sie die Pfeife weg, die alsdann der Marsyas zu seinem Unglücke fand. S. den Apollodor. L. I, c. 4. N. 86 Auch Minerva, ein großes und vortrefliches Werk. N. 92 Minerva völlig gewaffnet wirft ihren Spieß: die Aegis auf der Brust ist sehr fein gearbeitet. Dieses unvergleichliche Werk ist von besonderm Fleiß und von hohen griechischem Styl. N. 96 Dieser Stein ist, so flach auch immer der Schnitt ist, schön und vortreflich. Das Bild der Minerva steht auf einen zierlichen Postamente, welches aber vielmehr ein Altar zu seyn scheint, denn die Ecken deßelben sind mit Widderköpfen verziert, und unten sieht man Löwenfüsse. Die schöne Zeichnung, die Werfung des Gewands und der Ausdruck aller

Theile

Theile verrathen die Hand eines Meisters. Von N.¦ 00. fangen die Köpfe und Figuren des Apollo an, und da ist gleich der erste ungeachtet seiner ungemeinen Kleinheit überaus schön. N. 102. Wir gestehn aufrichtig, daß wir, ungeachtet des feinen Profils und des vortreflichen Ausdrucks dieses Kopfs, ihn nicht für einen Apollo halten. Der Recensent weiß zwar wohl, daß man auf vielen alten Denkmählern, die von den Dichtern so gerühmten lockigten Haare des Apollo nicht findet, allein alsdann machen ihn schon andre Attribute kennbar. Maffei Gemm. P. I. t. 87 hält es für einen Athleten, weil der Kopf eine kurze Tonsur hat. N. 113 Apollo spielt auf einer Leyer, und hat auf dem Rücken einen kleinen Schild hängen. Vor ihm steht ein springender Cupido. Zeichnung und Ausdruck ist an diesem Werke vortreflich.

N. 140 Führen wir nicht wegen der Schönheit des Steins an, weil er wahrscheinlich zu einer Zeit gemacht worden, wo der Geschmack der Römer schon verdorben war, sondern wegen seines Inhalts und der feinen und sehr guten Erklärung des Hrn. Lipperts, der es für ein von dem Künstler der Venus gewidmetes Stück hält, worauf ihre Ankunft aus dem Meere in Cypern und ihre Aufnahme bey dem Horen vorgestellt wird. Die Mannsperson, die mit dem Finger über die Thüre zeigt, hält er sehr wahrscheinlich für den Vulkan. Doch wir überlassen die umständliche Erklärung dieses Steins, die S. 31. 32. 33 vorkömmt, zum Nachlesen. Nur eines

müssen wir hierbey noch erinnern. Wir können unmöglich mit Hr Lipperten behaupten, daß es ungereimt sey, die Unterschrift ΧΑΡΙΤΟΥ für den Namen des Künstlers zu halten. Denn erstlich, sagt er, müßte es alsdann nothwendig ΧΑΡΙΤΟΣ heissen. Allein dieses folgt gar nicht. Den wem ist wohl die griechische Ellipse ἔργον unbekannt, die auf dergleichen alten Steinen sehr oft vorkömmt, so daß also der Name des Künstlers gar wohl im Genitivus stehen kann, weil Opus darunter zu verstehen ist. Wir wollen dieses mit einigen sehr deutlichen Beyspielen selbst aus der vor uns liegenden Sammlung beweisen. Gleich der erste schöne Stein im historischen Supplement, welcher einen Perseus mit dem Kopfe der Meduse vorstellt, hat am Rande den Genitiv ΧΡΩΝΙΟΥ, welches offenbar ein Werk des Chronius ist, welches auch selbst Hr. Lippert sagt. So kömmt auch N. 59 im histor. Supplement der Genitiv ΤΕΥΚΡΟΥ vor, welches offenbar ein Werk des Teucers ist, wie Hr. L. selbst gesteht. Ferner sagt aber auch Hr. L. daß der Name ΧΑΡΙΤΟϹ in keinem Verzeichnisse alter Künstler vorkäme. Allein dieses ist auch bey vielen andern der Fall und beweist nichts. Wir führen nur gleich aus dieser Sammlung N. 291 im histor. Suppl. S. 147 zum Beyspiel an, wo der Name eines Künstlers Nikander vorkömmt, den man in keinem Verzeichnisse der alten Steinschneider findet, und den doch selbst Hr. L. für den Verfertiger erkennt, denn es steht ausdrücklich dabey ΝΙΚΑΝΔΡΟϹ

ΕΠΟΙΕΙ

ΕΠΟΙΕΙ. Ueberhaupt aber dünkt uns gar nicht wahrscheinlich, daß man in einem einzigen Worte gleich habe zwey Fehler begehen können, und daß man also für ΧΑΡΙΤΟΥ, wie doch wirklich auf dem Steine steht, nicht füglich ΧΑΡΙΤΕϹ annehmen könne, da sich die erstere Lesart, nicht bloß entschuldigen, sondern auch durch hundert Beyspiele rechtfertigen läßt. Doch genug hiervon. Wir machten diese kleine Erinnerung bloß deswegen, um Hr. L. zu zeigen, mit welcher Aufmerksamkeit wir seine Abdrücke und seinen Commentar durchgegangen sind.

N. 159 ist ein schönes Werk, wovon die Zeichnung sehr angenehm ist. Es ist die Liebe der Venus und des Merkur, mit welcher er den Hermaphrodit zeugete, der hier sehr zärtlich den Arm der Venus ergreift, die in einer gebückten Stellung gegen den Merkurius geneigt, sitzt und ihren Zepter in der linken Hand hat Die Figur des Merkur, besonders sein Kopf, ist voller Reiz und Ausdruck. N. 183 ein bloßer Kopf des Merkurius, hinter demselben der Caduceus. Dieser vortrefliche Stein ist ein wahres Meisterstück der Steinschneiderkunst und des schönen griechischen Styls. Der Recensent hat sich an dem wiederholten Anschauen desselben unendlich vergnügt.

N 207 Ein Nachschnitt des Petschafts von Michael Angelo. Der Stein mag neu oder alt seyn, so giebt doch die ganze Behandlung des Schnitts eine Meisterhand zu erkennen. Hr. L. versichert, daß keine Kopie, deren er doch über

40 gesehn, weder in der Zeichnung, noch Leichtigkeit im Schnitte und Delikatesse dem Originale gleich komme. Der Hr. von Scheib erzählt im zweyten Theile seines Buchs, das er Orestrio nennt, S. 430 Natter habe ihm in Rom mit vieler Zuversicht gesagt, daß der Steinschneider Ox an dem Petschafte des Angelo gearbeitet habe; es sey nämlich dem Ox anvertraut worden, und dieser habe es aus einer nur angefangnen und unausgeführten antiken Arbeit zu derjenigen Vollkommenheit gebracht, die man jetzt daran beobachtete. Natter habe ihm sogar den Abdruck, der von dem Steine des Angelo genommen worden, noch vor der Ausarbeitung gezeigt. Diese Erzählung aber hat gar zu viel wider sich, wie auch Hr. L. recht wohl anmerkt Ludewig der 14te besaß diesen Stein lange vorher, ehe noch Ox als Steinschneider in der Welt war; denn dieser lebte 1733 in London, und lange vor Ox zankten sich die Gelehrten in Frankreich, was dieser Stein vorstellen sollte. Hr L. ist des Hr. von Scheib Meynung, daß Ox einen Abdruck vom Original gehabt, und denselben kopirt habe. Es sagt zwar auch der Hrn. von Murr in seiner Bibliothek S. 375 Theil 1. daß die Kenner versicherten: Peter Maria da Pescia, der unter dem Pabst Leo dem 10ten gelebt, habe dieses Petschaft nach der Zeichnung des Angelo geschnitten. Allein wer des Angelo körnichte, gedrungne, auch oft beym edelsten Charakter bäurische und robuste Ausdrücke sowohl im Zeichnen, Malen als Bildhauen

hauen kennt, wird billig zweifeln, daß er jemals eine solche Delikatesse und einen so edlen Charakter über alle diese kleine Figuren habe ausbreiten können.

N. 219 Ein überaus wohlgebildeter Bacchus, der mit einem leichten schön gearbeiteten Gewande bedeckt ist, und den Thyrsus auf der linken Schulter trägt. Diese ganze Figur hat viel Reizendes, und ist vom hohen griechischen Styl.

N. 228 Ein überaus fein und sauber gearbeitetes Steinchen. Bacchus sitzt auf einem Wagen und spielt auf der Leyer. Ein Faun zieht den Wagen, ein andrer schiebt, und ein dritter geht vorher.

N. 240 Ist ein vortreflich gearbeitetes Werk des Hrn. Pichlers zu Rom. Silenus stehend mit dem Thyrsus; zu seinen Füßen ist ein Weingefäß. N. 243 Ein schönes Werk des Dioskorides, vortreflich gearbeitet, stellt ein Bacchusfest vor. N. 253 Wieder ein herrliches Werk des Hrn. Pichlers, das den Recensenten mit Vergnügen und Bewunderung erfüllt hat. Man kann mit Recht sagen, daß der Künstler hier das Ziel seiner Kunst erreicht. Es ist dieser Stein nach einem Marmor geschnitten, der in den Borghesischen Gärten zu finden ist. vid. Admiranda Romae tab. 51 n. 3. N. 271 Ein sehr schönes Brustbild einer seyn sollenden Bacchantin, die der Recensent kaum dafür halten kann. Die Miene ist zu edel, zu sanft, zu reizend und verräth nichts von jenem taumelnden Unsinn. N. 275 und 276 sind zwo schöne Bacchantinnen,

die sehr viel Ausdruck in ihren Bewegungen haben. Man erkennt sie so gleich an dem hinterhängenden Kopfe, an dem flatternden leichten Gewande und an dem Schlagen mit den Cymbalen oder Becken. N. 290 Dieser schildförmig geschliffene Stein ist mit ungemeiner Delikatesse gezeichnet, und dabey von der glücklichsten Ausführung. Zwey Mädchen krönen die Herma des Priapus. Das eine dieser Mädchen wird sich kaum die blühendste Phantasie des feurigsten Dichters schöner schaffen können. Es ist doch eine fast durchgängig von dem Recensenten wahr befundne Bemerkung, daß bey schlüpfrigen und wollüstigen Gegenständen die Künstler mit mehrerer Feinheit gearbeitet haben. Der Grund liegt wohl in der mehr erhitzten Einbildungskraft des Künstlers, der sich das Bild, dessen reizende Vorstellung so mächtig auf ihn wirkt, weit lebhafter und anschauender vorstellt.

Unter den Köpfen des Herkules, welche die achte Abtheilung anfangen, hat uns der Kopf eines jungen Herkules N. 297 vorzüglich gefallen, und nächst diesem ein großer Stein N. 312, welcher den Kopf des Herkules mit Pappeln gekrönt vorstellt, der groß und vortreflich ist. N. 325 Ein erhaben geschnittener Stein des Dioskorides; er stellt vor, wie Herkules den Höllenhund bindet. N 329 hat uns überaus wohl gefallen, weil hier in der ganzen Stellung des Herkules, der den Höllenhund gebunden führt, viel Würde und Anstand, und in dem Körper das Spiel der Muskeln treflich ausgedrükt ist. N. 341 und

und 342 haben wegen der richtigen Zeichnung und des glücklichen Ausdruck viel Reizendes. Vorzüglich schön aber ist die demüthige Figur der Jole auf dem erstern, deren Wuchs vortreflich ist. N. 365 ist eine sehr reizende und schlanke Omphale und N. 367 eine noch schönere Hebe voll göttlicher Reize und Anmuth. Es ist dieses unstreitig eines der schönsten Abdrücke dieses Tausends, bey dessen Anblicke der Recensent mit innigem Vergnügen verweilte. N. 403 ist ein vortrefliches Werk, das einen großen Fleiß des Künstlers verräth. Uns scheint es die Göttinn des Ueberflusses mit ihrem Füllhorne zu seyn. N. 430 Ein ungemein schöner Kupido, mit Köcher und Bogen bewaffnet in einer Seitenstellung. So auch N. 436 ein kleiner fein gearbeiteter Kupido, wie er auf einer Leyer spielt, wodurch wohl die Harmonie einer glücklichen Liebe angezeigt wird. So gefällt uns auch die Allegorie auf N. 449 wo Eros und Anteros einen Papillon haschen, wodurch eine wechselseitige Liebe sehr schön ausgedrückt wird, daß sich nämlich Liebe und Gegenliebe der Seele bemächtigen müsse. N. 460 ein sehr schön gearbeiteten Kopf einer Psyche, die mit der Hand nach einem Papillon greift, der auf der Brust sitzt. N. 469. 70. 71 Diese drey Steine stellen alle einerley vor, nämlich den Lyseros oder den dritten Kupido mit der umgekehrten Fakel. Die Alten nahmen nicht gerne ein Skelet auf ihre Grabmähler, weil es einen widerwärtigen Anblick machte, sondern sie nahmen lieber diesen Lyseros,

weil sie durch dieses Bild noch mehr ausdrücken konnten, nämlich daß mit dem Tode alle Empfindung von Schmerz und selbst die Liebe ausgelöscht werde. N. 488 ist eine sehr schöne Isis mit einem besonders künstlichen Haarputze; das Werk ist sehr gut. Pocock in seiner Beschreibung des Morgenlands hat im 1sten Theile beynahe einen ähnlichen Stein. N. 503 Der Kopf des Sirius, der wegen der außerordentlichen Kunst des Steinschneiders eines der größten und vortreflichsten Werke des Alterthums ist. Man kann in den weit geöfneten Rachen tief hineinsehn, und Zunge, Zähne und Gaumen sehr deutlich unterscheiden. Nicht nur der Gelehrte, sondern auch der mit seiner Kunst vertraute Künstler muß dieses Werk mit Erstaunen betrachten, da es das einzige ist, was einem Alten in dieser Gattung gelungen oder doch wenigstens nur das einzige, was bis auf unsre Zeiten gekommen. Wer diesen Abdruck genau betrachtet, wird zu gleicher Zeit die Geschicklichkeit des Hrn. Prof. Lipperts im Formen bewundern, da man wirklich gezweifelt hat, ob man über diesen Stein, den der Lord Beßborough besitzt, eine Paste werde machen können. Die Abbildung, die Natter von diesem Steine in seinem Traité p. 27 und im Catalogue, p. 25 t. 16 gegeben, ist nur ein Schatten gegen diesen Lippertschen Abdruck. Der Name des großen griechischen Künstlers Gäus ist auf dem Halsbande überaus sauber und fein eingeschnitten: ΓΑΙΟC ΕΠΟΙΕΙ.

Nun

Nun fängt sich Seite 111 die historische Abtheilung und in den Abdrücken selbst eine neue Zahl an. Im ersten Abschnitte kommen einige Helden vor, welche vor oder kurz nach dem Trojanischen Kriege gelebt haben. Unter den fünf ersten Nummern, die alle den Perseus mit dem Medusenkopfe vorstellen, gefiel mir vorzüglich N. 1 ein Werk von ächtem griechischen Geschmacke und N. 4 wo der Perseus an eine Attike gelehnt ist, worauf das Bild der Minerva steht; er hält den Kopf der Meduse über seinem Haupte empor, so daß er in dem zu seinen Füssen stehenden hellpolirten Schilde wiederscheint. N. 6 ist ein sehr erhaben geschnittner Kopf der Meduse, welcher vortreflich ist, und nächst diesem N. 15 ein sehr wohl gewendeter Medusenkopf. N. 24 ein überaus schönes Werk, welches den verwundeten Tydeus vorstellet. So klein auch diese Figur ist, so bemerkt man doch deutlich den Ausdruck des Schmerzes, den der in der Seite steckende Spieß verursacht.

Der zweyte Abschnitt handelt von den homerischen Steinen. N. 50 ist ein sehr gut gearbeitetes Werk. Es ist Paris mit der phrygischen Mütze an einen Baum gelehnt, hat in der einen Hand seinen Schäferstab, in der andern den goldnen Apfel. N. 54 ist ein unvergleichlichen Kopf, worinne Jugend, Kraft und männlicher Anstand auf eine sehr edle Art ausgedrückt

drückt ist. Herr Lippert hält ihn für den Achilles und zugleich für das höchste griechische Ideal, es ist ein Werk des Teucer. N. 69 ein sehr gut gezeichnetes und ausgeführtes Werk, wie Ulysses den verwundeten Achilles auf den Schultern trägt. N. 78 ist noch mehr künstlich als schön. Die Schilde des Ajax und Ulysses, womit sie den Achilles bedecken, sind mit dem Schneiderade verfertiget, und von einer bewundernswürdigen Tiefe. Unter den verschiednen Köpfen der Cleopatra hat uns vorzüglich N. 98. 100 und 101 gefallen, welche mit vieler Empfindung gearbeitet sind.

Nun folgen im zweyten Abschnitte die Köpfe der alten Weltweisen, deren oft wiederholte Betrachtung den Recensenten allemal mit Vergnügen und stiller Bewunderung erfüllet hat: ein angenehmes Studium für Hrn. Lavatern, und alle Physiognomiker, weil die fleißige Betrachtung der Bildnisse großer und berühmter Leute nothwendig zu einer Menge guter Bemerkungen und Entdeckungen führen muß. Nun aber haben sich solche auf keinen alten Denkmählern so gut und schön erhalten als auf geschnittenen Steinen. Selbst die Münzen liefern sie nicht sowohl erhalten, und ihre Abbildung in Kupferstichen ist meistens ungetreu, und macht dahero unsre Urtheile sehr unsicher. Unter den vielen hier vorkommenden guten Köpfen gefiel uns vorzüglich N. 135 ein schöner Kopf des Diogenes von Sinope. Unter den Köpfen des Sokrates hat uns N. 149 besonders gefallen. Die nächste N.

ste N. 150 ist ein schöner Stein, dessen erhabnen Inhalt jedem gefühlvollen Herzen Entzücken einflössen muß. Der Recensent hat bey dem Anschauen desselben das stille Vergnügen gefühlt, das er bey der Lektüre seines Plato und Mendelsohns so oft empfunden hatte. Die Arbeit sey alt oder neu, so ist sie vortreflich, und die schöne Allegorie eines denkenden und empfindsamen Mannes würdig. Ein Weltweiser, vermuthlich Sokrates, sitzt vor einem Skelet, über dessen Kopf ein Papillon, das Bild der Seele, schwebt. Ein geflügelter Genius, vermuthlich der Geist des Sokrates, leuchtet ihm mit der Fackel. Die Weibsperson wird seine Freundinn Aspasia seyn. Sokrates lehrte zuerst die Unsterblichkeit der Seele, und diese Wahrheit wird unter diesem Bilde hier sehr schön vorgestellt. N. 151 ein schöner Kopf des Xenocrates. N. 153 Der Kopf des Plato hat über dem Ohre ein paar Papillonflügel. Er lehrte nach dem Tode des Sokrates die Unsterblichkeit der Seele. N. 155 ist ein seltner aber schöner Kopf, der über dem Ohre einen sichelförmigen Mond hat. Hr. Lippert vermuthet nicht ohne Grund, daß es Anaxagoras sey, der die Ursache des Mondenwechsels zuerst entdekte. Man kann hiervon den Plutarch im Leben des Perikles nachlesen. N. 166 Die Liebe der Sappho zum Phaon, ein überaus schönes und reizendes Stück. Der Graf Caylus, der ihn kurz vor seinem Ende dem Hrn. Mariette schenkte,

schenkte, hat ihn in seinen Recueil d' antiquités Vol. I, tab. 47. n. 3 beschrieben. Wie richtig und fein ist nicht die Zeichnung und wie sanft die Behandlung des Schnitts! Wie hoch ihn Hr. Mariette schätzt, sieht man daraus, daß er ihn einem Freunde des Hrn. Lipperts, der vor einigen Jahren in Paris war, für 1000 Thaler anbot. N. 173 ein schöner Euripides, wovon der Stein dem sel. Prof. Christ gehörte.

In dem Abschnitte von der römischen Geschichte kömmt N. 191 eine schöne Tuccia vor, welche Wasser in ihrem Siebe trägt. Ihr fliegendes Gewand ist sehr gut gearbeitet. N. 201 Ein schöner Cicero. N. 212. 213 wo der abgehaune Kopf des Cicero dem Antonius gebracht wird, ist von sehr guter Arbeit. N. 224 ein Kopf des Cäsars, sehr gut gearbeitet. N. 224 ein schöner jugendlicher Kopf des Augustus von vorzüglicher Arbeit. Der hiesige Hofsteinschneider Klett hat diesen Stein in einem schönen Corallenstein, der bey Rochlitz gefunden wird, prächtig kopirt. N. 252. Ein schöner Germanicus. N. 271 Ein kleines Steinchen, worauf ein schönes Köpfchen des Nero. Der Stein ist ein Diamant. Verschiedne Gelehrte haben bekanntermaßen Einwürfe wider das Alterthum der in Diamant geschnittnen Steine gemacht, und vielleicht nicht ganz ohne Grund gemuthmaßt, daß es gebrannte Sapphire wären. Allein Hr. Lippert versichert, daß die beygebrachten Steine wahre Diamanten

wären,

wären, denn sie hätten das Gewicht, und wären schwerer als die Sapphire, die nicht von der Härte sind. N. 280 Ein Kopf des Galba voller Ausdruck. N. 291 ein schönes Werk, die Julia, des Titus Tochter.

N. 305 ein vortreflicher Antinous, so wie auch N. 306 der Aelius Verus, überaus gut gearbeitet. N. 314 ein sehr niedlich gearbeitetes Werk, worauf man einen Marcus Aurelius, seine Gemahlinn Faustina und einen Genius mit einem Horne des Ueberflusses wahrnimmt. Beger in seinem Thes. Brand. T. III, p. 205 hat ihn sehr gut erklärt. N. 339 Ein schöner Kopf des Severus voll Fleiß und Ausdruck.

In der vierten Abtheilung, wo Soldaten, Gebräuche, Spiele und was die Künste und Handthierungen betrift, ingleichen Thiere, Symbola und Gefäße vorkommen, gefiel uns vorzüglich N. 307 Ein ganz vortrefliches Werk des Aulus, es stellt einen griechischen Soldaten zu Pferde in vollem Rennen vor, der seinen Spieß wirft; sein runder Schild, der den ganzen Leib bedeckt, ist mit dem Kopfe der Medusa geziert. N. 375 Ein sehr gutes Werk, das wegen des glücklich abwechselnden Contrasts viel Wirkung thut: es ist eine Schlacht zu Pferde. N. 378 Ein unvergleichliches Steinchen, das einen Mann, der einen Bogen spannen will, vorstellet. N. 394 ist mit außerordentlicher Feinheit und Kenntniß der Kunst gearbeitet, die dem Auge sehr schmeichelt. Es ist eine Mutter, die ihre mit einem Schleyer bedeckte Tochter ihrem

ihrem Manne zuführt. N. 398 Zwey Hörner des Ueberflußes, wo ein paar Aehren hervorragen; darzwischen ist ein Schwerdt, und oben darüber steht L. SEP. SEV. Dieses ist, wie uns scheint, allem Vermuthen nach eine Devise des Kaisers Lucius Septimius Severus gewesen, daß der Krieg aus keiner andern Ursache geführt werden müsse, als einen guten Frieden, und dadurch das Glück der Nation zu erlangen Dieses bestätigt sich auch aus der Geschichte dieses Kaisers, der, um zu einer ruhigen Regierung zu kommen, erst mit seinen beiden Gegenkaisern dem Pescennius Niger und dem Albin kämpfen mußte; überhaupt verräth auch das Werk den spätern römischen Styl. N. 429 Eine Jagd. Zween Männer und eine Frauensperson werfen ihre Spieße nach einem wilden Stiere, der sich gegen die Hunde wehrt. Das Werk ist unvergleichlich, aber nach der Composition zu urtheilen wohl neu. N. 470 Ein überaus schönes Gefäß mit vielen Zierrathen; die Cälatur darauf, ist ein Cupido, der mit zwey Schmetterlingen fährt. Die darunter liegende Allegorie auf eine glückliche Ehe ist sehr schön und natürlich. N. 471. 472 und 473 wo auf jedem ein Skelet vorkömmt, woraus Hr. Lippert beweist, daß die Alten den Tod als ein Skelet gebildet. Was er hierüber gesagt, kann man S. 165 in seinem Commentar nachlesen

Nun folgt noch vom N. 475 ein kleiner Beytrag zum mythologischen Supplement, welcher noch 21 sehr schöne Abdrücke enthält, worunter

N. 478

N. 478 eine herrliche Minerva auf einem sehr großen Steine. N. 481 Merkurius trägt den jungen Bacchus auf den Händen, um ihn den Nymphen zu erziehn zu geben. N. 482 Ein schöner Kopf der Venus. N. 489 ein vortreflicher Kopf des jungen Herkules; N. 491 auch ein schöner Kopf des Herkules mit der Löwenhaut bedeckt, er hat eine Miene, in der viel Schmerz ausgedruckt ist, vermuthlich ist es der Zeitpunkt, da er sich verbrennen wollte.

Doch wir endigen hier die Anzeige dieser wichtigen Sammlung, deren genaue und sorgfältige Prüfung uns manche gute Idee, manche angenehme Empfindung und manche vortheilhafte Kenntniß gewährt hat, und wollen nur noch einige Worte von dem Buche des Hrn. Verfassers sagen.

Der Kommentar ist mit vieler Einsicht und Gelehrsamkeit abgefaßt. Der Recensent bewundert nicht bloß die ausgebreitete Belesenheit in den griechischen und römischen Schriftstellern, zu denen dieser würdige Mann doch weit später als viele andere kam; sondern auch seine Geschicklichkeit, seine Lektüre so glücklich und natürlich auf die Erklärung der Kunstwerke anzuwenden. Seine Sprache ist simpel und deutlich, seine Muthmaßungen glücklich, und Beweise eines gesunden, natürlichen und richtigen Gefühls, das diesen Mann auch in Beurtheilung andrer Sachen so rühmlich auszeichnet.

Wir beschließen diese ganze Anzeige mit einem doppelten Wunsche. Der eine, den gewiß noch mehrere Freunde der Künste und Wissenschaften mit uns thun werden, ist dieser: daß Fürsten und einsichtsvolle Räthe, die das Vertrauen ihrer Fürsten haben, diesen vortreflichen Schatz ihren Universitäten, großen Schulen und Kunstakademien in die Hände liefern mögen, damit junge aufblühende Künstler und Gelehrte, unter der Anführung geschickter Männer, die ein feines Gefühl und einen geläuterten Geschmack besitzen, bey Zeiten mit dem Schönen und Erhabenen alter Kunstwerke vertraut werden, und sich eine Menge nützlicher und angenehmer Kenntnisse verschaffen. Der andre Wunsch, den der Recensent aus der Fülle seines Herzens thut, ist der: daß dieser würdige Greis, der mit einem unbegränzten Enthusiasmus alle Hindernisse seiner Erziehung und seines Schicksals vor sich her besiegte, nunmehr die Früchte seines vieljährigen Fleißes ruhig genießen, und in seiner neuen und geschmackvollen Wohnung noch viele heitre und glückliche Jahre leben möge.

F. D.

V.

V.

Der Philosoph für die Welt. Herausgegeben von J. J. Engel. Erster Theil; Leipzig, 1775 in der Dyckischen Buchhandlung.

Mit keinem Worte hat man in den neuern Zeiten so mannichfaltige und so ganz entgegengesetzte Begriffe verbunden, als mit dem Worte Philosoph. Der Freygeist, der Murrkopf, der eitle Speculationsmacher, der in Schlußformen und Paragraphen schreibende Autor u. a. m. haben sich dieses Titels angemaßt. So groß hierdurch die Anzahl sogenannter Philosophen hat werden müssen, so natürlich hat das Schweben zwischen diesen verschiedenen Vorstellungen von der Philosophie, sie kennen zu lernen verhindert, — vielleicht gar die Lust dazu benommen. Doch dieß ist wohl nicht die einzige Ursache, warum diese erste aller Wissenschaften in den neuern Zeiten, von dem großen Theil, so sehr verkannt, — und von eben den Leuten, deren Vorgänger durch diese Philosophie nur das geworden waren, was diese so gern seyn möchten, große Männer, geringe geschätzt wird. — Unter uns hat man die richtige Erkenntniß ihres Werths vielleicht dadurch gehindert, daß man das, was allerdings höchst nothwendiges Gerüste ist, für das Gebäude selbst, die Mittel für

den Zweck, — philosophische Lehrbücher, Metaphysiken und Ontologien allein für Philosophie ausgegeben hat. Freylich sind nun wohl seichte französische Schwätzereyen, moralische Tiraden und allgemeine Sätze keine Philosophie; und die vorgenannte Gattung von Schriften hat allerdings ihr großes Verdienst um diese Wissenschaft; aber ungerecht ist es doch, den Maasstab zu ihr allein von diesen zu nehmen, sie für nicht mehr halten, als was diese sind. Richtig verstanden dürfte man der Philosophie schwerlich das Recht streitig machen können, vorzüglich die Lehrerinn des menschlichen Geschlechts (wir reden hier von menschlichen Lehren!) und die sicherste Beförderinn der Glückseligkeit zu seyn; und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, scheint Herr von Leibnitz die beste aller Erklärungen von ihr gegeben zu haben. —

Doch auch jenes Misverständniß ist ihr noch nicht so nachtheilig gewesen, als die, in neuern Zeiten besonders, verengerte Vorstellung eines andern Worts: und diese hat das Wort nützlich getroffen. Wenn gleich der Begriff davon immer relativ bleiben wird: so hätte doch diese uns vorzüglich in Bewegung setzende Springfeder (gewisse Philosophen mögen sich das menschliche Herz so uneigennützig vorstellen, als sie wollen,) nicht auf Gegenstände hingebracht werden sollen (und das thut doch die Idee, die wir mit einem Worte verbinden lernen!) die seine Natur und Bestimmung verunedeln müssen. Helvetius mag Recht haben,

ben, daß wir alle Güter und Vollkommenheiten nur zu erwerben suchen, um unsre körperliche Bedürfnisse zu befriedigen, — behauptet er nicht selbst, daß Verdienste, sittliche und geistige Vollkommenheiten billig als die vortreflichsten Mittel zu diesem Zwecke angesehen werden sollten? — Und woher diese Eingeschränktheit in der Vorstellung des Nützlichen? Was anders, als Gesetzgebung kann unsern Ideen die gehörige Richtung geben? Und die Neuern mögen nun, freylich aus guten Ursachen, bloß negative Eigenschaften, Fleiß und Gehorsam und so genannte Brodtkenntnisse zu jenen Mitteln erhöht haben. Ueberhaupt hat die Kultur des bessern Theils der Menschen, seit der Zeit, daß Mensch und Bürger zwey ganz verschiedene und beynahe entgegengesetzte Wesen geworden sind, und die Vollkommenheit des Einen nicht mehr die Vollkommenheit des Andern, und das sicherste Mittel zu seiner Glückseligkeit ist, zu sehr dem Ungefähr überlassen werden müssen! Denn bloß unter dem Begriffe des Angenehmen die Beschäftigung mit den bessern Wissenschaften zusammen fassen, und nur dadurch, bey dieser Entgegenstellung des Angenehmen und Nützlichen, dennoch zu dieser Beschäftigung die Menschheit reitzen zu wollen, heißt diese verkennen, die, da in der Natur nichts Antithese ist, unmöglich eine, dieser Idee anpassende Grundlage erhalten haben kann, — wir mögen auch übrigens durch diese oder andre Ursachen aufs Antithetisiren in Gedanken und Styl und sonst gebracht worden seyn, oder nicht. —

Freylich mag es Menschen genug geben, die, vermöge deren, aus den obigen Bemerkungen sich ergebenden Folgen, so gebildet worden sind, daß sie, ohne die allergeringste Einsicht in die Natur und Bestimmung des Menschen, ohne geistige und sittliche Vollkommenheiten, und ohne übrigens zu der Klasse zu gehören, welcher eine weitre Einsicht nicht zuzukommen scheint, weil ihr Geschäfte sie, selbst zu denken, verhindert — dennoch bloß vermöge äusserer Umstände, in einer Reihe wirklich ganz behaglicher Empfindungen ihr Leben hinbringen; und was kann die Philosophie, wird man fragen, mehr verschaffen, als dieß? Aber, der Wandelbarkeit dieser Lage nicht zu gedenken, ist wohl eine, das angenehme Gefühl in glücklichen Umständen erhöhende und berichtigende, — und die traurigen Vorstellungen im Unglück wegnehmende oder doch erleichternde Wissenschaft, die der Menschheit nothwendigste aller Wissenschaften. Und wenn sie nun, indem sie diesen höchsten Grad menschlicher Glückseligkeit gewährt, nicht anders erworben werden kann, als durch die Beschäftigung des menschlichen Geistes mit seiner Natur und seiner Bestimmung; und wenn dieser Geist nun so geschaffen worden ist, (wie er es gewiß ist!) daß diese Unterhaltung ihm die vorzüglichst angenehmen Empfindungen gewährt: — wer sollte nun noch wohl läugnen können, daß Philosophie, richtig verstanden, nicht allein die nützlichste, sondern auch die anständigste aller menschlichen Wissenschaften ist? —

Zu diesen allgemeinen Bemerkungen hat uns sehr natürlich die reitzende Schrift Anlaß gegeben, deren Titel wir vorhin angezeigt haben. Ihre Verfasser scheinen uns sehr zweckmäßige Begriffe mit dem Worte Philosoph zu verbinden. Sie verstehen darunter, sagt der Herausgeber (S. 181) „einen Mann, der irgend eine zur „Philosophie gehörige, oder philosophisch behan„delte Wahrheit vorträgt, gleichviel welche? „oder in welcher Gestalt? Und unter der Welt „das ganze gemengte Publikum, wo der eine mehr „für diese, der andre für jene Gegenstände ist, „der eine mehr diesen, der andre mehr jenen Ton „liebt." — Noch mehr wird sich die Rechtfertigung unsers vorläufigen Urtheils in den Mitteln finden, wodurch sie die eben angeführte Absicht zu erreichen gesucht, und durch die Art, mit welcher sie die gewählten Materialien ausgeführt haben. — Wir wollen uns, mit unsern Lesern zusammen, eine kleine Untersuchung hierüber gestatten. Untersuchungen der Art, wenn gleich diese unsre es nicht seyn sollte, lehren vorzüglich die besondre Manier eines Schriftstellers, oder das Eigenthümliche eines Werks erkennen, und einen gewissen Theil von Lesern über die Werke des Witzes denken: eine Eigenschaft, ohne welche keine Bildung des wahren Geschmacks zu erwarten ist. —

Unter den vielen Wahrheiten, welche die Philosophie zur Aufklärung und Ausbildung des menschlichen Geschlechts darbeut, giebt es unstreitig einige, die, der ganz allgemeinen Anwendung

wegen, deren sie fähig sind, und da man sie als die Grundsteine der Vervollkommnung unsrer Natur gleichsam ansehen kann, vorzüglich allgemein anerkannt und angewandt seyn sollten. Aber, so viel auch in den neuern Zeiten über den Menschen geschrieben worden ist, so wenig sind dennoch in den Köpfen des großen Theils, — z. B. richtige Begriffe von dem empfindenden Theile unsers Selbsts. Und lange noch wird das Menschengeschlecht hierüber, dem Anscheine nach, im Widerspruch unter sich bleiben müssen, — so lange nämlich, bis seine Lehrer, Theologen, Philosophen und Dichter sich alle darüber vereinigen, einander hülfreiche Hand leisten, und ihre gegenseitigen Vorstellungen, eine durch die andre, gehörig modificiren und berichtigen. Indem wir, von der einen Seite, gelehrt werden, unsre Leidenschaften und Begierden, als ein von der Vorsicht in uns gelegtes Gut, das sich nicht in uns finden würde, wenn es nicht zum Besten und Frommen unsrer Natur angewandt werden könnte, anzusehen; — indem vor unsern Augen aus dem empfindenden Theile der menschlichen Natur, nur wenn er nicht gepflegt und gehörig zubereitet wird, alle die Laster aufschossen, die gewisse Leute für die natürlichen und einzigen und zu aller Zeit und unter allen Umständen erfolgenden Früchte derselben ausgeben; und eben dieser Boden, und nur dieser Boden allein, die herrlichsten hervorbringt, wenn er zweckmäßig bearbeitet wird; und es am Tage liegt, daß Geitz und Mien-

Menschenfeindschaft (denn das sind freylich auch Leidenschaften,) mit allem ihrem Gefolge, nur dann weniger anzutreffen seyn würden, wenn der empfindsamen Herzen mehrere wären; — indem endlich wir die bessern Schriftsteller unsers Volks, — z. B. einen Verfasser des Agathon, seinen jungen Freunden die Freundschaft einer Aspasia oder Ninon (2. 315) als einen Vortheil für ihren Kopf, Geschmack und Sitten, und selbst für die Pflichten ihrer Bestimmung, empfehlen; und einen andern patriotischen und philosophischen Denker jene Schöpenstühle der Liebe wieder erneuert zu werden wünschen, jene Sitten loben hören, wo jedes Frauenzimmer, seiner Ehren unbeschadet, seinen erklärten Anbeter haben durfte, (Mösers Phantasien, 2. 379) — so schilt man von der andern Seite alle unsre Leidenschaften überhaupt für unsre größten und gefährlichsten Feinde aus, ohne dieß auf ihren Misbrauch oder ihre Ausschweifungen einzuschränken; und, an statt sie zu bilden, oder zur Ausbildung zu gebrauchen, versucht man oft dieß von der Natur gemachte Werk mit menschlichen Händen — und Stöcken aus uns heraus zu schlagen. — Diese Meynungen, die sich freylich nur auf mißverstandene (wohlbehalten, mißverstandene!) Lehren gründen, vermöge welcher bald das, was dem Menschen als gut und zweckmäßig angeschaffen worden ist, als eine Folge eines verderbten Zustandes, und er selbst als ein Ungeheuer angesehen, — und mit diesen Vorstellungen von seinem Verderben im Munde, dann

wieder ein hoher Begriff von seinem Zwecke und seiner Würde, und seinem Urstof und seinem Platze in der Schöpfung, im Köpfe gehegt wird, — (weil wir doch alle dergleichen von uns im Herzen haben!) — Diese Meynungen müssen ganz natürlich in der Ausbildung des menschlichen Geschlechts, seiner Natur und seiner Bestimmung gemäß, die größten Hindernisse und Verwirrungen erzeugen. Da man nämlich dem menschlichen Geschlechte doch immer Empfindungen, so gerade zu, nicht nehmen kann, so versuchen die Anhänger dieser Meynung, ihm entweder nur Eine Leidenschaft zu lassen; sie verlangen, daß der Mensch, mit Augen auf allen Seiten, nur nach Einer Seite sehen solle, und geben dieser Leidenschaft dadurch dann so das Uebergewicht, daß sie aufs wohlfeilste Schwärmer (nicht Enthusiasten) bilden müssen; oder, wenn sie auch geradezu wider anderweitige Beschäftigungen des Herzens eifern: so stellen sie ihm doch diejenigen Gegenstände als niedrig und unter seiner Würde dar, die ihn ein feineres Vergnügen zu gewähren vermöchten, und wollen ihm solche unterschieben, für welche unsre Herzen nicht geschaffen sind zu ertönen. Sie verdammen, als jugendliche Thorheiten und Einbildungen, das, was eine Quelle angenehmer und zweckmäßiger Empfindungen werden könnte, und verwandeln das in Bedürfniß und Befriedigung thierischer Triebe, was Nahrung für unsern bessern Theil enthält. — Die Lektüre der Dichter, diese Lektüre, die eigentlich unsre Empfindungen aus-

auszubilden, ihnen eine gehörige Richtung zu geben vermöchte, — die unter allen Unterhaltungen des Herzens (und unterhalten will dieß Herz doch immer seyn!) noch immer eine der besten ist, und die sich dieses Herz am Ende, wenn es irgend die gehörige Empfänglichkeit dafür hat, doch nicht, wenigstens nicht in allen Situationen, nehmen läßt, diese Lektüre, die man aus den angeführten Ursachen eher empfehlen sollte, wird gleichgültig, verächtlich angesehn, und meistens als Zeitraubende, wo nicht als seelenverderbende Beschäftigung ausgeschrieen. Man vergißt, daß die, zwischen der menschlichen Natur und diesen Werken sich zeigende Uebereinstimmung, so viel zum Vortheil dieser beweist, und daß folglich die Anweisung, wie wir die Dichter lesen sollen, (Anweisung braucht jede Lektüre!) wohl verdiente von diesen Herren selbst, — und um desto eher gegeben zu werden, weil man dann diese Anweisung desto gewisser annehmen und befolgen würde, und weil, trotz alles Schmälens, doch diese Werke immer eine allgemeine Lektüre bleiben werden. Und so = = = die Folgen sind traurig genug, die hieraus entstehen. Wir lernen unsrer Empfindungen und Leidenschaften (aber nur vor ehrbaren Herren und Damen) uns schämen, — wir lernen heucheln, und uns verstellen. Wer nicht die Dichter öffentlich lesen darf, liest sie heimlich; und läßt dann um desto gewisser sich von ihnen hinreissen, und macht dann um desto gewisser Misbrauch von ihren Lehren. Zwang und Scheinheilig=

heiligkeit werden hierdurch befördert; höchstens tönen nur Lippen den Beyfall solcher Lehren, die, richtig verstanden, so viel Gutes fürs Herz haben könnten, weil dieß Herz itzt anders fühlt, als diese mißverstandene Lehren ihm vorpredigen. Wenigstens werden die Lehren des Einen durch die Lehren des Andern aufgehoben; das Menschengeschlecht steht zwischen seinen verschiedenen Lehrern inne, wird bald nach dieser, bald nach jener Seite hingerissen, ist weder das Eine noch das Andere, — und zieht am Ende keinen andern Vortheil von seinen Lehrern, als daß es in seinen natürlichen Vorstellungen durch sie irre gemacht wird, — und seine Aufklärung dem Gerathewohl — und es sich selbst überlassen bleibt. — Und noch lange wird es sich selbst im Grunde überlassen bleiben, — um so mehr, da bloße Untersuchungen dieser Materie, aus leicht zu fassenden, aber nicht rühmlichen Gründen, noch oft als schädliche und gefährliche Unternehmungen angesehn, und von vielen auch, als solche gefürchtet werden, — und da dort, wo Aufmunterung und Unterstützungen zu diesen Untersuchungen liegen sollten, in den Gesetzgebungen, keine zu finden, und vor der Hand keine Ursachen abzusehen sind, warum sie so bald hinein gelegt werden sollten. — Freylich fangen unsre Philanthropinen an, von menschlichen Leidenschaften Gebrauch zu machen, und mit ihren Schülern als mit Menschen umzugehn, die sie zu denkenden Menschen ausbilden wollen; aber dieß beweist nur die Vortreflichkeit dieser Einrichtun-

tungen, und wie sehr überhaupt in der Grundlage zur Vervollkommnung des Menschen an andern Orten gefehlt wird. — Aus diesen Betrachtungen, welche uns die Wichtigkeit dieser Materie abgelockt hat, wird man nun folgern können, wie groß das Verdienst des Schriftstellers ist, der zur Berichtigung des Nutzens und des Gebrauchs unserer Leidenschaften, einen so reizenden Beytrag liefert als der Philosoph für die Welt gleich in seinem ersten Stücke. Kein Stück konnte charakteristischer für diesen Philosophen seyn, als die Göttinnen. — Und ihr Verfasser hat die Sache Minervens und Cytherens in so helles Licht gesetzt; Jupiter hat sie so weislich, so menschenverständlich entschieden, daß hoffentlich keiner unsrer Leser das Stück, ohne dem Verfasser dafür zu danken, weggelegt hat. — Von der meisterhaften und neuen Ausführung der ganzen Idee reden wir in der Folge; wir wollen hier den Inhalt des fünften Stücks (Tobias Witt) mit dem Inhalt des erstern, einiger Aehnlichkeit wegen, zusammen nehmen. Diese Aehnlichkeit besteht nämlich in dem, was uns beide Stücke lehren, — daß das zu Viel und zu Wenig in jeder Art, es sey daß wir uns abstrakt oder konkret, als Menschen überhaupt, oder als Bewohner dieser Erde gedenken, uns bald ins Verderben, bald in Thorheiten stürzen: eine Lehre, die (ohne hier besonders der Anwendung gedenken zu wollen, die der Verfasser des Tobias Witt davon macht, und die mehr ihre Vortheile für die politische

politische als für die moralische Welt beweist) die, sagen wir, wenn je alle alte und neue Weisen Recht gehabt haben, die Tugend in die Mittelstraße zu setzen, wohl verdient, von allen Seiten betrachtet zu werden. — So leicht es dem gesunden Menschenverstande seyn muß, sie zu erkennen (wenn der Mensch sonst im Verhältniß mit ihr geschaffen ist, wie keiner daran zweifeln kann, der je irgend über des Menschen Bestimmung nachgedacht hat) so eine seltene Erscheinung ist doch in der moralischen Welt der Mann der sie immer, oder im größten Theil seines Lebens nur, ausübt, — der Weise! Und freylich muß der höchste Zweck des Lebens viel Zeit und Anstrengung kosten. Das Menschengeschlecht ist mit dem Triebe geschaffen, dieses Ziel zu erreichen; es muß damit geschaffen seyn; aber es darf nicht leicht es erreichen können, damit es strebend und thätig erhalten werde, d. i. damit es eigenes Verdienst erwerben, — und durch künftige Belohnungen noch glücklicher gemacht werden könne. — Und wenn es nun durch dieß Hinstreben, durch diese Thätigkeit vorzüglich hier angenehm beschäftigt, und vergnügt unterhalten wird, — und wenn, wahrscheinlicher Weise, in der Reihe der Wesen der Mensch hier nicht anders glücklich seyn konnte, als indem er arbeitete und thätig war: — so ist dann auch der Weg zu diesem Ziele, so steil oder so beschwerlich er auch seyn mag, mit Bluhmen genug bestreut, — und die Vorsicht über die Verkettung vom Zweck und Mittel, auch schon in unsern

fern schwachen Augen gerechtfertigt. Aber immer würden noch mehrere dieß Ziel erfliegen, wenn nicht den mehresten schon in der Jugend die Flügel dazu zu sehr beschnitten, — und wenn nicht der andre Theil, der durchs Ungefähr nur seine Flügel behalten hat, es überfliegen müßte, weil eben diesem Ungefähr dann auch die Richtung dieses Fluges überlassen bleibt. — Und ist es nun uns noch zu verdenken, daß wir vorhin uns so lange bey dem Nutzen und Gebrauch und Ausbildung der Mittel zur Erreichung dieses Ziels aufgehalten haben? Was sind unsre Leidenschaften anders, als die Federn zu diesem Fluge? — Was ist es, das uns thätig und strebend macht, was kann anders uns in Bewegung setzen, als sie? Ohne sie bleibt uns allen das Ziel des Lebens unerreichbar. — Es versteht sich wohl von selbst, daß wir hier nicht buchstäblich (so wie vorher nicht!) unter Leidenschaften bloß Cytherens Triebe, Ausschließungsweise, meynen; wir haben immer von dem ganzen empfindenden Theile der menschlichen Natur gesprochen; und nun, bey Gelegenheit eben des Philosophen, der ihn vorhin in Schutz genommen hat, auf eine besondre Anwendung davon aufmerksam machen wollen. Wir überlassen das Fernere unsern Lesern; und fügen nur noch hinzu, daß, wenn bey der anerkannten Wichtigkeit dieser Lehre schon viel darüber — hingesudelt worden, und sie dadurch in die Gefahr gekommen seyn muß, manchen Lesern ekelhaft zu werden, — dieß neue Gründe sind, warum diese

sehr

sehr interessante Auffrischung derselben doppelten Dank verdient.

Hoffentlich werden unsre Leser nicht die genauere Anzeige des Inhalts dieses Stücks, — und des ganzen Buchs — bedürfen. Wir wollen fortfahren, ihnen das mitzutheilen, zu was für Gedanken dieß oder jenes Stück Gelegenheit gegeben hat, — um sie selbst zum Denken über den Philosophen für die Welt zu reizen. Wenn es ein Verdienst ist, seinen Lesern Geschäfte solcher Art zu geben: so hat dieser Philosoph gewiß sehr viel! — Und die Verfasser desselben haben dieß Geschäfte obendrein dadurch sehr zu erleichtern gewußt, daß sie ihre Leser fester an sich fesseln, als je ein moralischer Schriftsteller. — Außer dem Vergnügen der Abwechselung, das die Verschiedenheit der Ausführung der gewählten Materien gewährt, athmet fast jedes Sück sein eigenes Leben. Es erregt, indem es uns Unterricht giebt, oder vielmehr durch diesen Unterricht selbst, unsre Leidenschaften in einem gewissen Grade. — Es ist das Eigenthümliche Sokratischer Schriftsteller, den Kopf und das Herz ihrer Leser zugleich anzugreifen, und in Bewegung zu setzen, es sey nun, daß wir nur sie selbst und allein, strebend, und ihr Werk werdend sehen; oder daß sie durch andre vor unsern Augen in Thätigkeit gesetzt werden, und diese wieder darein setzen. — Daß der Philosoph für die Welt zu diesen Schriftstellern gehöre, ist aus den Stücken seines Werkes, worinn

er

er es seyn konnte, erweislich genug. Wir wollen dazu die Höle auf Antiparos nehmen. Dieß Stück ist halb Gespräch, halb Erzählung, wie z. B. verschiedene moralische Erzählungen des Marmontel. Das sieht Jeder, — aber daß sie interessanter ist, als irgend ein Werk dieser Art, das muß auch Jeder fühlen. Denn äußere Aehnlichkeit macht noch nicht zwey Werke einander ganz gleich. — Aesopische Fabel nämlich so wohl, als gewöhnliche moralische Erzählung haben die Absicht, eine allgemeine Wahrheit zu lehren; ihre Verfasser wollen bloß den Leser unterrichten; bloß den gesuchten Satz anschaulich machen. Die darinn auftretenden Personen haben an diesem Zweck keinen Theil; sie erscheinen bloß als Maschinen in der Hand des Dichters; arbeiten blindlings das ihnen vom Dichter aufgelegte Tagewerk ab. — Dadurch geht nun unsre Theilnehmung für sie verloren; wir haben es nicht mit ihnen, sondern mit dem Dichter; nicht mit dem Werkzeuge, sondern mit dem, der das Werkzeug braucht, zu thun: — mit einem Worte, diese Werke können immer nur ein einfaches Interesse erzengen. So ist, z. B. die Erzählung beym Marmontel, die den Titel führt: Tout ou Rien sichtlich vom Dichter darauf angelegt, uns zu lehren, daß wer Alles haben will, am Ende Nichts behält. Alles zweckt dahin; auch geht die darinn vorzüglich gebrauchte Person darauf aus, Alles zu erhalten; aber das, was nun daraus folgt, das, warum der Dichter

die Erzählung eigentlich angelegt hat, — mit einem Wort, der Zweck ist dem Floricourt ganz unbekannt. Er denkt sich bey dem, was er thut, nichts, das einen Andern angehn könnte. Die Absicht, die wirkende Ursach des so erfolgenden Vorfalls, liegt lediglich im Kopfe des Dichters. Floricourt ist nichts als Mittel: — er ist Maschine in dem vor uns liegenden Ganzen. Es kommt nicht aus seiner Kraft, daß die Sache vielmehr so, als anders läuft; er kann zwar dazu als ein sehr vortrefliches Mittel gewählt seyn; aber freylich dachte er, indem er den Vogel seiner Geliebten erdrücken wollte, nicht daran, uns zu belehren, daß wer Alles haben will, nichts erhält. — Ganz anders aber wäre der Fall gewesen, wenn er selbst irgend einem Freunde oder Bekannten diese Lehre hätte geben, wenn er ihn von dieser Wahrheit überzeugen wollen, und vor unsern Augen überzeugt hätte. Daß er uns die Erfahrung gleichsam vormacht, beweist noch nichts für ihn. — In jenem Fall nämlich hätten wir, einen von beiden, mit Plan und Absicht handeln, wir hätten ein thätiges, freywirkendes Wesen gesehn. Eine Drahtpuppe und ein Garrik können unmöglich gleichen Eindruck machen. Dieß sey gesagt, ohne die marmontelschen Erzählungen verachten zu wollen. Wir werden noch öfter von ihnen reden müssen. Wir erklären also zum voraus, daß wir sie immer für sehr unterhaltende, angenehm geschriebene Werke halten, — wenn wir sie gleich, als moralische Erzählungen

betrach-

betrachtet, weder für höchst zweckmäßig angelegt, — noch, so wie sie angelegt sind, für ganz zweckmäßig ausgeführt halten können. —

Bey dieser Gattung von Erzählungen und der Aesopischen Fabel gewinnt der Dichter das, daß er uns nicht über das künftige Geschick der in ihnen auftretenden Personen beruhigen darf. Wir müssen natürlich bey ihrer Zukunft ganz gleichgültig bleiben. Was kann es uns kümmern, was aus dem Stiere wird, der, beym Lessing (2ter Band, 5te F.) die Thürpfoste zersplittert? Mit der Antwort des Hirten, auf den naseweisen, ächtkälbernen Einfall des Kalbes, und der Anwendung des Dichters davon, haben wir weg, was wir haben sollen. Und wenn wir beym Marmontel durch Cecilens Abdankung des Floricourt, ungefähr die im Stück vermeintlich liegende Lehre wissen, — was fragen wir weiter nach Floricourts Geschick? —

So aber verhält es sich nicht mit der Höle auf Antiparos. Hier geht nämlich alles so zu, wie wir vorhin gezeigt haben, daß es in der marmontelschen Erzählung zugehen müsse, wenn wir vorzüglich Theilnehmung auch für die, darinn auftretenden Personen, und das Stück gleichsam ein zweyfaches Interesse haben sollte. — Ausser dem Zweck, den der Dichter bey der Höle auf Antiparos hat, findet sich noch ein anderer, ihr selbst zukommender Zweck darinn. Hr. von Millwitz ist es nämlich, der den Baron aus der Gefahr

retten will, in die er auf dem Punkte steht, sich zu stürzen; — und dieses Vorfalls bedient sich der Dichter gleichsam nur, um auch uns, diese Gefahr kennen zu lernen. — Hierdurch verbindet nun das Stück, mit der Handlung der moralischen Erzählung, zugleich die Eigenschaften des eigentlichen Drama. Es ist einmal eine Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen, ein Ganzes, deßen Theile alle zu einem Zweck zusammen stimmen; und dessen Veränderung alle auf unsern endlichen Unterricht zwecken. — Wir sehen aber auch diese Veränderungen durch die Thätigkeit eines Wesens werden, das mit Absicht wirkt. Es sind freywirkende Geschöpfe, die vor uns auftreten; sie sind da gleichsam ohne sich um uns zu bekümmern; anstatt, daß wir dort nur Sklaven, nur Maschinen sahen. — Und diese Freyheit oder vielmehr der eigentliche Gebrauch derselben, erzeugt dann auch die, dort fehlende Theilnehmung.

Dieß ist überhaupt das Skelet der Höle auf Antiparos! Die Ausführung, oder eigentlich die Bekleidung, ist eben so interessant, als die Anlage selbst; eben so meisterhaft! — Der Raum gestattet es uns nicht, alle die Züge herauszuheben, wodurch der Charakter des Hrn. von Millwitz sowohl als des Barons so anschaulich, so individuel gemacht worden ist. Wir werden Gelegenheit haben in der Folge zu bemerken, wie passend für das Stück überhaupt der Dichter

den

den letzten Charakter geschaffen hat, und welchen Vortheil ihm der erste gewährte. Hier sey es uns genug, noch unsre Leser zu erinnern, daß die Erzeugung der Idee von Gefahr, durch die Beschreibung der fürchterlichen Höle, — die Ungewißheit, in welcher wir, der Einleitung ungeachtet, noch immer über den Zweck dieser Erzählung bleiben, — die edle Anwendung, die Hr. v. Millwitz davon macht, — und die daraus sich für uns ergebende Beruhigung und Genugthuung, — daß alle diese Dinge ihnen das Vergnügen der Lektüre dieses Stücks sehr erhöht haben müssen. Das letztere besonders, die Beruhigung unsrer Theilnehmung an dem Geschick der handelnden Personen haben wir in solchen Erzählungen eben so gut zu fordern, als im Drama; an statt, daß wir sie, wie gedacht, bey den gewöhnlichen moralischen Erzählungen oder Fabeln dem Dichter schenken. In der Höle auf Antiparos entscheidet der Unterricht, oder eigentlicher, die so interessante und angemessene Art, mit welcher ihn Millwitz dem Baron giebt, auch das Geschick des Letztern; beide, durch das Stück laufende Fäden, von moralischer Erzählung und Drama, werden hier in einen Knoten zusammen geschürzt; der Ausgang der Handlung, mit dem Unterricht, eins. Der Baron verspricht „sich nicht mehr mit Büchern „zu bemengen, die Gott und Vorsehung vom „Throne stürzen; immer, statt sich in jene trübe „Dunkelheiten zu vertiefen, an dem hellen Tages„licht des allgemeinen Menschenverstandes, und

„auf dem festen sichern Boden der Empfindung
„und des Gewissens zu bleiben, an statt an einem
„morschen Seil über Abgründen hinzuhängen,“
— verspricht dieß, und scheint so überzeugt von
der bisherigen traurigen Verfassung seines Geistes,
daß der Dichter nichts mehr zu thun nöthig
hatte, um ihn vor uns in Sicherheit zu bringen,
und uns das Beste für ihn durch die Lektüre des
zugeschickten Reimarus hoffen zu lassen, — mit
einem Worte, um uns zu beruhigen. — Wir
endigen das Stück mit der Bewunderung der
Kunst des Dichters, — mit der Hochschätzung
des edlen und geistreichen Millwitz, — und, wenn
nicht mit Liebe, doch mit Mitleid und Hoffnung
für den Baron. — „Und zu welcher Gattung
von Werken gehört denn nun dieß Stück?“ —
Aber warum die Frage? Genug, daß es höchst
interessant, und ein, unter sich, vortreflich verbundenes
und geordnetes Ganzes ist. — Doch
um gewisser Leute willen, die so gerne klassificiren,
wollen wir hier sagen, daß wir nur alle die Werke
in eine Klasse zusammen setzen, die, bey einem allgemeinen
ähnlichen Zweck, zwar nicht durch einerley,
aber doch durch, diesem Zweck gleich gut
angemessene Mittel ihn erreichen. Und so scheint
uns die Höle auf Antiparos ein, ihrem Geiste und
Eindruck nach zunächst mit den besten Dialogen
des Plato zu vergleichendes, — ein, in seiner
Art, gerade so vortrefliches Stück. (Ein Kunstrichter
in unsrer Bibliothek (XVI. 225) hat von
jenen Dialogen bereits bemerkt, daß sie das dra-

ma-

matische Interesse mit dem philosophischen verbinden.) Was dort Beschämung, Demüthigung der Sophisten ist, ist hier Aufklärung des Barons; dort wird eine Wahrheit für den Geist, hier eine Lehre für den sittlichen Charakter berichtigt. Freylich findet sich hier mehr Erzählung als dort; aber der größte Theil dieser Erzählung ist ein eben so vortreflich Mittel zur Ueberzeugung des Barons, als dort die Fragen des Sokrates. — Auch vermißt man hier das, wodurch Quintilian die Werke eines Plato, sehr gut charakterisirt hat, wenn er überhaupt von Dialogen sagt: illi homines docti, et inter doctos verum quaerentes, *minutius et scrupulosius scrutantur omnia*, et ad liquidum, confessumque perducunt. (Instit. L. V. c. 14. 28) In der Höle auf Antiparos wird bloß gesagt, wird schon als erwiesen angenommen, nicht erst erwiesen, daß das systeme de la Nature ein gefährliches Buch sey. Es wird nicht untersucht, warum und wodurch es gefährlich sey. Aber die Idee, lieber so, als anders zu verfahren, war unverbesserlich, und gerade die schicklichste. Der Baron ist nämlich ein Mann, wie unsre Weltleute alle, oder doch größtentheils sind, ein Mann mit schwachem Kopfe, und allen den verderbten Neigungen, die sich dazu schicken. Er ist ganz vortreflich, als ein solcher, bey der Erzählung der Herunterfahrt in die Höle, charakterisirt, ihn schwindelt öfter als einmal, — und dann fragt er doch, wie Millwitz in der Höle ist: was gab

es denn mitzunehmen? Als ob man sich keiner Gefahr, ohne auf Gewinnst der Art zu rechnen, aussetzen könnte. — Auch hat der Dichter gelegentlich alle die Ursachen angegeben, (S. 52) warum ihn und seines Gleichen der Kopf gewöhnlich, — so leicht schwindelt. — Und solch ein Mann mußte es seyn, der von dem Systeme de la Nature zurück gebracht ward. Denn gefährlich ist dieß Buch wirklich nur Lesern solcher Art; und wird auch leider! von den mehresten dieser Leser gepriesen und bewundert, und als eins der vortreflichsten, lehrreichsten Bücher, aus allerhand Gründen, angesehn. Auch giebt es, unter den vermeinten bessern Menschen eine große Anzahl solcher, dem Baron B. ganz ähnlichen Geschöpfe. Wie gut also, wie Anwendungs fähig auf unsre Zeiten und den Zustand unsrer Litteratur der Inhalt des Stücks gewählt worden; wie zweckmäßig es in einem Philosophen für die Welt sich findet, das ergiebt sich hieraus. — Aber mit den gedachten Leuten läßt es sich nicht untersuchen; es findet kein philosophischer Dialog statt, um sie zu überzeugen, daß sie auf unrechten Wegen sind. Sie haben nicht solche Bildung erhalten, leben nicht so, daß sie denken können; daher ist ihrem Kopfe eine Reihe an einanderhängender, in einander gegründeter Ideen unfaßlich. Aber eben dadurch, wodurch ihr Kopf unfähig wird, zu denken, durch die fortdauernde, ununterbrochene Beschäftigung mit ihren Empfindungen, so verderbt diese auch größten Theils seyn mögen: —

eben dadurch bleiben sie der Eindrücke aufs Herz fähig, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, solche Leute ihre Meynungen und Vorstellungen schnell und vor unsern Augen ändern zu sehen, — wenn nämlich nur die dazu angewandten Mittel ihnen angemessen sind. — Der Charakter des Barons also ist gleich zweckmäßig gewählt, und gleich richtig behandelt; so wie Millwitzens Charakter im genauesten Verhältniß mit dem Stücke, und sein Betragen mit dem Charakter des Barons steht. —

Wir sagen, der Charakter des Hr. v. Millwitz steht im genauesten Verhältnisse mit dem Stück. Dieß braucht eine kleine Erklärung. Wenn es nämlich hier nicht möglich war, die Schädlichkeit des Systeme de la Nature zu erweisen: so mußte gerade ein solcher edler, liebenswürdiger Mann es ins Feuer werfen. Man setze, — z. B. einen Pedanten, einen Schulfuchs, einen Murrkopf, die alle übrigens auch richtig den Sophisten Mirabeau oder Helvetius zu beurtheilen im Stande seyn könnten, an die Stelle des Hrn. von M. und sehe, ob die Handlung nicht beleidigend scheinen, ob sie uns nicht so wohl empören wird, als sie den Baron, aller Wahrscheinlichkeit nach, empören müßte? — Und so gienge nun auch für die Leser, die dem Baron ähnlich sind, oder sonst dieser Warnung, dieser Lehre bedürfen, der ganze Nutzen des Stücks verloren; der Dichter hätte seinen Zweck nicht mit ihm erreicht.

reicht. — Nun ist es bekannt und sehr wahr, daß die That eines edlen rechtschaffenen Mannes mehr und besser lehret, als gerades Wegs gesagte Moral. Und wenn nun in Werken dieser Art, wie die Höle auf Antiparos, dem Dichter solche Charaktere, wie wir gleich gesehen haben, fast nothwendig sind, so sieht man, einmal, dadurch den Werth dieser Art von Erzählung; und der Dichter kann ferner durch sie die Leser äußerst reitzend unterhalten, wenn er von dem Kontrast, der daraus entsteht, da in solchen Werken in gewisser Art entgegengesetzte Charaktere eben so nothwendig sind, glücklich Gebrauch zu machen weiß. —

Noch auf andre Art gewähren diese Erzählungen eine vorzüglich angenehme Unterhaltung. Die nähere Anwendung davon, die Benützung des Unterrichts, der darinn liegt, muß uns selbst überlassen bleiben; der Dichter lehrt uns, ohne daß es das Ansehn hat, als wollte er uns lehren; unsre Eigenliebe erhält eine Schmeicheley und unsre denkende Kraft eine Beschäftigung mehr; — Ferner, klebt den gewöhnlichen moralischen Erzählung ein andrer Nachtheil an. Um ihnen nämlich, wie man glaubt, desto mehr Reitz zu verschaffen; um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, unterbricht man den Gang der Erzählung mit Bemerkungen über Sitten und Menschen, streut seine Satyren und Anspielungen ein, oder sucht die Charaktere durch kleine beyläufige Züge ans Licht zu treiben, ihnen Leben und Wahrheit

heit zu geben. Und im Grunde sind dieß oft und größten Theils Bluhmen und Zierrathe, die solch einem Werke nichts weniger, als größern Werth verschaffen. Es mag seyn, daß sie uns auf dem Wege zum Ziel angenehm unterhalten; aber hierdurch wäre der Dichter noch nicht mehr, als augenblicklicher Zeitvertreiber, wenn auch diese Ausschweifungen nicht so gar seinem Werke noch nachtheilig werden könnten. So bald wir nämlich, unter lauter Ausschweifungen, in reizenden Irrgarten zum Ziele wandeln; werden wir am Ende nicht zu sehr mit den Mitteln beschäftigt werden müssen, um an das Wesentlichste, an das, warum der Dichter alles angelegt hat, an den Zweck noch denken zu können? Zumal, wenn dieser nichts, als eine dürre Lehre ist, und jenes natürlich blümichte Gefilde waren? — Aber wir mögen diesen nicht aus den Augen verlieren, wir mögen es wissen, wann, und daß wir da sind, — den größten Werth erhält ein Produkt nur, durch den, seiner Gattung nach, ihm möglichen Nutzen; und es sey, daß ein Leser das Werk eines Dichters, als Mensch oder als Künstler auf diese Art nun nützen wolle, so kann er es nicht anders, als wenn er vom Ziel den gemachten Weg zurückgeht, und Mittel und Zweck mit einander vergleicht. Was ihm diese Arbeit erleichtert; was ihn dabey beschäftigt, ohne ihn zu ermüden oder zu verwirren steht an seiner Stelle; es hat natürlich zu Erreichung des Zwecks mit gedient; aber wenn nun die hineingestreuten Bluhmen das sind,

was sie seyn sollen, reizend; kann der Leser nicht oft durch sie auf seiner Rückerinnerung irre gemacht, von dem Wege, den der Dichter zum Ziel genommen hat, abgebracht werden? Kann er nicht, unter ihnen, sich verlieren? — Man sieht, daß in diesen beyden Fällen, die vermeinten Zierrathe schädlich sind. — Gesetzt aber, sie wären es nicht, so sind sie doch immer überflüßig. Und wir wünschten, daß man es nie vergäße, daß nichts eigentlich Schönheit oder Verdienst in dichterischen Produkten ist, als was man von ihnen fodern kann, und nach ihrer Art, von ihnen fodern muß. — Was in dem vor uns liegenden Falle, nicht etwas dazu beygetragen hat, die endliche Wahrheit oder Lehre anschaulicher, faßlicher zu machen, geht, bey der Rückerinnerung des Lesers natürlich verloren, der Dichter hat es umsonst gedichtet. — Und dieß ist denn auch, was wir eigentlich unter Zierrath verstanden haben. So nothwendig es z. B. ist, daß der Dichter seine Personen zu individualisiren wisse; so unentbehrlich er dazu die gedachten kleinen Züge gebraucht; so interessant dadurch die Lektüre eines solchen Werks wird: — wer sieht nicht, daß man nur alsdann mit Personen genauer bekannt gemacht zu werden, fordern kann, und fordert, wenn man Theilnehmung für diese Personen selbst empfindet, wenn man irgend ein Interesse hat, sie kennen zu lernen? Dir völlige Ründung eines Charakters fodern wir nur, um uns dadurch von ihrem Daseyn, ihrem Leben gleichsam, desto täu-

schender

schender zu überzeugen; und wo können wir sie wünschen, oder eigentlich, wo können wir sie vermissen, als da, wo durch ihre Abwesenheit die Ueberzeugung leidet, daß diese Personen wirklich da sind, das heißt, daß sie vor uns handeln, — thätig, wirksam, in Bewegung sind? — Nun haben wir aber in den gewöhnlichen moralischen Erzählungen mit den Personen, wie genug erwiesen ist, nur als mit Maschinen des Dichters zu thun; wir können nicht daran denken, in ihnen freywirkende Wesen sehen zu wollen. Wenn sie nur brauchbare Maschinen sind, das ist, wenn es sich nur aus ihrem Charakter überhaupt ergiebt, warum der Dichter lieber durch solche, als durch andere Personen sein Werk treiben läßt: so sind wir befriedigt. Und was uns der Dichter mehr giebt, kann uns leicht an sie mehr, als an ihn fesseln; und wir müssen sie doch bey ihm immer gleichsam nur mit einem Auge ansehn, mit dem andern immer auf seinen Zweck geheftet bleiben; mit einem Worte, wir sind hier zu sehr zwischen ihm, und ihnen getheilt, und sein Theil ist noch dazu der so sehr viel größere, daß wir die Personen, um uns so auszudrücken, so ganz zu genießen wünschen; — oder, wenn wir es wünschten, und der Wunsch gewährt wird, daß wir nicht zu leicht das vernachläßigen könnten, wodurch wir nur den Genuß dieser Personen erhalten haben. — Das hieße denn über der Wohlthat den Wohlthäter vergessen! —

Aber,

Aber, so überflüßig diese kleinen Züge, oft in gewöhnlichen moralischen Erzählungen seyn müssen: so ungern würden wir sie doch da vermissen, wo sie hingehören, weil durch sie vorzüglich Leben, Reitz und Wahrheit über ein Werk verbreitet wird. Nun müssen wir bey dramatischen Werken die Personen von allen Seiten zu kennen wünschen. Sie handeln hier selbst; und durch die gänzliche Ründung ihres Charakters wird uns allein die Fähigkeit, daß sie wirklich handeln können, begreiflich gemacht, weil wir nur durch diese Ründung von ihrem wirklichen Daseyn überzeugt werden. Auch will der Dichter, daß wir sie handeln sehen sollen. Je individueller also er sie zu machen, je mehr er von den kleinen Zügen anzubringen weiß, vermöge welcher seine Personen ans Licht getrieben werden, je mehr wir, um mit Diderot zu reden, die Narbe an der Stirne, die Warze am Schlafe, die unmerkliche Nath an der Unterlippe sehen, desto mehr ist das Ideal Portrait, und desto mehr sind unsre Wünsche befriedigt, desto mehr thut der Dichter, was er thun soll. Auch wird hierdurch, wenn der Dichter sonst seine Kunst versteht, der Lauf des Werks nicht aufgehalten. Er wird nämlich dann, seine Personen in solche Situationen zu setzen wissen, daß ihr Charakter durch ihre Handlungen, ihre Reden, sich von selbst entwickelt, ohne daß er etwas von seinem Eigenen, durch Beschreibung hinzuthun dürfe. — Man sieht wohl, daß auch im unvermischten Drama diese Zuthat statt finden könne, wenn der Dichter Beschrei-

schreibungen des Charakters einer Person, einer andern in Mund legt, daß dieß selbst Handlung ist, oder zur Fortrückung der Handlung etwas beyträgt. — Allein wir reden hier nur von dramatisch philosophischer Erzählung; und wenn hier gleich eine allgemeine Anzeige der Personen und ihrer Lage nothwendig wird: so verlangen wir doch, wie gedacht, vom Dichter, und mit Recht, seine Personen durch sich selbst kennen zu lernen. — Und so sieht man denn sehr leicht, daß das, was bey gewöhnlicher moralischer Erzählung erborgter Zierrath ist, zum Theil in die Werke hingehört, die so angelegt sind, wie die Höle auf Antiparos. Sie müssen folglich, mit jenen gleich gut, gleich zweckmäßig ausgeführt, die reizendere Lektüre gewähren. —

Und daß man ja nicht glaube, diese Gattung von Werken sey dadurch weniger reizend, weil wir in ihnen nur die Personen thätig sehen können, und also jene zuerst gedachte Bemerkungen über Sitten und Menschen, jene feine Satyren und Anspielungen, darüber verlieren müssen, die in der moralischen Erzählung der Dichter einzustreuen vermag, weil er dazu freye Hand hat. Es ist wahr, in der höhern Gattung von Erzählung ist dem Dichter die Gelegenheit beynahe genommen, z. B. ein Marmontelsches: la louange la plus flatteuse pour une jolie femme, c' est le mal qu'on lui dit de ses rivales (*Les quatre Flacons*) ein, la prosperité qui endur-

cit

rit les ames foibles, amollit les coeurs altiers, & rien n'est plus doux qu'un héros après le gain d'une bataille (*Lausus & Lydie*) anzubringen; aber so wahr, so richtig diese Bemerkungen seyn können, so kurz, so vorübergehend ist doch die Beschäftigung, die sie unsern Empfindungen, in Vergleichung mit einer fortlaufenden Handlung zu geben vermögen. In Werken, die in sich etwas vom eigentlichen Drama enthalten, liegen sicherlich kräftigere Mittel, die Leser angenehm zu unterhalten. —

Doch genug, und nur zu viel über diese ganze Materie! Aber der Philosoph für die Welt hat uns zu angenehm unterhalten, als daß wir nicht die Mittel, wodurch er es bewirkt hat, zum beliebigen Gebrauch aller, die ihren Geschmack, oder sich selbst zu Dichtern zu bilden wünschen, hätten aufsuchen und entwickeln sollen. Wir glauben uns nicht dadurch, wenigstens nicht von Ihm den Vorwurf zuzuziehen, daß wir sein Geheimniß verrathen hätten. Zwar haben wir schon mehr als einen Dichter über das liebe Wort entwickeln zürnen sehen; — vielleicht aus keiner andern Ursach, als weil sie glaubten, daß dadurch die Bewunderung ihrer Kunst geringer; oder die ganze Kunst wohl gar allgemeiner werden könnte; aber wir trauen unserm Philosophen nicht zu, daß er nicht selbst seinem Vaterlande viele Nachfolger wünschen sollte. Wir sagen Nachfolger, — nicht Nachahmer! Wir wollen den Vorwand, unter welchem

chen allein die eben gedachten Herren über das Wort Entwickelung ihre Nasen zu rümpfen vorgeben, weil nämlich dadurch doch kein Genie erzeugt wird, gern als eine Wahrheit gelten lassen. Einige Vortheile scheint aber doch dieß Genie davon ziehen zu können, wenn man es auf die Eigenschaften der Werke, die allgemein gefallen haben, aufmerksam macht. —

Was übrigens von der Höle auf Antiparos gilt, gilt in gewisser Art auch von den Göttinnen, von Tobias Witt, von der Unterredung über die Bestimmung zum Tode (so viel wir nämlich von dem letzten Stücke sehen.) In allen freywirkende, nach eigenen Zwecken, mit eigenthümlichen Absichten handelnde, thätige Wesen! Der Dichter erzählt, was er gehört, gesehen; er macht nichts; er hat keinen Zweck, als uns das Geschehene zu berichten. Wir überlassen die genauere Prüfung dem Leser selbst; und wenn im Tobias Witt ihm kein besonderes dramatisches Interesse zu liegen scheinen sollte: so bedenke er, daß das, was Tobias Witt lehrt, der Anwendung auf mehr als einen Fall bedarf, um seine ganze Wichtigkeit ins Licht zu setzen, und daß also keine fortlaufende einzige und unter einander verbundene Handlung darinn statt finden konnte. Aber der Mann selbst wirkt als ein ganz freyes Wesen; wir sehen ihn nirgends, als eine vom Dichter angesetzte Maschine. Seine eigenthümliche Denkart lehrt uns das, was uns

der Dichter lehren will. Das Stück braucht nicht der Anwendung des Dichters, nicht einer Ueberschrift zur Berichtigung seines Innhalts. Tobias Witt selbst weiß es, daß auf der Mittelstraße es sich immer, auch in der politischen Welt, am sichersten geht; aber Alcidonis, der uns lehren muß, daß aus der blauen Flasche die glücklichste Art von Liebe getrunken wird, hat nicht die Absicht es zu lehren; er weiß nicht ehe, daß es sich so verhält, als bis wir es mit ihm wissen, wir es auf seine Kosten lernen. — Und so wie Tobias Witt seinen eigenen, und der Dichter keinen andern Zweck hat, als Herr Tobias Witt, so ist denn auch in den Göttinnen der Zweck sowohl der Venus als Minerva ‥ Doch, wie gedacht, unsre Leser mögen selbst untersuchen! —

Noch bleibt uns über den Ausgang verschiedener Stücke in dieser Sammlung eine Bemerkung übrig. Es ist, aus vielen Ursachen, ganz natürlich, daß jeder Dichter das Andenken seines Werkes im Leser als einen Stachel zurück zu lassen wünscht und daß die mehresten also im Augenblick, worinne sie den Leser entlassen, die Vorstellung, daß er sich mit ihnen unterhalten hat, aufs lebendigste zu machen suchen. Aber seltsam ist es, daß dann fast alle, an statt sich an das Herz des Lesers zu wenden, ihr Heil mit seinem Kopfe versuchen. Eine allgemeine moralische Lehre, ein witziger Einfall, eine epigrammatische Spitze sind die gewöhnlichen

Ausgänge. Und daß das beschäftigte Herz län
ger forttönen muß, als der beschäftigte Kopf, das
scheint doch ausser allem Zweifel. Der Dichter
hat es ja überhaupt vorzüglich mit dem Herzen der
Leser zu thun; und der letzte Eindruck seines Werks,
die allgemeine Vorstellung davon, die er da-
durch in uns zurück läßt, sollte billig dieser Idee
entsprechen; — um so mehr, da durch das Ge-
gentheil das, was er vorher so mühsam zu erzeu-
gen gesucht hat, die Empfindung, zerstört werden
kann. — Die Verfasser des Philosophen für die
Welt haben ihre Dichtungen mit Zügen geschlossen,
vermöge welcher wir vorher schon liebenswürdige
Menschen nur mehr lieben müssen, — mit Zügen,
die uns mit den angenehmsten Empfindungen er-
füllen, und unser vorher erwecktes Gefühl um vie-
les erhöhen. Im T. Witt sehen wir z. B. von
Anfang an, schon einen klugen und guten Mann;
aber die edle Anwendung, die er vom zweyten Theil
seines letzten Histörchens macht „wenn man ei-
„nem Freund aus der Noth hilft, muß man
„sprechen, wie H. Grell" und die das, was
er für Hrn. Wills thut, als einen Zug eines ed-
len Herzens charakterisirt, macht uns den Mann
von ganzer Seele lieben und hochschätzen. — Die
Vorsorge, die Millwitz für die Zukunft des Ba-
rons trägt, indem er ihm den Reimarus schickt,
vollendet diesen liebenswürdigen Charakter auf eine
höchst interessante Art. —

Das 6. 7. und 8te Stück des Philosophen für
die Welt enthält Bemerkungen über das Werk des

Hrn. Dutens (Untersuchungen über den Ursprung der Entdeckungen.) Die Materie ist zu wenig verwandten Inhalts mit unsrer Bibliothek, als daß wir uns lange dabey aufhalten dürften. Aber eine Frage wird uns der Verf. dieser Aufsätze gestatten; — nicht, daß wir dadurch das Werk des Hrn. Dutens in Schutz nehmen, oder nicht der Meynung unsers Verf. beystimmen sollten, daß ein Werk, worinn „den Systemen der Neuern „bis zu den ersten unvollkommenen, zerstreueten „Ideen, woraus sie geworden sind, nachgespürt „wäre; worinn wir von den vollen und tiefen „Strömen, die sich iezt mit so vieler Pracht in „das allgemeine Meer der Erkänntniß ergießen, bis „zu den ersten unansehnlichen Quellen hinaufgeleitet, und uns während des Ganges gezeigt würde, wie sie durch allmählige Aufnahme einzeler „Zuflüsse bis zu ihrer jetzigen Fülle und Herrlichkeit angewachsen sind; — kurz daß ein Werk, „worinn nicht so wohl die Philosophen als die „Ideen der Philosophen verglichen, und das allmählige Wachsthum der menschlichen Erkenntniß „ — entwickelt würde," — daß solch ein Werk nicht eines Dutens werther, und nicht unendlich viel vortreflicher seyn sollte, als sein gegenwärtiges. — Aber, wenn die Rede bloß von dem Verdienst der ältern Philosophie um die neue ist; wenn Hr. Dutens bezüchtigt wird (S 80 f.) einzele Sätze der Alten ihnen zu hoch anzurechnen: — sollte unser Verf. nicht selbst, wenn er nur nicht die Untersuchung der Systeme der Neuern von ihrem ersten

H. an=

H. anfängt, und sich so durch sie leiten läßt, wie ihre Urheber es wollen, --- sollte er nicht besonders in der eigentlichen Philosophie allenthalben — wir sagen nicht Bruchstücke aus der alten Philosophie (denn das wäre nichts mehr, als was er eingesteht) sondern finden, daß eben dieser Bruchstücke wegen die Ideen manches Philosophen lieber diesen als einen andern Gang genommen? daß sie mehr Pfeiler als Bruchstücke sind, und die von einem zum andern aufgeführte Mauer oft allein nur stehend erhalten? — Sie ragen oft so merklich hervor, daß man deutlich genug bemerken kann, die Kenntniß ihres innern Gehalts müsse dem Urheber des Systems selbst beygewohnet haben. — Und oft enthält der Weg dahin, und von einem zum andern so wenig Ebenes; oder mit dem Verf. zu reden, der volle Strom hat so viel Strudel, so viel Untiefen, daß sie uns leicht genug zu entdecken scheinen. — Ort und Raum lassen uns nicht Beweise geben; aber so viel wollen wir noch sagen, daß ächte Biographien von Philosophen, so paradox dieß auf den ersten Anblick auch scheinen möchte, über ihre Systeme viel, viel Licht verbreiten, und das Eigenthümliche eines Jeden vorzüglich kennen lernen würden, — und daß vielleicht die veränderte, neue, regelmäßige Form, in welche die neuere Philosophie gegossen ist, vieles zur Verkennung der alten, darinn gebrauchten Materialien beytragen kann. — Auch wollen wir gerne eingestehen, daß Hr. Dutens nie oder selten bewiesen hat, daß in den angeführten einzelnen Ideen der

Alten, nur gleichsam die Hauptsumme, die allgemeine Idee von den Systemen der Neuern liegt. Das bloße Anführen, z. B. der Stelle aus dem Plutarch: Πλάτων φλόγα ἀπὸ τῶν σομάτων, σύμμετρα μόρια ἔχουσαν πρὸς τὴν ὄψιν beweist noch lange nicht, daß Plato nur so eine allgemeine Vorstellung von der Natur der Farben, und von dem gehabt, was beym Newton System ist. —

Briefe über Emilia Galotti machen das zehnte, eilfte und zwölfte Stück des Philosophen für die Welt aus. Wenn sie auch nicht, wie der Her. von ihnen bemerkt, zu jener bessern Kritik über theatralische Werke gehörten, die immer Philosophie über den Menschen enthält; warum sollte der Philosoph für die Welt es überhaupt seiner unwerth finden, über Werke des Geschmacks richtig denken und urtheilen zu lehren? — Doch vielleicht ist dieß im Grunde mit jenem eins; und jener Ausdruck nur besser, nur zweckmäßiger. Das Wort Philosophie ist unter uns noch immer willkommener und geehrter, als das Wort Geschmack, — ich meyne unter denen, die von beiden noch Begriffe zu haben vorgeben. Und die könnten nun allemal auch hieran lernen, wie genau diese Dinge mit einander verbunden sind. Unsre geschmacksüchtigen vielen Schwätzer aber ; ; ; doch die können nichts lernen! — Dem sey, wie ihm wolle, unser Publikum hat solche Anleitungen und Vordenkungen sehr nöthig. Was ist, im Ganzen

zen betrachtet, noch seichter, als die gewöhnlichen Urtheile über dichterische Produkte überhaupt, und über dramatische Werke besonders? Die mehresten Leser wissen nicht einmal, auch im seltnen Falle, — wenn sie wollen! — was sie als das Wesentlichste daran anzusehen haben; viel weniger, daß sie einen Maasstab im Kopfe hätten, nach welchem sie die Untersuchung selbst anstellen und sich von ihren eigenen Empfindungen, (wenn sie dergleichen dafür sonst noch haben!) Rechenschaft geben könnten. — Und daß diese Briefe zum Nachdenken über Emilia Galotti führen, das mögen folgende Versuche davon beweisen. Dieß Wort sagt genug über das, was hier folgen wird. — Unter andern wird Hr. Lessing in diesen Briefen (S. 115 u. f.) darüber gelobt, daß er mit so großer Kunst den Umstand in Dunkeln gelassen, ob Marinelli den Meuchelmord des Appiani erst nach der Scene mit diesem beschließe, — nur aus Furcht vor dem Zweykampf begehen lasse. Endlich findet es der Hr. Verf. (S. 127) aber doch wahrscheinlicher, „daß Marinelli vor der Beleidigung des Grafen „noch keinen vollständigen Plan gehabt; daß er „fürs erste nur die Vermählung hindern, nur die „Braut haben wollen; und nur nachher dem Angelo eingeknüpft, den Grafen nicht bloß zu verwunden, sondern niederzuschießen." — Aus vielen Stellen dünkt es uns sogar ganz hell hervorzuscheinen, daß Marinelli erst durch die Herausfoderung des Grafen, dahin gebracht worden, dem Angelo den Mord aufzugeben. „Ha Hr. Graf,

 (läßt

(läßt Hr. L. im 2ten Auft. des 3ten Aufz. den Marchese sagen,) der Sie nicht nach Massa wollten, „und nun noch einen weitern Weg müssen! „Wer hat sie die Affen so kennen gelehrt! Ja „wohl sind sie hämisch!“ — Doch wenn auch diese Stelle, und andre der Art vielleicht noch, und ziemlich natürlich anders erklärt werden könnten, so dürfte doch die Meynung unsers Verf. von einer andern Seite betrachtet, noch mehr Gründe für sich haben. Wenn wir nämlich nicht sowohl von dem ausgehen, was da ist und im Stücke vor uns liegt, sondern von dem, was nach der Natur der Sache seyn sollte, von dem, in dem vorliegenden Fall, allen dichterischen Charakteren zukommendem Eigenthümlichen: so sollten wir Appiani nicht ganz unschuldig finden müssen, wenn sein Unglück nicht jenes Aristotelische μιαρον, jenes Gefühl von Gräßlichkeit erregen sollte, das, bey ganz unschuldig leidenden Geschöpfen in uns entsteht, und das der dramatische Dichter aus so weisen Gründen sich wohl hüten muß, in uns zu erzeugen. Und wenn wir nun annehmen, daß Marinelli den Meuchelmord des Grafen, erst nach der Scene mit ihm, beschließt: so scheint der Graf auch nicht mehr, als ein ganz unschuldiges Geschöpf, als ein bloßes Opfer der Bosheit zu fallen. Er ist zum Theil Schuld an seinem Schicksal; wir hören und sehen ihn, den Marinelli zuerst reizen, beleidigen; und wenn sich dieser nun hierauf Spöttereyen erlaubt, sogar schimpfen und herausfodern. — Auch Marinelli scheint hiedurch lange nicht solch ein Bösewicht, als wenn er den Meuchelmord

bloß

bloß veranstaltete, — um ihn zu veranstalten, — weil der Dichter einen gebrauchte. —

Man sieht leicht, daß bey dieser Kette von Wirkung und Ursache zur Rechtfertigung des Meuchelmordes, es alles darauf ankömmt, daß die ersten Unhöflichkeiten des Grafen, wirkende Ursach genug sind, Marinelli zu Spötterenen zu reitzen. Angenommen aber, daß er vor der Scene mit dem Grafen noch an keinen Meuchelmord gedacht, wird es uns höchst unwahrscheinlich, daß er, selbst auf jene Grobheiten des Appiani sich diese Spötterenen erlauben könnte. Zwar stehen sie, in der Folge, hinter diesen Unhöflichkeiten; aber er, dieser feige, abgefeimte Höfling, unter welchen Bedingungen wird er es wagen können, Spötterenen auszustoßen, er, den der Dichter es wissen läßt, daß ihn der Graf nicht liebt, und der eben durch die große Bitterkeit, mit welcher er vom Grafen spricht (1ter Aufz. 6ter Auftr. S. 20) es beweist, schon vom Grafen beleidigt worden zu seyn, — er, der also den Grafen, — und auch sich selbst, im Verhältniß mit dem Grafen schon kennen muß? Was kann ihn, der im abgezogenen Begriffe zu einer Gattung von Menschen gehört, deren eigenes Selbst, deren Ich immer die einzige Triebfeder aller ihrer Handlungen ist, und der auch vom Dichter durchaus als ein solcher bezeichnet wird, was kann ihm seine Furcht vor dem Grafen, die ihm nach der vorgedachten Kenntniß so natürlich und lebendig beywohnen muß, — was die Gewißheit vergessen machen, daß er diesen Mann unfehlbar durch

seine Spötterenen beleidigen, unfehlbar neuen Verdruß auf den Hals sich ziehen muß? — Die Unhöflichkeiten des Grafen selbst? Die kann er, unter solchen Umständen, unmöglich verstehen wollen. — Und sollte ihn so viel Natürliches noch übrig seyn können, daß seine Spötterenen bloß Aufwallungen, bloß Uebereilungen wären? Aber ein solcher Mann vergißt sich nicht mehr. Auch erfolgen sie nicht, als unmittelbare Antworten auf jene Unhöflichkeiten; sie entwischen ihm nicht, als Ausbrüche der Natur, als gleichsam unwillkührliche Ergießungen. — Aber die Liebe für seinen Prinzen? Wer die so groß beym Marinelli voraussetzen kann, muß ihm denn auch zutrauen, daß er glauben könne, den Grafen von seiner Verbindung mit Emilien wegzuspötteln. — Noch mehr! Wenn wir auch nicht deswegen, weil Angelo vor der Scene zwischen Marinelli und Appiani, bey dem Pirro sich zu erkundigen kömmt, auf vorgefaßte Entschlüsse von Seiten Marinellis folgern wollten; so begreifen wir doch nicht, wie Angelo auch nur damals bloß den Befehl habe haben können, den Grafen nichts, als zu verwunden. Denn, wo muß Marinelli, erstlich, Emiliens folgenden Aufenthalt voraussetzen, sobald ihr versprochener Bräutigam verwundet ist? Und dann, welche Gefahr in der Zukunft für sich, wenn auch Appiani nur auf den entferntsten Argwohn fiele. Und daß so etwas, in der Lage zwischen ihm und dem Grafen, möglich seyn könne, muß einem Mann, wie Marinelli, beyfallen. Ueberhaupt läßt es sich nicht gedenken, wie man, bey einem gewaltsamen Anfalle, bey einem

zu

zu vermuthenden Handgemenge, bloß auf eine Verwundung antragen, gleichsam darauf nur einen Handel schließen könne. So wenig Marinelli Gefahren kennen muß, so natürlich muß er doch wohl wissen, daß bey solchen Händeln auf nichts Gewisses zu zählen, auf keinen bestimmten Fleck zu rechnen sey, den man nehmen wolle. Wer bleibt denn bey solchen Gewaltthätigkeiten Meister seines Schlusses? Oder wer hat je geglaubt, daß es, selbst der Kaltblütigste (wie gesagt, bey solchen Händeln!) bleiben könne? — Auch sind die Vorstellungen, die man sich von einem Accord mit Banditen macht, ganz anders. — Nach allen diesem also, gewänne nicht allein der Prinz nichts bey diesem Anschlage; Marinelli zöge auch dadurch die Schande eines unüberlegten Unternehmens auf sich, und hätte nicht allein darüber Vorwürfe, Bitterkeiten, vielleicht Verachtung von seinem Prinzen zu gewärtigen, — sondern sogar von Seiten des Grafen Gefahr zu befürchten. Und das sollte er nicht alles überdacht haben, ehe er noch mit Angelo, der ganzen Sache wegen, sprach? — Zu allem diesen kömmt nun noch, daß, so unwahrscheinlich das Vorhergehende geläugnet werden könnte, — so wenig scheint es uns wahrscheinlich, selbst ein Marinelli könne geglaubt haben, der Graf werde sogleich, und wohl heute noch, unter den vorliegenden Umständen, nach Massa abgehn. — Doch genug mit unsern Zweifeln! So viel wissen wir, daß sie sich, mit allen ihren Folgen sehr gut, — bey der Voraussetzung heben lassen, daß Marinelli, schon vor der Scene mit dem Grafen, dem Angelo gemessene

gemessene Befehle gegeben habe; und daß auch hierbey der Charakter des Appiani sowohl als des Marinelli noch gerettet werden kann. Doch darzu ist hier der Ort nicht; und wir wollen auch unsern Lesern etwas zum Denken überlassen, — so wie überhaupt nicht irgend entscheiden. — Damit man aber, bey unsrer Voraussetzung, nicht im Marinelli ein Skelet von einem Bösewicht, einen personificirten Charakter zu finden glaube: so wollen wir hier unsre Leser an ein paar Züge erinnern, die, so viel wie wir wissen, bis itzt, unbemerkt geblieben sind, — und doch so sehr den großen Dichter im Verfasser der Emilia Galotti charakterisiren. — Durch diese Züge ist dem Marchese gleichsam mehrere Aehnlichkeit mit der menschlichen Natur gegeben worden, als er, wenn er nichts als Bösewicht wäre, haben würde. — Marinelli äußert nicht allein Mitleid über den Zustand der unglücklichen Orsina, (1ter Aufz. 6ter Auftr. S. 19) so bald er nur dem Prinzen über dessen Zweifel an seiner Klugheit Genüge gethan hat; er äußert ernstlich Mitleid; „sie hat ihn sonderbar gerührt.“ Auch der ganze Ton der folgenden Erzählung beweist dieß. So ganz Höfling, so ganz Spötter er ist, redet er vor seinem Prinzen, der lieber itzt gar nichts von Orsinen hören möchte, dennoch sogar im Tone der Menschheit von ihr. Menschengefühl siegt, wie billig, über Standesgefühl. Und wer mit menschlichem Elend Mitleid haben kann, den müssen wir für einen Menschen erkennen. — Doch noch mehr sehen wir hierinn in ihm, nachdem er den

Angelo nach vollzogenem Meuchelmorde (3ter Aufz. 2ter Auftr. S. 75) abgefertigt hat. So sehr es nämlich, auch seines Vortheils wegen, nothwendig ist, daß der Graf nicht bloß verwundet, sondern daß er todt, schon todt, gewiß todt sey: so ist doch neben dieser Vorstellung noch ein Gefühl von — wir wollen es nicht eben Mitleid nennen! — aber doch von Angst über die Marter in ihm, die der arme Graf nun wird leiden müssen. Ein gewöhnlicher Dichter hätte einen Bösewicht gewiß nichts als Unruhe über die Ungewißheit der Sache fühlen, — im übrigen aber über den Zustand des Grafen selbst, und überhaupt, Triumphlieder anstimmen lassen. — Und hierdurch hat nun auch Marinellis Charakter diejenige Ründung erhalten, die, in der Natur selbst, jeder Charakter hat, — und vermöge welcher allein man, um uns so auszudrücken, um den Menschen herum gehn, und nur den Menschen in ihm erkennen kann, weil dieser durch die verschiedenen Umstände, die zu seiner Ausbildung zusammen kommen, mehr wie eine Seite erhalten muß. —

Und wenn Marinelli nun nichts als eine lasterhafte Person ist, und Hr. Lessing gleich selbst es nicht will, daß eine so lasterhafte Person die Hauptrolle in einem Trauerspiele habe; so ist er doch auch lange nicht so sehr lasterhaft, wie es diejenigen Personen sind, die Hr. L. nicht einmal zu Nebenpersonen (Dramat. 2. 239) gestattet, als wozu wir Marinelli zählen. Er sagt nämlich dort, bey Gelegenheit der Bemerkung des Dubos, daß

das

das Unglück solcher subalternen Bösewichter (wie Narzis im Britanicus) keinen Eindruck auf uns mache. — Der Dichter soll sich eben deswegen, wenn durch sie die Absicht der Tragödie nicht offenbar befördert würde, wenn sie bloße Hülfsmittel wären, durch die der Dichter seine Absicht desto besser mit andern Personen zu erreichen sucht, ihrer enthalten. — Wenn hier gleich nicht durch ein Unglück, das den Marinelli träfe, die Absicht des Trauerspiels erreicht wird: so trägt doch Marinelli durch seine Einwirkung auf den Prinzen selbst sehr, sehr viel zur Erregung der Furcht und des Mitleides bey Dieß würde sich sehr leicht beweisen lassen, wenn nur hier der Ort dazu wäre. — Hier sey es genug, zu bemerken, daß Marinelli nicht solch ein Bösewicht ist, als die Oenonen und die Narzisse, von welchen dort gesprochen wird. Zugeschweigen, daß das ganze Stück, ohne einen individuellen Menschen als Marinelli, überhaupt nicht so spielen kann, wie es itzt spielt, — sind dort Oenone und Narzis Bösewichter, die abscheuliche Unternehmungen rathen, unterstützen, ohne, wenn wir so sagen dürfen, menschliches Interesse dazu zu haben? Sie sind bloß Werkzeuge, die Hauptperson allenfalls weniger strafbar zu machen, sie sind Bedürfnisse des Dichters, nicht des Stücks. Oenone ist nicht vom Hyppolit beleidigt, um Phädra mit trockenem Munde anrathen zu können, daß sie ihn zuerst anklagen solle; Narzis besitzt so gar die Freundschaft, das Zutrauen des Britannicus, dessen Verräther er wird. Also, abgerechnet, daß

sie,

sie, als Maschinen, schon an und für sich selbst, kein Interesse erzeugen (wenn sie auch Maschinen zum Guten wären) wie unnatürlich, oder wie abscheulich vielmehr, ist ein Geschöpf, das für einen andern, aus niederträchtiger Gefälligkeit, Schandthaten räth und begeht? — Ganz anders verhält es sich mit Marinelli. Wir sehen in ihm ein thätiges, freywirkendes Wesen; und er wird es dadurch, daß er, daß sein Selbst Ursachen hat, wider Appiani aufgebracht zu seyn. Seine ehrloseste Unthat (um mit dem Verf. der Briefe zu reden) hört dadurch auf Maschine zu seyn; er hat Gründe in seinem Selbst, die ihn in Bewegung setzen. Noch ehe er ein Wort von Appiani hört, ist, wie schon vorher gedacht, sein Haß gegen denselben sichtbar. Und er könnte auch schon vor der Scene mit ihm, den Entschluß gefaßt haben, ihn aus dem Wege räumen zu lassen, ohne dadurch zu einem zu abscheulichen Bösewichte zu werden. Für einen Marinelli, der so gegen einen Menschen gesinnt ist, wie er in der 6ten Scene des 1ten Aufz. gegen den Grafen gesinnt scheint, dünken uns, die jetzigen Veranlassungen, sich zu rächen, mit der Gewißheit sich dadurch allein sicher in der Gunst seines Fürsten festsetzen zu können, schon genug zur Unternehmung einer solchen That zu seyn, — ob wir gleich freylich die Hülle loben, unter welcher der Dichter die Sache vorgehn läßt, — aber nur diesen dichterischen Kunstgriff desto vortreflicher finden würden, wenn unsre Voraussetzungen gegründet wären. —

Es

Es bleiben uns noch einige Bemerkungen über die Ahndungen übrig, durch welche Hr. Lessing vorzüglich den Grafen dahin zu bringen scheint, daß er sich die ersten Unhöflichkeiten gegen den Marinelli gestattet. Der Verf. der Briefe läugnet zwar nicht das Daseyn solcher Ahndungen; aber sie scheinen ihm nicht dichterisch, — nicht wichtig genug zur Hervorbringung solcher Wirkungen zu seyn. — Das erstere würde man auch vergeblich läugnen. Ohne erklären zu wollen, was und warum sie sind, kann der Recensent versichern — (er hat viele seiner Bekannten, — und auch einige seiner Freunde! — gewaltsamen Todes sterben sehen) — sie bey solchen Gelegenheiten an verschiedenen bemerkt zu haben. Er hat jene Personen noch des Tages vorher, oft noch die Stunde vorher gesprochen. Sie hatten nicht mehr Veranlassungen sich den Tod vorzustellen, als Tausende mit ihnen, und sie selbst bey andern Gelegenheiten. Oft war gar noch nicht einmal eine besondre Gefahr nur abzusehen; dennoch war ihr Zustand kurz vor, und an dem entscheidenden Tage ganz anders, als bey ähnlichen Vorfallenheiten. — Doch der Recensent will diese Ahndungen hierdurch nicht etwan bloß auf solche Fälle, einschränken; sie mögen auch bey andern statt finden, um desto allgemeiner müssen sie bekannt und angenommen seyn, wenn sie gleich bey jenen, aus sehr begreiflichen Gründen haben bemerkt werden müssen. — Und was sollte nun den Dichter abhalten, sie zu gebrauchen? Weil sie bis izt nicht in dichterische Plane eingeflochten

gewesen, sind sie deswegen schon nicht werth hinein geflochten zu werden? An Schicklichkeit hierzu fehlt ihnen so wenig, daß wir sie beynahe den Träumen vorziehen zu können glauben. Abgerechnet, daß diese so verbrauchte Waaren sind, was kömmt Natur und Wahrheit näher, diese Sache, die der Dichter so läßt, wie er sie findet, oder die gewöhnlichen Theaterträume in welchen allen die Hand, die sie gemacht hat, sich zeigt? In welchem Traum in der Natur findet sich wirklich so viel Plan, Verbindung und Anspielung auf das, was geschehen soll, als in Theaterträumen sich finden muß? — Hiernächst sehen wir gewöhnlich den Traum nicht, den Jemand träumt. Wir erhalten seine Kenntniß gleichsam erst aus der zweyten Hand. Das Daseyn der Ahndungen zeigt sich an unwillkührlichen Wirkungen; derjenige, der sie hat, braucht sie nicht wieder hervorzubringen; sie liegen vor unsern Augen da. Sie erhalten ihr Daseyn nur durch diese Wirkungen. Dadurch wird der Glaube an Träume sehr willkührlich; und weil nun Jedermann träumt, und alle Tage geträumet wird, und sich nie oder selten etwas in ihnen findet, das, als bedeutend nur erklärt werden könnte, — hat der Glaube an sie nicht so gar etwas lächerliches? —

Freylich hat Shakespear allen diesen Einwendungen auszuweichen gewußt, dadurch, daß er seinen Richard vor unsern Augen träumen läßt, Auch hier erkennt man den, in den Geheimnissen

seiner Kunst großen Dichter. Die Ursache ist gerade so, daß sie die verlangte Wirkung hervorzubringen vermag. Wir können nicht an der Angst seines Gewissens, wie es ihn in Träumen foltert, zweifeln; wir sehen die Schreckenbilder, mit welchen es ihn ängstigt, indem er sie sieht. Und so außerordentlich dieß Mittel ist, unsern Glauben zu bändigen, so wahrhaft weiß Shakespear es zu machen, — so sehr steht es ihm an! — Doch dieß gehört nicht hieher! —

Im wirklichen Gebrauch haben Ahndungen einen eben so großen Vorzug vor Träumen, als in der innern Wahrscheinlichkeit. — Diese stehen entweder als Glied in der Kette von Wirkung und Ursache, oder sind das Mittel uns den Ausgang des Stücks zu zeigen, auf den Weg aufmerksam zu machen, den wir geführt werden sollen. — Diesen Traum träumt nun doch gewöhnlich diejenige Person, deren Schicksal er ankündigt oder verräth; wir kennen wenigstens noch keinen andern; aber wer sieht nicht, daß Leser und Zuschauer nur dann bey Blicken in die Zukunft gewinnen können, wenn jene Person sie nicht mit hat? Die Prologen des Euripides, die, ich weiß nicht wer? mit den Träumen hat vergleichen wollen, unterrichteten ja nur den Zuschauer allein. Gesetzt der Traum machte das Schicksal einer Person so klar, als jene Prologen, wird die träumende Person das nicht so gut entdecken müssen, als wir? Sie muß ja auf Dinge, die sie angehn, wohl aufmerksamer

merksamer seyn, als der fremde Zuhörer; und der Dichter würde sie herunter setzen, wenn wir seinen Zweck im Traume, in diesem Falle nur allein sähen. — Erkennt die Person mit uns den Inhalt des Traums, so muß der Dichter, aus den vorigen Gründen, sie Maaßregeln darnach nehmen, Veranstaltungen darnach machen lassen; und dadurch würden nun diese Träume ein Glied in der Kette von Wirkung und Ursache. Welcher Dichter aber hat es noch gewagt, seine Personen ihre Handlungen nach Träumen ordnen, oder entscheiden zu lassen? Wenn auch daraus nicht offenbarer Fatalismus werden müßte, wer sieht nicht, daß die ganze Sache, wenn sie nur ein klein wenig verrückt wird, zu sehr ans komische gränzt? Und von solcher Benutzung der Träume ist hier die Rede nicht. — Aber hieraus folgt, daß in Rücksicht auf Vorbedeutung, die Träume immer so dunkel als möglich bleiben müssen. Was davon hineinzuflechten ist, kann nicht mehr seyn, als was erst nach geschehener Sache anschaulich wird; nun scheint uns die Dunkelheit des Ausdrucks der Ahndungen, die so viel Ungewisheit erregt, und uns auf die Zukunft hinzieht, und mit ihr beschäftigen macht, weit dichterischer. Zwar erfahren wir eigentlich nichts durch sie; aber wir werden doch mit trüben, bangen Vorstellungen erfüllt, weil sie bey traurigen Folgen vorzüglich bemerkt worden sind. Was der Traum lehren kann, ist, wenn dem Buchstaben nach, mehr; dem Geiste nach, gewiß weniger. — Der, aus Shakes-

pears Richard angeführte Traum gehört gar nicht hieher. So klar dieser den Ausgang der bevorstehenden Schlacht in seinen Träumen sehen muß, so wenig sollen sie doch wohl Ankündigung seyn, oder können ihm es scheinen; sie sind die Folgen, die Wirkungen seines geängstigten Gewissens, die Strafe seiner Bosheit, nicht mehr eigentlich, als ein Glied in der Kette von Wirkungen und Ursache. Die Aussicht auf die Zukunft erfolgt beyher. — Wären nun aber Träume, wenn die Rede bloß von Hervorbringung irgend eines Gemüthszustandes ist, dazu schicklicher, dichterischer, als Ahndungen — vorausgesetzt nämlich, daß hinter diesen her solche Begebenheiten sich eräugen, welchen, nach den gewohnten Begriffen, Ahndungen vorhergehen; — vorausgesegt, daß ihr Creditiv gleichsam hinter drein überreicht wird? — Der gewaltsame Tod des Appiani nämlich, den man geneigt ist als eine hervorbringende Ursache dieser Ahndungen anzusehen, ist es, warum sie in Emilia Galotti uns so vorzüglich wahr und natürlich scheinen. Gesetzt, ein Traum hätte dem Grafen so üble Laune geben können, als dieß unnennbare Etwas, konnte zwischen ihm und dem folgenden Meuchelmorde jene allgemein, zwischen gewaltsamen Tode und Ahndung, angenommene Verkettung von Wirkung und Ursache, statt finden? Und gienge hiermit nicht viel verloren? — Daß H. Lessing hierbey Emilien von Perlen träumen, daß er sie dieß als Thränen erklären, und dann dem Grafen dieß alles auffallen läßt, welch vortreflich

Mittel,

Mittel, den ganzen Gemüthszustand des Grafen ans Licht zu bringen! Freylich kann auch der Traum Vorbedeutung zu enthalten scheinen; aber er enthält sie gerade so, wie Jedermann in Träume Vorbedeutung hineinlegt; — so wie sie vielleicht in allen Träumen liegen kann. — Auch äußert Emilia den Traum gerade so, — wie man Träume äußern muß. —

Und wenn nun die Ahndungen des Grafen, diese vorhergehende Wirkung nachfolgender Ursachen, wieder das Mittel wären, diese Ursachen hervor zu bringen, die Katastrophe mit herbey zu führen: welch Bild des allgemeinen Alles in dieser kleinen dichterischen Welt! Alles ist dort zugleich Wirkung und Ursache; die Kette, so viel wir davon zu übersehen vermögen, läuft im Zirkel. So käme auch hier Ahndung von gewaltsamen Tode, und gewaltsamer Tod von Ahndung. Appiani, mit allem Anschein von Freyheit, schiene auch wieder Sklave des Geschicks. Nicht offenbarer Fatalismus herrschte; dazu weiß Appiani zu wenig, was seine Ahndungen sind, woher sie kommen können. Auch zwingen sie ihn nicht in den Gemüthszustand hinein, wie z. B. auf dem griechischen Theater Oedipus der Vatermord u. s. w. hinein gezwängt wird. — Nehmt einen Mann von sehr weichem Herzen, von weniger Stolz; der weniger erfüllt von dem lebendigen Gefühl seines (zwar richtigen) Werthes ist, als Appiani, werden diese Ahndungen nicht andre Wirkungen in ihm hervorbringen

müssen. Also — indem sie Appianis Charakter nur mehr entwickeln und die Bemerkung des Hrn. Engels durch sie gerechtfertigt wird, daß nämlich Emilia den Grafen mehr hochachte als liebe, weil er bey dieser Gelegenheit nun eben nichts von einem Charakter verräth, der einer Emilia höchst liebenswürdig scheinen müsse, — machen sie ihm auch nichts weniger, als zur völligen Maschine. Ein lebendiges Gemälde von der Natur, ein Bild vom wirklichen Leben ist (wir wiederhohlen es!) in dem Stücke dadurch aufgestellt. Wir werden zu der, übers Menschengeschick verbreiteten Dunkelheit, ganz natürlich zurück geführt, die, um uns her, uns alles unerklärlich macht, alles in Zweifel hält, in welcher wir aber immer noch die Hand einer Alles ordnenden Vorsicht entdecken, — und die uns dadurch den Geist der Unterwerfung lehrt! —

Hier endigen wir die schon zu lange Recension des Philosophen für die Welt! Indem wir itzt seinen Innhalt noch einmal durchlaufen, finden wir, daß wir verschiedene sehr vortrefliche Aufsätze ganz mit Stillschweigen übergangen haben. Hieher gehört der Brief über die Leiden des jungen Werthers, in welchem unter andern die moralische Seite dieses reizenden Romans untersucht, — und sehr richtig geschätzt wird. Von allen Seiten betrachtet, verdient also dieß Stück die Aufmerksamkeit der Leser. — Von der Unterredung, über die Bestimmung zum Tode

wollen

wollen wir unser Urtheil bey Gelegenheit des zweyten Theils des Philosophen für die Welt, in welchem wir die Fortsetzung dieses Stücks zu hoffen haben, sagen. Wird der Hr. Herausgeber nicht bald unsre, — und vermuthlich die Wünsche des ganzen Publikums — erfüllen? —

VI.

Joh. Friedr. Christ, ehemaligen öffentlichen Lehrers zu Leipzig, Abhandlung über die Litteratur und Kunstwerke, vornämlich des Alterthums, durchgesehen und mit Anmerkungen begleitet von Joh. Carl Zeune. Leipzig, 1776. 1 Alph.

Der Herr Prof. Zeune hat sich um dieses nützliche Buch bey den Liebhabern der Litteratur und Kunst sehr verdient gemacht. Der verstorbene Prof. Christ war ein Mann von vielen Kenntnissen, und hat sich auch dadurch in der gelehrten Welt einen Namen erworben. Sein Buch von Monogrammen der Künstler ist bekannt. Er las den jungen Studirenden auf unserer Akademie, zumal denen, die nach Italien reisen wollten, ein Collegium, als eine Vorbereitung dazu, um sie mit den Statuen, Gemmen, Münzen, und andern Alterthümern einigermaßen bekannt zu ma-

chen, und zeigte dabey seine eigne artige Sammlung von Münzen, Gemmen, Kupferstichen, und seltnen Büchern vor. Man pflegte sich seine Aufsätze dazu abzuschreiben, und dadurch sind viele Abschriften in Deutschland verbreitet worden, die aber mehr oder weniger vollständig, und nach den Fähigkeiten der Zuhörer auch mehr oder weniger richtig sind, wie der Recensent aus verschiedenen davon gesehenen Abschriften, und einer, die er selbst besitzt, mit Grunde behaupten kann. Ein solches Manuscript drucken zu lassen, wäre wirklich der Ehre des sel. Christs nachtheilig gewesen. Herr Prof. Zeune hat es durch seine Bemühungen erst zu einem brauchbaren Buche gemacht, das wir allen, die nach Italien reisen wollen, als eine Vorbereitung nachdrücklich empfehlen, um nicht in Sachen, die ihnen dort, und zumal in Rom täglich vor Augen kommen, ganz fremd zu seyn, sondern sie mit einiger Kenntniß und einem verständigen Auge anzusehen.

Wer da weiß, wie beschwerlich es ist, die Schriften eines andern Gelehrten durchzusehen, zu berichtigen und umzuarbeiten, ohne gleichwohl ein eignes Werk zu machen, der wird am besten die Verdienste des Hrn. Herausgebers schätzen können. Christs Anleitung war noch nicht von ihm selbst zum Druck ausgearbeitet, es enthielt also Irthümer, die ihm theils eigen waren, und die er selbst würde berichtigt haben, die aber auch zum Theil, zumal in den angeführten Schriften, durch

die

die Nachläßigkeit der Abschreiber veranlaßt worden, dazu kommt, daß Christ in seinen Schriften überhaupt, zumal in seinen Poesien keine deutliche Schreibart hatte. Seit den zwanzig Jahren, da dieser Gelehrte gestorben ist, hat man viel wichtige Entdeckungen gemacht, und viele vortrefliche Werke in diesem Fache herausgegeben; insonderheit ist die Geschichte der Kunst, durch des verdienstvollen Winkelmanns Untersuchungen auf gewissere Grundsätze gebracht, und bearbeitet worden. Dieses alles hat der Herr Herausgeber in seinen Anmerkungen mit derjenigen Kürze zu ergänzen gesucht; welche dem Zwecke des Buchs gemäß war.

Insonderheit ist der Abschnitt von den Statuen, dadurch als ein ganz neuer anzusehen, weil allenthalben auf Winkelmanns Schriften, und auf Volkmanns Nachrichten von Italien verwiesen, oder kurze Nachrichten, welche man sonst erst mühsam aus diesen Büchern zusammen suchen müßte, unter den Text gesetzt sind. Bey der berühmten Statue, welche unter dem Namen des, im Bade sterbenden Seneca bekannt ist, hätte S. 237 können erinnert werden, daß Winkelmann solchen, wegen des niedrigen Ausdrucks, eher für einen Sklaven als für den Seneca ansieht, daß er Augen von Email hat, und daß die Wanne oder des Bad von grauem Marmor neu und von schlechter Form ist.

S. 294 wo Christ sagt: die Alten hätten nicht an Rädern geschnitten, sondern er habe deswegen seine besondern Gedanken darüber, hat der Hr Herausgeber zwar die etwas dunkle Stelle des Plinius von Steinschneiden angeführt; wir wünschten aber, er hätte den Irrthum, wozu solche verschiedene Gelehrte verleitet, angezeigt, weil dieser Streit erst in neuern Zeiten wieder rege geworden. Niemand hat dies deutlicher gezeigt, als Hr. Lippert in der Vorrede zu seiner Daktyliothek S. 30 und folg. wo auch die Instrumente abgebildet sind. Die Sache kommt kürzlich darauf an. Einige glauben, die Alten hätten mit der wirklichen Spitze der Diamanten geschnitten, welche in einem Griffel befestiget worden, so wie ohngefähr das Instrument aussieht, womit die Glaser die Scheiben zerschneiden. Wer Acht gegeben, wie unsre heutigen guten Steinschneider die feine Arbeit behandeln, der wird gar leicht einsehen, daß es eine wahre Unmöglichkeit ist dem Diamant eine so feine Spitze zu geben, daß man damit bis in die feinsten Vertiefungen des zu schneidenden Steins dringen könnte. Die Alten, so wohl als die Neuern, bedienen sich des Diamants nur an statt des Schmirgels, den man zu groben Arbeiten nimmt. Er wird nämlich zu Pulver gestoßen, und eine Salbe daraus gemacht, mit der man alsdann vermittelst des Rades von Kupfer die zartsten Striche und was man will in den zu schneidenden Stein bringt. So schliffen die alten, und so schleifen die guten neuern Künstler: denn von

den

den mittelmäßigen, die ihre Steine, aus Mangel des Verlags, oder weil sie nur grobe Arbeiten liefern, mit Schmirgel graben, ist hier die Rede nicht.

Eines Auszugs ist dieses nützliche Buch nicht fähig, um aber die Leser zu unterrichten, was sie darinn zu suchen haben, wollen wir den Inhalt der Kapitel anzeigen. Das erste und 2te giebt überhaupt einen Begriff von der Litteratur, ihrer Eintheilung und den Sachen, womit sie sich beschäftiget; das 3te von den Aufschriften, der Architektur und dem Marmor der Alten; das 4te von den Münzen der Alten, besonders den Römischen; das 5te von den Statuen, welches der beste Theil des Buchs ist; das 6te von den Basreliefs; das 7te von den Gemmen. Das 8te von der Malerey, ist weniger umständlich; und von den übrig gebliebenen Gemälden nicht viel gesagt. Von den Herkulanischen Entdeckungen war damals noch wenig bekannt, und der Hr. Herausgeber hat vermuthlich deswegen auch nichts davon anführen wollen. Das 9te von den Gefäßen und Geräthen der Alten. Die drey letzten Abschnitte sind mehr für einen Gelehrten, als für einen Liebhaber der Kunst, und überdieses nur kurz behandelt; es ist darinn von der Diplomatik der mittlern Zeiten, von den alten Handschriften und von gedruckten Büchern die Rede.

VII.

VII.

Fortsetzung der Nachrichten von böhmischen Künstlern, meistens Ausländer.

Peter Brandel und Wenzel Laurenz Reiner sind ausführlich vom Herrn von Hagedorn an genanntem Orte beschrieben. Von Brandeln will ich nur noch anmerken, daß man seine Kabinetstücke öfters kopiret, und für Originale verkaufet hat, die jedoch genüglich das Kennzeichen der Nachahmung durch ihr ins Schwarze fallende Kolorit an sich haben.

Reiner besaß eine ganz besondre Kunst, den heißen Kalch zu behandeln; daher sehen seine Frescomalereyen noch immer so frisch aus, als ob sie heute gemalet wären.

Halwachs hieß nicht Johann, sondern Michael: denn also wird er beständig in dem Protokoll der Prager Brüderschaft genannt. Er ließ sich 1700 in Prag häuslich nieder, und reiste, schon verheurather, zum zweytenmale auf Kosten des Abts von St. Florian in Oesterreich, nach Italien. Ob er zwar vornämlich sich auf historische Stücke gelegt hatte, so malte er doch auch Portraite, dergleichen man noch einige in Prag findet. Er hat nicht einerley Manier in seinen Gemälden beybehalten, sondern verschiedne Meister nachgeahmet. Er zeichnete gut, und beßer, als Bran=

Brandel, aber seine Farbenmischung und seine Schattirung ist nicht so kunstreich. Man findet in seinen historischen Vorstellungen immer etwas Großes, sonderlich in seinen geistlichen Stücken, deren man verschiedene in Prag sieht. Er ist 1715 in Oesterreich gestorben.

Johann Adelbert Angermayr ist zu Bilin, in Böhmen 1674 geboren, und ein Schüler von Rudolph Byss. Er that sich durch einen außerordentlichen Fleiß, in Nachahmung der Natur, dergestalt hervor, daß er dem Abraham Mignon, in seinen Bluhmenstücken, Disteln und Insekten, an Feinheit beykam, wo nicht ihn gar übertraf. Er ließ sich in Prag häuslich nieder, und starb um 1740 wo er bey St. Michael auf der Neustadt begraben liegt.

Caspar Herscheli, zu Prag geboren, fieng zuerst an, in Gummifarbe zu malen, und ward von Angermayrn unterrichtet. Hernach malte er in Oel, Bluhmen, Früchte und Stillleben. Er kam nicht in die Malereygilde, wie er 1724 begehrte, weil er die gesetzten Kosten nicht zahlen wollte, blieb also bey Angermayrn. Er malte ungemein geschwind, und war ordentlich das Gegentheil von Angermayrn, der sehr langsam arbeitete. Er brauchte nur den Entwurf eines Gemäldes von Angermermayrn gesehen zu haben, so gieng er nach Hause, malte eben dieses Stück, und verkaufte es, ehe noch jener mit dem Original fertig war. Als aber Angermayr es erfuhr, so ließ er ihn nichts mehr sehen. Sein lustiges Leben

ben brachte ihn oft in dürftige Umstände, wie er denn auch 1745 bey den barmherzigen Brüdern gestorben ist.

Johann Hiebel ward 1681 zu Ottobayrn in Algay geboren, und lernte die Anfangsgründe der Malerey zu Wangen in Schwaben, bey Johann Siegelbein. Sodann reiste er nach München und gieng zu Caspar Sing in die Lehre. Hierauf begab er sich gegen 1706 zum P. Pozzo, nach Wien, und studirte so fleißig unter ihm, daß er seine Manier in Architektur = und Frescogemälden ziemlich nachahmte. Im J. 1709 kam er nach Prag, und arbeitete mit Byß in Fresco, in dem Gräfl. Chumischen Hause, auf der Kleinseite: 1710 trat er in die Malergilde. 1730 ward er Oberältester, dankte 1749 ab, und starb 1756 an einem Schlagfluße. Seine wichtigsten Arbeiten sind in Kalk, wie dieß an der St. Clemenskirche, bey den Jesuiten auf der Altstadt, desgleichen in der Bibliothek in ihrem Collegio, und in ihrer Congregationskirche, ferner an der Kupel des Saals zu Katau, und an der Kirche zu Doxan zu sehen ist. Seine letzte Arbeit in dieser Art ist die Kirche der Kreuzerfindung zu Goßstatt beym Marggrafen von Baden = Baden, so er 1729 vollendet hat. Birchart und Renz haben einige von seinen Zeichnungen in Kupfer gestochen.

Jacob Braun, vom Kloster Neuburg in Oestreich, gebürtig, eines Steinhauers Sohn, war ein guter Landschaftsmaler, von dem verschiedene Stücke in einigen herrschaftlichen Häusern zu Prag noch

noch zu sehen sind. Die meisten aber sind außer Böhmen gegangen, wie denn die Bilderhändler solche mit nach Leipzig genommen, und da verkaufet haben. Er malte gemeiniglich Conversationen, auch Jagden in seine Landschaften. Seine Figuren sind nicht leicht über 6 Zoll hoch. Er machte sich 1716 in Prag ansäßig, ward 1749 Aeltester bey der Gülde, nnd starb 1769.

Johann Jacob Hartmann, ein Historien- und Landschaftsmaler, von Kuttenberg in Böhmen, ließ sich 1716 in Prag nieder. Seine Söhne sind berühmter, als er geworden.

Franz Hartmann war der älteste Sohn, in Prag geboren. Man nannte ihn aber den mittleren Hartmann, weil man dem Vater den Namen des älteren beygelegt hatte. Er lernte bey seinem Vater, ahmte aber besonders die Manier des Samt Breugels, sowohl in Haupt- als Nebenwerken nach. Da er sehr geschickt war, so wurden seine Gemälde mehr, als andre gesucht, und deswegen sind jetzt deren sehr wenig in Böhmen. Er lebte eingezogen und stille, starb in einem Mittelalter gegen 1730.

Wenzel Hartmann, der jüngere Sohn, reisete zwar nach Rom, kam aber eben nicht besonders geschickt wieder zurück, und seinem Bruder gar nicht gleich, ob er wohl Landschaften, wie derselbe malte. Ueberdem führte er ein lüderliches Leben, starb auch bey den barmherzigen Brüdern etwan um 1746.

Wil-

Wilhelm Neumherz, aus Schlesien, war Wilmanns Schwiegersohn, und zugleich, theils dessen, theils des Liska Schüler. Er kam 1724 nach Prag, wo die Kirche in Strahoff von ihm gemalt ist. Er hat sonst vieles in Böhmen, in Schlesien, und in Pohlen, meistens in Fresco, bisweilen aber auch in Oel gemalt. Er war von reicher und geschwinder Erfindung, dergestalt, daß seine Gemälde eher Entwürfe, als ausgemalte Vorstellungen abgaben. Seine Farbenmischung ist etwas schmutzig. Er hat auch etliche Blätter in Kupfer geätzet. Ungefähr um 1750 ist er gestorben.

Adam Schöpf (Füeßli nennet ihn Johann Adam) kam 1724 nach Prag, und nachdem er 1726 der Altstädter Confraternität sein Probestück gezeiget, ward er aufgenommen, und im J. 1740 als Mitältester ernannt. Wegen ungebührlicher Reden gegen die Kaiserinn Königinn ward er 1742 nach einem zwey monathlichen Gefängniß, aus den österreichischen Erblanden auf lebenslang verwiesen. In Prag sind die S. Karls Boroniai Kirche, desgleichen der Kreuzgang auf dem weißen Berge, und etwas bey Maria Loretto von ihm in Fresco gemalt worden. Auch sieht man verschiedenes von ihm auf dem Lande hin und wieder. Aber alles zeiget keine besondre und große Geschicklichkeit an. Er kam nach seiner Verweisung in des Churfürsten von Cölln Dienste, nach Bonn, als Hofmaler, und ist zu Straubingen in glücklichen Umständen gestorben. Füeßli

esli nennet ihn einen künstlichen, und erfahrnen Historienmaler, dem wenige seiner Zeit zu vergleichen. — Dieß muß er in Bonn geworden seyn: denn seine Arbeit in Böhmen zeiget solches, wie schon gesagt, nicht an.

Karl Cobars von Prag, ein Frescomaler, und Schüler Adam Schöpfs, übertraf in Böhmen seinen Lehrmeister. In der St. Salvatorskirche bey den Jesuiten über den Hochaltar, ingleichen zu Maria Schnee hat er in Fresco gemalet: auf dem Weissenberge aber unter Anführung seines Lehrmeisters das Meiste gefertiget. Er verstund sonderlich den Kalk dauerhaft zu machen. Er starb um das Jahr 1750.

Johann Peter Molitor, dessen Geschlechtsname eigentlich Müller hieß, war zu Westerburg 3 Meilen von Coblenz 1702 oder 1703 geboren. Er lernte bey einem gemeinen Maler in seinem Vaterlande, reiste aber hiernächst nach Bonn, und von dort durch Westphalen nach Berlin, auch so weiter nach Dresden, und Prag, wo er 1703 ankam, und sich 1734 ansäßig machte. Anfangs machte er Bauernstücke und Landschaften; hernach aber, als er verheurathet war, legte er sich auf das Frescomalen, wiewohl er auch in Oel Historien und Portraite verfertigte. Er war in seiner Arbeit sehr mühsam, und legte fast keine Hand an, wenn er nicht vorher einen Entwurf nach der Natur, oder nach den Gipsantiken gemacht, und solche zu Rathe gezogen hatte. Doch gieng er fleißig mit Wenzel Reinern um. Auch

stund er nach Reinern in den größten Ruf, bis Xavier Balko nach Prag kam, welcher ihm vielen Abbruch that. Man findet in dieser Stadt viele Altarblätter, desgleichen viele Frescogemälde in den herrschaftlichen Häusern, wie auch auf dem Lande, von seinem Pinsel. Er hat ferner Bluhmen nach der Natur, wie auch Thiere gemalet. Im J. 1756 gieng er nach Pohlen, und starb 1757 zu Cracau.

Heinrich Schlegel, aus Peinzing in Böhmen, ist durch seine geschickten Kopien sowohl, als durch seine Malereyen bekannt; doch sind auch einige Stücke von seiner eigenen Erfindung vorhanden, wo er sich Brandten zum Muster genommen hat, jedoch ihm nicht beygekommen ist. Er war seit 1729 in Prag ansäßig, starb aber endlich 1741 in seiner Vaterstadt, ungefähr im 46ten Jahre seines Alters.

Leopold Artmann, in der Mährischen Herrschaft Fulneck 1700 geboren, war ein Schüler Hamiltons, und einer der besten Viehmaler seiner Zeit, besonders in Pferden und Hunden, wovon man in den herrschaftlichen Häusern noch verschiedene Stücke siehet. Er ward von dem Grafen von Tschornin unterstützet, in dessen Diensten er auch 1748 gestorben ist.

Felix Anton Schöffler, ist 1701 zu München geboren, und arbeitete anfänglich unter Cosmus Daniel Asam. Hiernächst begab er sich nach Stuttgard, zu Christoph Groth, und so weiter nach Durlach, wo er die Dekorationen

zu

zu dem Margräflichen Beylager mit malen half. Hierauf malte er, nebst seinem Bruder Thomas, die Haupttreppe des bischöflichen Pallasts zu Worms. Dann giengen beide nach Schlesien, wo sie sich, nachdem Felix noch vieles in diesem Lande gemalet hatte, trenneten, und dieser nach Prag kam. Hier ließ er sich im Jahr 1747 nieder, und starb 1760. Er liegt auf dem St. Heinrichs Kirchhof begraben.

Franz Miller, von Saatz gebürtig, war ein ausgelernter Balbier, legte sich aber auf die Malerey und ließ sich im Jahr 1716 häuslich zu Prag nieder. Er machte sich mit Wenzeln Reinern bekannt, und profitirte von ihm so viel, als möglich war; malte in Fresco und in Oel alles, was man verlangte, und ward zuletzt königlicher Hofmaler. Vorzüglich malte er Bluhmen; auch waren seine historischen Stücke eben nicht die schlechtesten.

Sebastian Zeller, ein Prager, gieng nach Rom zu Carl Maratt, und studirte daselbst einige Zeit. Nach seiner Zurückkunft ließ er sich 1712 in Prag nieder, und malte das Altarblatt des heiligen Anton von Padua zu Loretto in Oel, desgleichen das hohe Altarblatt bey St. Jacob in der Altstadt in Fresco; starb aber, da er kaum mit dieser Arbeit fertig war, 1713 an der Pest in seinen besten Jahren. Seine Malereyen zeigen, daß er einer der geschicktesten Künstler geworden wäre, wenn er länger gelebt hätte.

Philipp Bendum, hat gleich nach der Pest 1713 mit Peter Brandeln gearbeitet. Hierauf ist er nach Rom gegangen, und 1730 zurück gekommen. Er war hauptsächlich ein guter Portraitmaler, doch hat er auch historische, sonderlich Nachtstücke, mit vielem Beyfall gefertiget. Er ist endlich in Schlesien, 1750 ungefähr gestorben.

Wentzel Rossetzky, Historienmaler zu Prag, wurde gemeiniglich der kleine Wenzel genannt. Er hat eine Himmelfahrt Mariä zu Strahoff in Oel gemahlet, die von seiner Manier Zeugniß ableget. Sein Sohn und Schüler war P. Sicardus Rossetzky, Prämonstratenser Canonicus, welcher den 12 April 1693 zu Prag geboren, und als ein Historienmaler, sich mit seiner Arbeit nicht wenig beliebt gemacht hat, ungeachtet sein Colorit etwas trocken, und seine Behandlung des Kalks nicht dauerhaft ist. Er ward 1715 Professus ob dem Berge Sion in Strahoff, und zum Priester 1721 ordiniret. Von seiner Frescomalerey sieht man in Strahoff 2 kleine Kapellen, desgleichen das Kapitelhaus, und die Bibliothek. Er hat auch hier und da auf dem Lande, sowohl in Fresco, als in Oel gemalt. Er starb den 28 Jan. 1750 zu Prag.

Johann Friedrich Hess, ein Böhme, ließ sich in Prag 1652 nieder, und starb 1673. Man siehet von ihm bey den Dominicanern, auf der Altstadt, ein Altarblatt von Errichtung des Ordens, wo die Figuren in Lebensgröße sind.

Anton

Anton Stephani, ein Nachkömmling von Peter Stephani machte sich 1644 in Prag ansäßig, malte in Oel, und starb 1672. Sein Sohn war ein Frescomaler, und ist im Anfang dieses Jahrhunderts gestorben.

Karl Bings, war aus Töpel in Böhmen gebürtig, und ein Schüler des Liska. Er hat in Prag gearbeitet, und man sieht verschiedene Altarblätter, auch andre historische Stücke von ihm allda, und in Böhmen. Er ahmte die Manier seines Lehrmeister nach, kam ihm aber nicht bey.

Wentzel Britz ist zu Prag 1680 geboren, und hat lange Zeit in Italien studiret, ist auch ein geschickter Historienmaler geworden. Man sieht von ihm zu Prag bey St. Nicolai, auf der kleinen Seite 2 Altarblätter, welche Franc. Borgia, und die St. Barbara vorstellen. Er fieng auch an, Landschaften zu malen, worinnen er aber nicht glücklich war. Er gieng endlich nach München, wo er auch gestorben ist.

Eisler, war ein guter Portraitmaler, zu Gabel in Böhmen geboren, ist auch daselbst gestorben.

Ignatz Ruff, ein Historien- und Portraitmaler, wohnte zu Trautenau, wo er ebenfalls gestorben. Er hat einen Sohn hinterlassen, auch Ignatz genannt; welcher daselbst 1736 geboren, ein Schüler seines Vaters ist, und sich in Portraiten und auch in Thieren nach dem Leben hervorthut.

Joh. Georg Major, aus Friaul gebürtig, ließ sich zu Gitschien in Böhmen häuslich nieder, und malte so gut als Brandel. Er starb 1744 aus Verdruß, daß sein Schüler in den Jesuiterorden getreten war.

Dieser hieß Ignatz Raab, zu Neganitz im Königsgrätzer Kreise 1715 geboren, ward von Major adoptiret, und als sein Kind gehalten. Kaum aber hatte er ihn so geschickt gemacht, daß er ihn zu allem brauchen konnte, so gieng er 1744 ins Kloster, allwo er auch hernach, als Frater, sehr viel gemalt hat, zumal da er sehr geschwind arbeitete. Er hat einen andern Schüler, der auch Frater ist, herangezogen, welcher Kramlin heißt, und eben so geschwind, als Raab malet.

Franz Xavier Palko, deßen Leben bereits in gegenwärtigen Journal beygebracht worden, hat sich in Prag durch seine Arbeiten besonders berühmt gemacht, und seine Frescomalereyen nehmen sich vor allen andern aus, weil er den nassen Kalk sehr künstlich zu behandeln wußte. Bey den Jesuiten auf der kleinen Seite malte er auf die Art, sowohl die Kuppel, als darunter die drey Schalen, desgleichen die heilige Cecilia, David und Anna auf dem Chor, wie nicht weniger die kleine Kirche, Maria Hülf an den Schanzen, genannt. Im Kloster Doxan siehet man von ihm einen Saal; zu Kuttenberg hat er die Nepomucks-kirche gemalet und zu Heumanomiestitz die Pfarrkirche, bis aufs Presbyterium. Zu Königssaal ist von seinem Pinsel eine Kapelle, an der

Straße,

Straße, desgleichen das Sommerrefectorium, und einige Deckenstücke in den Zimmern des Klosters. Außerdem sind von ihm noch hie und da in Böhmen einige dergleichen verfertiget worden. In Oelfarbe ist von ihm in Prag zu sehen, der heilige Joseph, und St. Anna, Altarblätter bey Maria Hülf, vier dergleichen in Strahoff. St. Rochus bey St. Thomas auf der Kleinseite. St. Thecla bey den Cajetanern und Johannes Marinonius, welcher von Pitteri in Kupfer gestochen worden. Ferner das Gemälde des hohen Altars bey St. Leonard, in der Altstadt, der heilige Patricius bey den Hybernern in der Neustadt. St. Jacob zu Kuttenberg. Das Altarblatt in der Kirche des heiligen Nepomucks, desgleichen in der Hauskapelle des Prälaten zu Königssaal. Zwey Altarblätter zu Radotin, und ebenfalls zu Doxan. Verschiedne andre sowohl, als einige Zimmergemälde, die sich an verschiedenen Orten in Böhmen befinden.

Anton Birckart, ein Kupferstecher zu Augspurg, 1677 geboren, begab sich bey Karl Gustav Ambling, einem Kupferstecher am Churbayerschen Hof in die Lehre. Hierauf gieng er 1704 nach Rom, wo er sich sechs Jahre aufhielt, und sodann über Venedig, Frankreich, Spanien England und Holland, nach Prag kam, und sich daselbst häuslich niederließ. Er ist allda den 20. Jan. 1748 gestorben.

Sein Sohn Karl Birckart, in Prag geboren, lernte ebenfalls die Kupferstichkunst bey seinem

Vater, und unternahm verschiedne Reisen, auf welchen er mit dem Abt von Braunau, Bruno genannt, bekannt wurde, welcher ihn zwar nach Prag zurück, aber ihm auch eine so große Lust zum geistlichen Stande beybrachte, daß er sich ins Kloster begab, und ein Benedictiner ward. Er starb allda den 11 Jan. 1749 eben, als er zum Professor ernannt war, und ins Reich gehen sollte.

Martin Schödle, der sich auch Schedle und Schedel nennet, von Dannheim in Tyrol gebürtig, ist ebenfalls ein Schüler von Anton Birckart, hat hernach zu Venedig unter Wagnern sich gebildet, ist darauf nach Rom gegangen, und hat allda gearbeitet.

Joseph Klauber, zu Augspurg 1711 geboren, hat in Prag bey Anton Birckart die Kupferstecherkunst erlernt, und sich hernach in Augspurg gesetzet.

(Die Fortsetzung folget.)

Bey den Nachrichten von einigen böhmischen alten Malern und Künstlern im 19. Bande unserer Bibliothek ist folgendes zu ändern:

1) S. 320 Der Maler Johann Georg Hering ist nicht zu Braunschweig, sondern, nach einem zu Cassel aufgefundenen Attestat, zu Eschwege geboren und bey dem Maler Christoph Müller zu Cassel auf 3 Jahr in die Lehre gegeben,

geben, nach drittehalb Jahren aber 1587 losgesprochen worden.

2) S. 326 Screta hat sein eigen Bildniß nicht unter der Figur des Evangelisten Johannis, sondern in dem Bilde des heil. Eligius, welchen er zu Sanct Martin gemalt, vorgestellt.

3) S. 328 Klossens Schüler hieß Tepper, nicht Kepper.

4) Ebendas. Johann George Heimsch, lies Heintsch.

5) S. 330 Bey Ferdinand Broekoff ist noch hinzuzusetzen, daß sein Bruder Joseph gleichfalls ein Bildhauer war, welcher ihm bey seiner Arbeit öfters geholfen hat, und den 14ten Sept. 1721 gestorben ist.

VIII.

Vermischte Nachrichten.

Dresden. Einige patriotische Freunde des Geschmacks allda haben der vortrefflichen Schauspielerinn, Madame Neuberinn, ein verdientes Denkmahl errichten lassen. Es stehet in einer der anmuthigsten Gegenden an der Elbe, auf einem kleinen grünen Hügel, unter einem Lindenbaume, der es beschattet. Das Dorf Lauben, wo diese, eines bessern Schicksals gegen das En-

de ihres Lebens würdige Schauspielerinn begraben liegt, zieht sich lang gestreckt, an dem flach erhöhten Ufer hin, welches mit einer Menge kleiner artiger Landhäuser bebauet ist, die verschiednen adlichen und bürgerlichen Familien zur Sommerlust dienen. Fast in der Mitte des Dorfs stehet das weisglänzende Denkmahl am öffentlichen Wege, ganz frey nach der Wasserseite, daß man es weit und breit sehen kann. Die Stellung ist vollkommen malerisch, und verdienet gezeichnet und groß in Kupfer gestochen zu werden. Hinter dem Denkmahle sieht man den breiten Elbstrom, mit beständig auf und abfahrenden Schiffen, Gondeln und Kähnen. Jenseit desselben thürmen sich die mit einer Menge kleiner und großer Wohn- Lust- und Winzerhäuser in angenehmer Abwechselung bebaueten Weinberge über einander, die sich rechter Hand verjüngen und in eine kleine Ebene verlieren, auf welcher das Churfürstl. Lust-Schloß Pillnitz liegt, worauf mehrere Weinberge und Gehölze mit einander abwechseln, bis endlich die Königsteiner Felsen den Gesichtskreyß schließen. Eine so romantische Gegend scheint ausdrücklich zum Denkmahle dieser in ihrer Art wirklich großen Frau bestimmt zu seyn.

Es ist sechs Ellen hoch und unten drey Ellen ins Gevierte breit, nur von drey Stücken des härtesten Pirnaischen feinen Sandsteines, der gleich dem Marmor aller Witterung widersteht, zusammengesetzt. Zu noch mehrerer Dauer

sind

sind seine Ecken von unten bis oben aus ein wenig abgerundet, und sein zwey Ellen hoher Untersatz ist auf allen vier Seiten mit Felsenwerk gleich so vielen erhabenen Tafeln oder verkröpften Zaken ausgehauen. Auf diesem Untersatze stehet das vierseitige etwas schmählere Mittelstück, das mit einem Gurtsimse, und dem darunter befindlichen großen Karniese gedeckt ist: und zur Krönung liegt eine Zocke darauf, die sich des Regens halber, ein wenig zuspitzt. An den vier Seiten des Steines sind tief eingehauene Füllungen, und darüber im Mittel, und an den abgerundeten Ekken acht, nur zweene Zoll hoch verkröpfte Dielenköpfe mit drey auch fünf daran hangenden Tropfen, die den Gurtsims tragen helfen. Ein Kennzeichen, daß das ganze Denkmahl dorisch sey. Um aber demselbigen einige Zierde zu geben, so hängen an den rundlichen Ecken gleich unter den Tropfen Lorbeergehenke herab, die in drey Füllungen, in der ersten das Kennzeichen des Trauerspiels die Maske und den Dolch, in der zweyten, die bey dem Alten im Lustspiel gebräuchlichen Flöten, in der dritten, die Vorstellung der Dichtkunst durch den Lorbeerkranz, alles mit Myrthen und Lorbeerzweigen durchflochten in flacherhabener Arbeit an Bändern aufgehenkt sind, die alle nebst noch acht antiken Rosen auf den Dielenköpfen das Denkmahl reich genug verzieren. Die vierte Seite enthält folgende Aufschrift:

Dem

Dem verdienten Andenken
einer Frau voll männlichen Geistes
der berühmtesten Schauspielerinn ihrer Zeit
der Urheberinn des guten Geschmacks
auf der deutschen Bühne
Carolinen Friedericken Neuberinn
welche
nachdem sie dreyßig Jahre hindurch
sich und Deutschland Ehre gemacht
endlich zum Lohne ihrer Arbeiten
zehn ganze Jahre lang
alle Beschwerlichkeiten des Alters und der Armuth
nur von wenig Freunden unterstützt
mit christlicher Großmuth
gelassen ertragen hatte
aus dem durch Bomben eingeäscherten Dresden
mit schon krankem Leibe flüchtend
hier in Laubegast elend starb
und in Lauben armselig begraben ward
widmeten diesen Stein
einige Kenner ihrer Verdienste
und Liebhaber der Kunst
in Dresden
Im Jahr 1776.

Wer von der Lebensgeschichte dieser merkwürdigen Schauspielerinn ein Mehreres zu wissen verlangt, die man in gewissermaßen als die erste Stifterinn eines guten und regelmäßigen Theaters in Deutschland ansehen kann, den verweisen wir auf die Chronologie des deutschen Theaters.

ters. Wir setzen nur noch hinzu: daß sie den 30sten December 1760 im 68sten Jahre ihres Alters mit wahren christlichen Gesinnungen starb, und auf den Gottesacker zu Lauben begraben worde. — Die Erfindung des Denkmahls ist vom Hn. Professor und Oberlandbaumeister Krubsacius, und die Ausführung vom Hrn. Feigen dem ältern, einem sehr geschickten jungen Bildhauer. Es steht, gleich den alten Denkmälern, am Wege, weit besser als unter den Leichensteinen eines abgelegenen und verschlossenen Begräbnißplatzes und ist von ansehnlicher Größe, dauerhaft wie sichs gebühret, nach einer edlen Einfalt, von guten Verhältnissen, und im griechischen Geschmack angeordnet. Man findet daran nichts Kindisches, nichts Ueberflüßiges, nichts Unbedeutendes, sondern alles groß, im Ganzen und in Theilen, alles sparsam; aber am rechten Orte verzieret, und alles redend, kurz, seinem Endzwecke vollkommen gemäß.

Ebend. Der gute Vater, eine rührende Zusammensetzung nach Schönau von Boetius gestochen. Sechs Kinder, die auf dem Schooße sich um einen zärtlichen Vater herumwinden, spielen und liebkosen ihm: die Mutter tritt zur Stube mit der Großmutter hinein, und drückt ihre lebhafte Empfindung über den liebesvollen Anblick durch ihre Geberde und Stellung aus: acht Zeilen aus einem Weißischen Kinderliede, die darunter stehen, drücken den Innhalt aus.

Wien. Allhier hat Schmutzer einen Mucius Scävola nach Rubens in Kupfer gestochen, ein

großes

großes und wichtiges Blatt, wo die Manier des Malers durch den Grabstichel ungemein wohl ausgedrückt ist, und das den Künstler mit zu den ersten jetztlebenden Kupferstechern erhebt.

Ebend. Hat Mansfeld ein Portrait von dem berühmten Metastasio geliefert, das Feinheit mit Aehnlichkeit verbindet.

Leipzig. Bause hat das ähnliche Bildniß des Hrn. Assessor Uz seinen Bildnissen deutscher Gelehrten beygefügt. Die Arbeiten dieses großen Künstlers sind zu bekannt, als daß wir etwas zu ihrer Empfehlung hinzusetzen dürften. Es ist nach einem guten Pastellgemälde von May, gestochen.

Geyser hat eine ähnliche Sammlung in kl. 8. angefangen; daß erste Bildniß, welches er geliefert, ist Hr. Geh. Legationsrath Göthe, in Profil, wir wissen nicht, nach was für einer Zeichnung. Dasselbe Bildniß ist auch von Hrn. Chodowiecky, nach einer Zeichnung von Kraus, zum Behuf der allgemeinen deutschen Bibliothek radirt worden. Welches ähnlicher, können wir nicht entscheiden. Das von Chodowiecky hat mehr charakteristisches; das von Geyser eine fleißigere Ausarbeitung.

Berlin. Hier hat der berühmte Rode wieder ein vorzüglich schönes Blatt, von einer sehr reichen Komposition, die Auferstehung der Todten, nach einem eignen Gemälde von sich, geätzt. Unter denen, zur Freude und Seligkeit

Auf-

Auferstehenden bemerkt man seine eigne Familie: ein Beweis von den liebreichen Gesinnungen des guten Mannes für die Seinigen. — Die Heiligen, die bereits den Weltrichter umgeben, sind an ihren Kennzeichen zu unterscheiden: Adam, Eva, Moses, Paulus, Petrus, Andreas, Magdalena, Maria, Johannes; auch bemerkt man einen Trupp frommer heydnischer Weltweisen. Die zur Verdammung bestimmten sind eben so leicht zu unterscheiden: Pharao, der Hohepriester Kaiphas, ein römischer Kaiser und Christenverfolger 2c. eine wahre Epopee des Künstlers.

Zürch. Durch den Beyfall aufgemuntert, den Kenner demjenigen Bande der Geßnerischen Poesien gaben, der im Jahr 1773 unter dem Titel: Contes moraux & nouvelles Idylles, in 4. mit Kupfern herauskam, und auf die Nachfrage, ob der Verfasser seine übrigen Schriften nicht eben so herausgeben werde, hat Hr. Geßner an einem 2ten Bande zu arbeiten angefangen. Es sollen nämlich die ältern Idyllen und der erste Schiffer, in 4. mit 10 großen Kupferstichen von historischen Vorstellungen und mit sehr vielen Vignetten, von dem Verfasser selbst entworfen und in Kupfer gestochen, in einer guten französischen Uebersetzung geliefert werden. Der Verfasser findet aus verschiedenen Gründen nöthig, es wieder durch den Weg der Pränumeration zu thun. Der Preiß der Pränumeration ist 3 neue Thaler, oder 18 französische Livres, wovon die erste Hälfte zum

voraus, die 2te Hälfte beym Empfange des Exemplars bezahlt wird. Findet der Verfasser Beyfall; so wird er fortfahren; und seine sämtlichen Schriften werden 4 Bände enthalten.

Da noch Exemplare von dem Bande vorhanden sind, der unter dem Titel: Contes moraux & nouvelles Idylles herauskam, so überläßt ihn der Verfasser, denen die auf den neuen Band pränumeriren, wieder um den Subscriptionspreis der 3 neuen Thaler.

Zugleich kündiget Hr. Geßner eine deutsche Ausgabe seiner Schriften an, die mit der Französischen völlig gleich seyn wird; mit den gleichen lateinischen Lettern, in gleichem Format in 4. mit den gleichen Kupfern und Vignetten, in 4 Bänden. Der erste Band wird zu gleicher Zeit mit dem angekündeten Französischen herauskommen, und die gleichen Idyllen nebst dem ersten Schiffer enthalten. Hierauf wird ebenfalls mit 3 neuen Thalern subscribirt; die eine Hälfte zum voraus, die andre beym Empfange des Exemplars bezahlt.

Die Namen der Pränumeranten werden dem Werke vorgedruckt; man bittet also, solche in Zeiten anzuzeigen.

Die Exemplare werden zu seiner Zeit auf Kosten der Pränumeranten geliefert, doch wird man dafür sorgen, ihnen solches so viel möglich zu erleichtern.

Wer sich mit Sammlung der Pränumeration bemühen will, erhält das eilfte Exemplar gratis.

Briefe

Briefe und Geld bittet man sich franco aus. Von jetzt an in acht Monaten sollen die Exemplare geliefert werden.

Man kann pränumeriren, in Zürich bey Hrn. Geßner, und in der Orellischen Buchhandlung in Zürich und Leipzig, so wie auch in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweitz.

Nürnberg. Herr Johann Gottlieb Prestel, Maler allhier, ist entschlossen, einige der vorzüglichsten Handzeichnüngen aus dem berühmten von Praunischen Museo, in derselbigen Größe und Manier, wie die Originale selbst sind, herauszugeben. Er hat bereits zwo Suiten, jede von sechs Blättern in Imperialfolio völlig fertig. Der Titel ist:

Dessins des meilleurs Peintres d' Italie, d' Allemagne & des Pays-Bas; du Cabinet de Monsieur *Paul de Praun*, à Nuremberg.

Erste Suite.

1. Der Kupfertitel.
2. Ein Studium des Correggio zu seiner Maria Magdalena in der Wüste. Getuscht.
3. Eine Zeichnung des Michelangelo zu seinem Moses. Mit der Feder gerissen.
4. Die Kreuzabnehmung, von Raphael von Urbino. Braun getuscht und weiß erhöht.

5. Eine Zeichnung zur Schule von Athen, von ebendemselben. Mit der Feder gerissen.
6. Die Himmelfahrt Mariens von Guido Reni. Gelb getuscht, die Lichter weiß. Diese herrliche Zeichnung nimmt einen ganzen Regalbogen ein, und wird billig für 2 Blätter gerechnet.

Zwote Suite.

7. Die heilige Familie von Albrecht Dürer. Mit der Feder gerissen.
8. Die Himmelfahrt Christi von Dionysius Calvart. Getuscht.
9. Eine mythologische Composition von Giulio Romano. Mit der Feder gerissen.
10. Eine Zeichnung des Polidoro von Caravaggio.
11. Gott ertheilt Noah Befehl, die Arche zu bauen. Einige nennen diese Vorstellung irrig den Segen Abrahams. Von Raphael. Braun getuscht.
12. Der Bethlehemitische Kindermord, von Raphael. Grau getuscht, weiß erhöht.

Alle vier Monate wird eine neue Suite von sechs Blättern folgen. Hier wird er die berühmtesten Meister, und z. E. außer denen schon bereits gemeldeten, Andrea Mantegna, Perin del Vaga, Daniel da Volterra, Andrea del Sarto, Parmeggianino, Peruzzi von Siena, Ercole Procaccini, Tizian, Bassano, Tintoretto, Paul Veronese, Dossi, Vasari, Caracci, Domenichino, Guercino, Sabbatini, Ligozzi,

Ligozzi, Salviati, u. a. m. wählen; ferner von alten deutschen und niederländischen Malern: Israel von Mecheln, Martin Schön, Michael Wohlgemuth, Lucas van Leyden, Hieronymus Bos, Albrecht Dürer, Lucas von Cranach, Hanns von Kulmbach, Albrecht Altorfer, Christoph Amberger, Hanns Hofmann, Aegidius Sadeler ꝛc.

Die Liebhaber, welche auf jede Suite (von sechs Blättern) 7 Gulden und 30 Kreuzer voraus bezahlen, haben Namen und Geld postfrey an ihn einzusenden. Andern wird keine Suite unter zehn Gulden gegeben.

Aus Italien.

Perugia. Della Città d' Italia, e sue Isole adjacenti compendiose notizie sacre, e profane compilate da *Cesare Orlandi* Patrizio di Fermo, di Atri e di Città della Pieve. presso *Mario Reginaldi*, in 4. Von diesem großen Werke, das nach der Anlage auf 20 Bände steigen soll, sind bereits 4 Bände erschienen. Es soll eigentlich eine vollständige Geographie von ganz Italien und den umliegenden Inseln seyn, und von jeder Stadt sowohl die Religions- als Profan- Alterthums- Litteratur- Natur- Kunst- und Künstlergeschichte enthalten: auch ist das, was bereits davon geliefert worden, reichhaltig genug. Vom Anfange an hat der Verf. die Magistratspersonen jedes Orts

gebeten, ihm mit Nachrichten aus Archiven bey-zustehen. Der letzte 4te Band enthält noch den Buchstaben B. und geht bis Butera. Es ist auch mit Planen und Prospekten ausgezieret.

Bologna. Nuova Raccolta delle Monete e Zecche d' Italia di *Guid' Antonio Zanetti* Tome I. per *Lelio della Volpe*, Impressore dell' Istituto delle Scienze, 1775. in 4. Dieß Werk enthält verschiedene Traktate von verschiedenen Verfassern über alte, mittlere und neuere Münzen der Städte Italiens, und zugleich Berichtigungen und Zusätze von Hrn. Zanetti zu andern Münznachrichten.

Modena. Storia della Letteratura Italiana di *Girolamo Tiraboschi* Bibliothecario del Ser. Duca di Modena. Tomo V. dall' anno MCCC. fino all'anno MCCCC. 1775. in 4. Der Verf. schreitet in diesem Bande mit der Litteraturgeschichte seines Vaterlands fort. Gleiche Gelehrsamkeit, weitläuftige Känntniß, genaue Kritik, die wir in den vorhergehenden Bänden anzupreisen Gelegenheit gehabt haben. Man kann leicht denken, daß die Aerndte immer reicher wird, da die Jahrhunderte, die die Geschichte des gegenwärtigen Bandes enthält, durch den Aufgang der Künste und Wissenschaften immer interessanter werden, indem sie in vierzehnten Jahrhunderte sich zu entwickeln anfiengen. Im ersten Buche zeigt er den politischen Zustand in Italien. Im

zwey-

zweyten die Wissenschaften. Im dritten Sprache, Poesie und Künste.

Parma. La Felicità, Poema in due Canti di *Clementi Bondini*, 1776. pressa *Filippo Carmignani* in 8. Ein niedliches kleines Gedichte voller Einbildungskraft, Poesie und Harmonie. Der Dichter kündiget seinen Gegenstand folgendermaßen an:

> Quando e dove l' origine traesse,
> Se la terra abitasse, ed a qual sede
> L' ignota poi Felicità volgesse,
> Ahi troppo prestò! fuggitiva il piede;
> Se queste, che lasciò nel duolo oppressa
> Misere genti a confortar più ride &c.

Madrid. Viage de Espanna di Don *Antonio Ponz*, Tom. I — IV. 1774. Man lobt diese Reise ungemein. Der Verf. läßt kein Objekt vorbey, das den Gelehrten, den patriotischen Bürger und den Kunstkenner interessiren kann. Alterthümer, Aufschriften, Künste beleuchtet er und tadelt auch mit einer philosophischen Freymüthigkeit; besonders hat er seine Aufmerksamkeit auf die Architektur gerichtet, und verhehlt auch die Mängel nicht, die er bey seiner Nation zu finden glaubt.

Florenz. Catalogus Codicum Latinorum Bibliothecae Mediceae Laurentianae sub auspiciis Petri Leopoldi Reg. Princ. Hung. & Bojoh. Arch. Austr. M. E. D.

Aug. Mar. Bandinius I. V. D. Reg. Bibl. Praef. recensuit, illustrauit, edidit. Tom. II. in quo Grammatici, Rhetores, Philologi, Poetae, Historici, Cosmographi, Astronomi tam veteris, quam recentioris aeui accuratissime recensentur, Operum singularis notitia datur, plura nondum vulgata indicantur, aut proferuntur, edita supplentur, & emendantur. Florentiae. anno 1775. in Fol. Der Titel zeigt den Inhalt. Die Philologen sind mit dem Verzeichnisse der griechischen Schriftsteller sehr wenig zufrieden gewesen und wir überlassen es ihnen zu beurtheilen, ob sie es mit dem gegenwärtigen, das die lateinischen Handschriften der mediceischen Bibliothek enthält, mehr seyn werden.

Padua. Opere di Demostene, trasportate d' alla Greca nella favella Italiana, e con varie annotazioni illustrate dall' Ab. *Melchior Cesarotti* Professore di Lingua Greca nell' Università di Padua. In Padua. Nella Stamperia *Penada*; T. I. II. in 8. Herr Cesarotti, der sich durch viel gelehrte und kritische Schriften, besonders auch durch eine schöne Uebersetzung des Ossian, bekannt gemacht hat, liefert hier die Werke des Demosthenes in 2 Bänden, denen noch 4. bis 5. folgen sollen. Man lobt die Uebersetzung als getreu und zierlich. Sie ist mit Noten zur Erläuterung des Textes begleitet; Die kritischen Anmerkun-

merkungen über den griechischen Text aber stehen am Ende.

Siena. Nuova Raccolta di alcune più belle vedute di Siena, disegnate e intagliate da l' celebri Autori con una breve Descrizione istorica per illustrare le medesime, i nomi degli Architetti, e 'l tempo, in cui furono edificate. Siena presso *Vincenzo Pazzini Carli*, e figli. Der Titel zeigt bereits den Inhalt an. Es sind zwölf Vorstellungen der merkwürdigsten und prächtigsten Gebäude in Siena, nach richtigen und guten Zeichnungen glänzend ausgeführet, nebst einer kurzen historischen Nachricht die Geschichte derselben betreffend.

Parma. Gli effetti della Musica. Solennizandosi il giorno di Santa Cecilia da' Signori Filarmonici. Componimenti dell' Abate *Angelo Mazza* Professore di Lettere Greche &c. Dalla Stamperia *Monti*, 1776 in 8. Drey Oden auf die Musik, voll Poesie und Wohlklang. Die letzte ist eine Uebersetzung der bekannten meisterhaften Ode von Dryden: Alexanders Fest: Hier ist der Anfang davon:

Era festivo il giorno,
Che il guerrier Figlio de Filippo avea
Doma la Persia. Alteramente adorno
Di lauri in trono d' or egli sedea,
Simile a Nume, e fea
A lui corona intorno

Schiera di Duci egregj,
Di Macedonia il fiore,
Cui per nobil conforto
Del gravoso di Marte aspro sudore,
Di mirti e rose il crin velava Amore.

Simile a vaga giovinetta sposa,
Tutta attegiata allegrezza il viso,
Taide graziosa
Premea dorato Scanno al Rè vicina;
E partendo con lui gli sguardi, e il riso,
Traea di sua beltate
Leggiadre orgoglio, e di sua fresca etate.

Bella Coppia, a voi comparte
Giove amico il suo favor.
A' sequaci sol di Marte
Sono i mirti dell' amor.

D'ogni canto signor, signor de suono
E degli affetti, in mezzo
A Coro armonioso
Primier Timoteo sta; vibra coll'agili
Dita le corde dell' eburnea lira,
E in mille varii errori,
L'aere agitato inonda
Soavità d' armonici tremori,
E ineffabil dolcezza all' alme ispira &c.

Ferrara. Il Veglione, Baccanale di *Antonio Frizzi.* In Ferrara 1776. nella Stamperia Camerale; in 8. Der Verf. machte sich schon 1772. durch ein scherzhaftes Gedichte: la Salameide in 4 Gesängen bekannt.

kannt. In dieser Bachanale, il Veglione die Vigilie genannt, eine Carnavalslustbarkeit, die in Ferrara, seiner Vaterstadt, auf einem öffentlichen Theater gehalten wird, schildert er sehr anmuthig und lebhaft, den Ort, die Personen, die Pracht der Verzierungen, die Mannichfaltigkeit der Masken, die geheimen Liebesgeschichte, die Verschiedenheit der Tänze, das Lachen und die Freude, die diesen Ort zu einem Tempel des Bacchus und der Venus machen.

Aus England.

The Philosophy of Rhetoric. By *George Campbell*, D. D. 2 Vols. 8. *Cadell.* Unter den philosophischen Untersuchungen jeder Art sind diejenigen nicht die geringsten, die die Natur und Grundsätze der Beredsamkeit, im weitläuftigsten Verstande genommen, betreffen, in so ferne sie nämlich alle Arten des Ausdrucks im Reden und Schreiben unter sich begreift, wodurch der Verstand überzeugt, die Einbildungskraft belustiget, und die Leidenschaften durch eine unwiderstehliche Gewalt erreget, oder unterdrückt werden. Die Beredsamkeit steht in diesem Sinne so wohl mit den wichtigsten Gegenständen, als den reizendsten Belustigungen des menschlichen Lebens in Verbindung. In Absicht auf die ersten sind die Hauptscenen ihres Gebietes die obrigkeitlichen Oerter, die weltlichen Gerichte, und die Kanzel: in Ansehung der letzten hängt von ihr der Geschmack, das Erhabe-

ne, das Eigenthümliche, das Schöne in der ganzen Litteratur ab. Diesen verschiedenen Fächern, wo sie genützt wird, zufolge, scheint die rhetorische Kunst so fest an die Grundsätze der Kritik gebunden zu seyn, daß sie bloß in so ferne sie mit diesen einstimmig ist, kann vollkommen und mit einigem Fortgange getrieben werden. Dem Ursprunge und den Quellen dieser Grundsätze nachzuspüren, ist die Absicht des obbeniemten Werkes, voll philosophischen Geists und tiefer Untersuchungen.

A complete Treatise on Perspective in Theory and Practice: on the Principle of Dr. *Brook Taylor*. By *Thomas Malton*. Fol. *Robson*. Dieß große Werk, ungeachtet es vieles enthält, was nicht unmittelbar zur Sache gehört, ist wegen seiner Vollständigkeit und der vielen und saubern Zeichnungen doch schätzbar. Es enthält 4 Bücher und jedes Buch wieder mancherley Abschnitte. Das 1te handelt von den Optik, von Licht und Farben, vom Auge und der Erscheinung darinnen. Das 2te, die Theorie der Perspektiv. Das 3te, das Praktische davon. Das 4te, von den Schatten: wo hauptsächlich Malerey und Baukunst vorkommen. Man findet hier die Vorstellungen von verschiedenen öffentlichen großen Gebäuden in London und auch ideale Entwürfe zu dergleichen.

A New System; or, an Analysis of Ancient Mythology &c. Vol. III. By *Jacob*

cob Bryant. 4. *Payne*, 1776. Der Verfasser fährt in diesem Werke fort, mit großer Gelehrsamkeit und Scharfsinn die Wahrheit von der Hülle der Fabeln zu entkleiden, und sie zu ihrer Reinigkeit zurück zu bringen, und giebt hier eine Geschichte der Babylonier, Chaldäer, Aegyptier, Cananiter, Jonier, Dorier, Pelasger, Scythen, Aethiopier und Phönicier: liefert eine Geschichte der vornehmsten Begebenheiten in dem ersten Zeitalter von der Sündfluth an bis zu der Zerstreuung; handelt von den großen Wanderungen der Völker und ihrem Anbau in verschiedenen Weltgegenden, und sucht andere wichtige Umstände in der mosaischen Geschichte aufzuklären.

Amwell, a descriptive Poem. By *John Scott. Esq.* 4. *Dilly.* 1776. Ländliche Scenen und Auftritte werden hier sehr glücklich geschildert; und die gute Wahl der Gegenstände, in eine anmuthige poetische Malerey gekleidet, macht es zu einem vorzüglichen Gedichte dieser Art.

Ugbrooke Park: a Poem. *Robson.* Ein Landsitz des Lord Clifford: ebenfalls ein beschreibendes Gedicht von nicht weniger Werth, als das vorige.

The Exhibition of Fancy; a Vision. *Kearsly.* Dieß Gedichte besingt den glücklichen Fortgang der schönen Künste, vorzüglich der Malerey und Bildhauerkunst in England und machet zugleich auch der Dichtkunst Ehre.

Addi-

Additions to the Works of *Alexander Pope*, Esq. together with many original Poems and Letters of contemparary Writers, never before publiſhed. 2. Vols. *Balduin.* So wenig es zu billigen iſt, wenn man nach dem Tode großer Männer alle nichtswürdige Kleinigkeiten zuſammenrafft, die ſie bey ihren Leben ſelbſt unterdrückt hatten, und ſo gewöhnlich dieſes ein Kunſtgriff eigennütziger Buchhändler iſt; ſo unterſcheiden ſich doch dieſe ſpäte Nachleſen von den Gedichten eines Pope, Prior, Gray und anderer ſeiner Zeitgenoſſen durch die Güte derſelben, und es iſt kein Zweifel, daß ſie nicht wirklich die angegebenen Dichter zu Verfaſſern haben.

Euphroſine, or Amuſements on the Road of Life. By the Autor of the Spiritual Don Quixotte. 8. *Dodsley.* Der Verfaſſer des geiſtlichen Don Quixotte iſt bereits als ein Mann von Talenten bekannt: er hat ſich auch ſchon in verſchiedenen Gedichten, beſonders in einem, die Liebe zur Ordnung betitelt, hervorgethan, das mit viel Beyfalle aufgenommen worden. Dieſes Gedichte nebſt vielen andern iſt in dieſem Bändchen unter verſchiedenen Benennungen nach ihrem verſchiedenen Inhalte abgedruckt worden, — Sarcaſtiſche, Enkomiaſtiſche, Paraphraſtiſche, verliebte, launichte, moraliſche — Sinngedichte ꝛc. Alle zeugen von vielem Witz und Leichtigkeit.

The

The Works of *Richard Savage*, Esq. Son of the Earl Rivers. 2 Vols. 12. *Evans.* Eine saubere Ausgabe der Werke eines Mannes, der beynahe noch mehr durch sein unglückliches Leben und seine unnatürliche Mutter, die Gräfinn von Macclesfield, als durch seine dichterischen Verdienste bekannt ist. Dr. Johnson vorgesetztes Leben desselben, das auch bereits bekannt ist, wird für eines der schönsten Stücke von Biographie in der englischen Sprache gehalten. Sein Wanderer ein moralisches Gedichte, das selbst Popes Beyfall erhielt, und sein Bastard, in welchem er mit Lebhaftigkeit sein Schicksal erzählt, sind unstreitig das Beste von ihm.

Letters from Italy describing the Manners, Customs, Antiquities, Paintings of that Country in the Years 1770 and 1771. to a Friend residing in France by *an English Woman.* London, 3 Bände in groß 8. Die Beschreibungen von diesem so merkwürdigen Lande hören nicht auf: nie sind sie so häufig in verschiedenen Ländern erschienen, als seit 15 Jahren. Die Verfasserinn gegenwärtiger Briefe schreibt angenehm und verräth viele Kenntnisse und Liebhaberey. Sie muß von Stande seyn, weil ihr aller Orten z. E. vom Pabste, und von den ersten Häusern in Rom, in Neapel, Bologna 2c. vorzügliche Achtung erwiesen worden. Ihre Anmerkungen über die gewöhnlichen Sitten und Gewohnheiten der großen Welt in diesen Lande sind daher gegründet,

und

und lassen sich mit Vergnügen lesen. Aber eben ihr Stand hat auch Gelegenheit zu manchen Zerstreuungen gegeben. Vieles ist nur mit flüchtigen Augen angesehen, viele Oerter sind gar nicht oder nur ganz leicht berührt. Selbst in Rom, welchen Ort die Verfasserinn vornämlich ihrer Aufmerksamkeit würdig geachtet, fehlt sehr viel. Sie ist allezeit mit des la Lande Reisebeschreibung in der Hand gereiset. Daher sie sich theils darauf bezieht, theils seine Fehler verbessert. Ihr vornehmster Gegenstand sind die Werke der Kunst und vornämlich die Gemälde. Aus den vornehmsten Kirchen und Palästen, die sie gesehen, werden diejenigen Gemälde angeführt, welche vornämlich ihr Augenmerk auf sich gezogen. Sie kritisirt solche auf eine angenehme und zum Theil, viel Kenntnisse verrathende Art. Es fehlen aber viele Kirchen und Paläste selbst in Rom, deren sie gar nicht erwähnt, und die gleichwohl, wenn jemand einmal als Liebhaber der Malerey reiset, alle Achtung verdienen. Wir können diese Briefe den Freunden der Künste empfehlen, weil sie viel Unterhaltung darinn finden werden, zumal solchen, die noch nicht sehr mit den Schätzen Italiens bekannt sind, oder wohl gar nichts darüber gelesen haben. Wer aber mehr und gründlicher unterrichtet seyn will, den verweisen wir allerdings auf den la Lande und Volkmanns Nachrichten von Italien. Diese bleiben Handbücher, welche ein Reisender haben muß, der nicht viel Bücher mit sich herumschleppen kann. Für einen, der sorg-

fältig

fältig reisen will, sind diese Briefe einer englischen Dame nicht hinreichend.

Aus Frankreich.

Satires de Perse, traduites en François avec des remarques par *Selis*, ancien Professeur de l'Eloquence. A Paris, 1 Vol. in 8. Eine prosaische Uebersetzung dieses schweren Dichters, die vor den zwanzigen, die man bereits in dieser Sprache hat, einen großen Vorzug verdienet. In einer Vorrede von vier Abschnitten giebt er im 1sten das Leben des Dichters; im 2ten den Charakter seiner Gedichte; im 3ten aber seine Ausleger; im 4ten den Weg, den der Uebersetzer genommen. Der Uebersetzung sind grammatische, historische und kritische Anmerkungen beygefügt.

Epîtres en vers sur différens sujets; par M. *Sélis*. A Paris. Von dem vorhergehenden Verfasser. Der Sendschreiben sind fünf, die von einem leichten und angenehmen Witze zeigen. Das erste ist eine Vertheidigung der Gelehrten, in so fern man ihnen Stolz vorwirft. Das zweyte hat die Aufschrift: daß der Neid nicht so gemein ist, als man sagt. Das dritte: Sendschreiben an meinen Freund, und das vierte über die gesellschaftlichen Pedanten, nebst dem letzten stellen wahre und lebhafte Portraite auf.

Oeuvres

Oeuvres complettes d' *Alexis Piron*, publiés par M. *Rigoley de Juvigny*, 7 Vol. in 8. A Paris, chez *Lampert*, 1776. M. Juvigny war von Piron selbst zum Herausgeber seiner Werke nach seinem Tode ernannt. Diese Ausgabe enthält also alles, was man von ihm hat: seine dramatischen Schriften, eine lyrische Pastorale: la fausse allarme, und ein Lustspiel: der geheimnißvolle Liebhaber, erscheinen hier zum erstenmale: dann folgen Erzählungen, Sendschreiben, Fabeln und Sinngedichte: andere flüchtige Poesien, Lieder, Madrigale und Aufsätze in Prose.

Joachim, ou le Triomphe de la piété filiale, Drame en vers en 3 Actes, suivi d' un choix de poésies fugitives. Par M. *Blin de Sainmore*. In 8. de 236. pag. A Paris, chez *Delalain*. Dieses Drama enthält, ungeachtet mancher Unwahrscheinlichkeiten, viel Gutes. Die angehängten kleinen Poesien liefern verschiedene nachgeahmte Idyllen von Geßnern. Dieser Band macht den zweyten seiner Werke aus; den ersten nehmen seine, mit schönen Kupfern verzierten Heroiden ein.

Dissertation sur les attributs de Vénus, qui a obtenu *l' accessit*, au jugement de l' academie royale des inscript. & belles lettres, au mois de Novembre 1775. Par M. l' Abbé *de Chau* &c. In 4. A Paris chez *Prault*

Prault & *Pissot*, 1776. Wir haben letzthin schon die Abhandlungen des Hrn. Larcher über eben diese Materie angezeiget, die den vom Grafen von Caylus gestifteten Preis erhalten. Die Akademie hat des Hrn. Chau seine ebenfalls des Accessit und Drucks würdig gehalten. Er sucht darinnen die alte Mythologie in Absicht auf die verschiedenen Attribute der Venus aufzuklären, um den neuern Künstlern das Uebliche zu bestimmen, das sie in den verschiedenen Vorstellungen dieser Göttinn befolgen sollen. Er begiebt sich also in die Tempel Griechenlands und Roms, und nachdem er die verschiedenen Meynungen über ihre Geburth dargestellet, so erklärt er die verschiedenen davon abhängigen Eigenschaften, die eine Beziehung auf ihre Gewalt und ihren Einfluß haben. Das Frontispitz stellt die Venus Anadyomene nach Titian vor. Außerdem ist das Werkchen auch mit einigen Münzen und Vignetten verzieret.

Extrait des différens ouvrages publiés sur la vie des Peintres. Par M. *Papillon de la Ferté*. Pictor in tabulis viuit & loquitur. 2 Vol. in 8. A Paris chez *Ruau*. 1776. Des Verfassers Absicht ist, einen körnichten Auszug von dem, was Gutes, sowohl über die alten griechischen und römischen, als auch die neuern Maler aus den verschiedenen Schulen geschrieben worden, zu liefern. Kurz, es soll ein kleines Reper-

torium von dem Wesentlichen einer Malerbibliothek seyn.

Melanges amusans, récréatifs & satyriques de litterature allemande, traduits librement de M. *Rabener*. Par M. *N. L. F.* 4. Vol. in 12. A Paris chez *Costard*. Die Franzosen haben schon einen großen Theil der Rabenerischen Satyren übersetzt und mit Beyfall gelesen, und wir wundern uns, hier verschiedene zu finden, die bereits recht gut übersetzt waren, indessen zweifeln wir nicht, daß sie auch unter dieser Gestalt gefallen werden.

Collection de Dessins Italiens, Flamands, Hollandois & François, ainsi que de plusieurs Tableaux, Estampes, Volumes d' antiquité &c. A Paris chez *Prault*. in 8. Diese Sammlung ist den 8ten Julius versteigert worden, und ist hauptsächlich an Zeichnungen der größten niederländischen Meister sehr reich. Der Sammler davon ist ein Holländer Hr. Neyman, der das Verzeichniß durch Hr. Basan machen lassen. Es ist mit einem Titelkupfer nach einer Zeichnung von Choffard, und mit 14 geätzten Blättern von Weisbrod und andern Künstlern nach Hauptzeichnungen aus der Sammlung verzieret.

Dictionaire Dramatique, contenant l' Histoire des Théâtres, les règles du genre

re dramatique, observations des Maîtres les plus célèbres, & des réflexions nouvelles sur les spectacles, sur le génie & la conduite de tous les genres, avec les notices des meilleurs Pièces, le catalogue de tous les Drames, & celui des Auteurs dramatiques; 3 Vol. in gr. 8. A Paris, chez *Lacombe*, 1776. Der lange Titel zeigt schon an, was dieß Werk leisten soll. Die Franzosen haben schon eine Menge Dictionaires Dramatiques, das ist ein Verzeichniß aller Arten Schauspiele, mit einigen Anekdoten durchwebt: Die Liebhaber der Wissenschaften, die aber etwas mehr, als bloß etliche kleine Facta wissen wollen, die keine weitere Beziehung auf die Kunst selbst haben, würden es gern sehen, wenn sie, wie hier, eine kritische Analyse jedes Stücks, nebst einer Bestimmung von dem Werth oder Unwerth desselben finden könnten: und dieß ist die Absicht von dem Verf. dieses Werks gewesen, der sie auch rühmlich ausgeführt hat.

Werther, traduit de l' Allemand. Première & seconde Partie. A Maestricht. Chez *Jean - Edme Dufour* & *Philippe Rou*. 1776. Billig müssen wir diese Uebersetzung anzeigen, da sie sich durch ihre Richtigkeit, Kraft und Schönheit unterscheidet. Durchgängig zeigt der Uebersetzer in seiner Einkleidung und in seinem Ausdruck die Wahrheit dessen, was er

in seiner Vorrede sagt: Le traducteur de Werther devoit avoir un coeur sensible; und wie genau er sein Original studiret, zeigt die angehängte Revision der Schriften über Werthern, unter dem Titel: Observations du Traducteur sur Werther, & sur les Ecrits publiés à l' occasion de cet Ouvrage, wo er zugleich ihren Werth oder Unwerth bestimmt. Wenn die besten Schriftsteller unserer Nation andern mitgetheilet werden sollen, so wünschten wir ihnen immer Uebersetzer, wie diesen und unsern Huber: Und warum sollten wir ihn nicht nennen? Es ist Herr Iverdun, der sich bereits durch ein Journal Britannique bekannt gemacht, das er bey seinem Aufenthalte in London geschrieben.

Französische Kupferstiche.

April. Vénus Anadyomène, nach einem Originalgemälde von Titian, das in der Sammlung vom Palais Royal unter dem Titel der Vénus à la Coquille bekannt, und von Aug. de Saint Aubin gestochen ist. Dieß Blatt dienet zum Frontispice der Dissertation sur Vénus par M. l' Abbé *de Chau*, deren oben Erwähnung geschehen. Zugleich werden auch in einer Suite von 4 Blatt die vornehmsten Medaillons verkauft, die vorgedachte Dissertation schmücken.

May.

May. Les Médecin des Urines, von David, nach Leprince, von gleicher Größe, wie die Blätter nach Greuze, gestochen, kostet 12 Livres. Derselbe verfertigt zum Gegenbilde ein Blatt folgendes Inhalts: Eine junge Person, deren geheime Liebesgeschichte entdecket wird. Man hat ein Kästchen gefunden, das am Fuße eines Tisches steht, um das die Familie versammlet ist. Ein Theil der darinnen gefundenen Briefe, liegt auf einem türkischen Teppich, der den Boden des Zimmers bedeckt, verstreut. Die Großmutter liest gegen über am Tische durch ihre Brille einen der Briefe. Der Vater sitzt auf der Seite in einem Lehnstuhl und höret so ziemlich gelassen zu: die Mutter von der andern Seite, hält in der auf dem Tisch gestützten Hand, das Bildniß des Liebhabers, das man ebenfalls in dem Kästchen gefunden. Sie sieht die Tochter zornig an; diese steht mit niedergeschlagenen Augen davor, aus denen man aber nicht viel Reue erblickt. Während dieses Auftritts steckt ihr das Kammermädchen hinter ihr aufs neue einen Brief zu.

Jun. *Le Spectacle de l'Histoire Romaine* depuis la fondation de Rome jusqu'à la prise de Constantinople par Mahomet II. l'an de J. C. 1453. par M. *Philippe* &c. Vol. in 4. A Paris. M. Philippe, Prof. der Geschichte in Paris, hat einen Entwurf zu einer allgemeinen heil. und profan-alt- und neuern Geschichte gemacht, wovon die gegenwärtige Rö-

mische ein abgesondertes Stück ist. Ein hundert Kupferblätter von den besten Meistern gestochen, sollen die Hauptbegebenheiten derselben in einer Art von Gallerie darstellen, wo jeder Auftritt nicht nur getreu dargestellt, sondern auch von dem Verfasser erklärt wird. Kurz, es ist ein historisches Bilderbuch der römischen Geschichte. Der Verf. erläutert und schildert, was der Künstler vorgestellet, weiset auf das, was leicht in dem Bilde übersehen werden möchte, und suchet selbst die Einbildungskraft des Lesers in Ansehung desjenigen zu erhöhen, was die Gränzen des Zeichners ihm nicht erlaubt haben. Der gegenwärtige Band enthält 20 Kupferblätter, nach Zeichnungen von Gravelot, St. Aubin und andern guten Meistern, und kostet 32 Livres.

Costume des anciens Peuples, par M. *Dandré Bardon* 30me & 31me & dernier cahier, in 4. A Paris. Mit diesen zwo Lagen wird dieses Werk beschlossen, das wir in seinem Fortgange allezeit angekündiget haben, und von dem nach unserer letzten Anzeige die gute deutsche Uebersetzung, mit berichtigenden Anmerkungen begleitet, hier in Leipzig bey Müllern ihren Anfang genommen. Diese Lagen enthalten Anmerkungen über einige malerischen Anekdoten, besonders den Elephanten, der sehr oft bey heroischen Auftritten vorkömmt. Den Beschluß macht ein Register

über

über den Innhalt und die Hauptgegenstände der Kupferblätter.

Tilliard, der Kupferstecher, liefert die vierte Lage der Kupferstiche zum Telemach in 6 Kupferblättern und 2 mit Erklärungen des Innhalts von dem 7ten und 8ten Buche des Romans, nach den angenehmen Zeichnungen des Königl. Malers Monnet.

Ein Kopf von Smith, in schwarzer Kunst nach van Dyck, 14 und ein halber Zoll hoch, und 10 und ein halber Zoll breit, kostet 6 Livres.

4 Lagen, jede zu 6 Blatt, welche die Grundsätze der Zeichnungskunst nach der Natur von Leclerc gezeichnet, und Bonnet gestochen, enthalten.

Julius. Les Amans Curieux, ein Blatt 19 Zoll hoch, 16 und einen halben Zoll breit, sehr fleißig nach Aubray von Levasseur gestochen, das Gegenbild von l' Amour paternel.

L' heureuse Union, 17 Zoll hoch, 12 Zoll breit, nach einer Zeichnung von Freudenberg, gestochen von Bosse.

Hommage des Arts, von Ch. N. Cochin gezeichnet, und von B. L. Prevost gestochen. Es stellt die Königinn in Medaillenform, von denen, ihr huldigenden Künsten umgeben vor, und ist eigentlich zu einem Frontispiz vor eine Musiksammlung des Hrn Botti bestimmt, kostet 4 Livres.

Les Poules aux Guinées, ein kleines Blatt, gezeichnet und gestochen von F. Godefroi: Der Inhalt ist aus der Fabel des Lafontaine la Poule aux oeufs d'or genommen.

Les Citrons de Javotte, nach Jeaurat, von Levasseur.

Portrait de Clement XIV, von Bradel, nach einem Originalgemälde aus Rom in 12.

Portrait en Médaillon de François de la Peyronie, premier Chirurgien du Roi Louis XV, von Prünau.

La joyeuse Bacchante, ein klein Oval von Guttinberg, nach einen Gemälde in Wasserfarbe von Madame Lesüeur gestochen.

Henri - Quatre chez le Meûnier, dernière Scene de la Partie de Chasse. Dieses Blatt ist mit vielem Fleiß von

Si-

Simonet, nach einer Zeichnung von Moreau dem jüngern gestochen. Noch ist zu merken, daß Heinrich des Vierten, und Süllis Bildnisse nach Originalgemälden gestochen, mithin sehr ähnlich sind.

Le Rachat de l' Esclave, 25 Zoll breit, 18 Zoll hoch, von Aliamet mit vielem Geiste, nach einem schönen Berchem in Kupfer gegraben. Die Zusammensetzung dieses Blattes ist sehr reich, mit einem Hafen voller Schiffe, einer Landschaft, Ruinen und viel Figuren gezieret, wovon die von einer schönen Sklavin sich vorzüglich auszeichnet: kostet 12 Livres.

Allegorie du Portrait du Roi: Allegorie du Portrait de la Reine. Diese sinnreichen Allegorien sind von Cochin zusammengesetzt, und auf das sauberste von Longueil gestochen. Der König nimmt den Beyfall seines Volks mit Güte auf: er stützet sich auf die Gerechtigkeit, die das Schwert hält, und die Bosheit mit Füssen tritt: Minerva steht ihm mit dem Horn des Ueberflusses zur Seite: Genien halten die Glanzkrone.

Die Königinn erhält die Beweise der Liebe von dem, vor ihr knienden Frankreich. Minerva krönet sie mit Bluhmen, und in der Hand hält sie einen Strauß von Lorbeern, Lilien und Ro-

sen. Die Krone auf ihrem Haupte halten die Grazien und schmücken sich mit Bluhmen. Die Tugenden, als Personen, umgeben sie. Die Güte hält einen Pelikan, die Sanftmuth ein Schaf, die eheliche Treue eine Taube.

August. La Complaisance maternelle, 15 Zoll hoch, 11 Zoll breit, nach einer Zeichnung von Freudenberg, gestochen von de Launay. Eine junge Frau mit zwey Kindern, von denen sie eines an Laufbande führet.

Le Tour à chaux, 18 Zoll breit, 13 Z. hoch. Nach einem Gemälde von Loutherburg, durch de Launay gestochen: ein angenehmes Blatt.

Une Vestale & un Levite, von Marchand, nach de Vien.

Deux Portraits de jeunes Filles, nach Clerc auf Zeichnungsart, mit einer goldnen Einfassung und Verzierung, von Bonnet.

Portrait de Monsieur le Frère du Roi, nach einem Gemälde von Drouais, in einem großen Medaillon von David gestochen.

September. Portrait de Jean George Wille. Dieß Bildniß in Quartformat unsers berühmten Landmanns ist nach einem Origi-

nalge-

nalgemälde von J. B. Greuze, von J. G. Müller mit vielem Fleiße gestochen: es kostet 3 Livres.

La Jardinière en repos. Nach einem Gemälde von Peters, von J. Ch. Levasseur gestochen: 19 Zoll hoch, 13 Zoll breit.

L' Occupation du Ménage. Eine junge Frau, welche wäscht, und ein Kind das Seifenblasen macht. Nach Aubray, von Blot, 18 Z. hoch, 14 breit.

Portrait en petit Médaillon, d' Amand de Bourbon, Prince de Conty, ein kleines Miniaturkupfer, mit dem äußersten Fleiße gestochen von Vangelisty.

Druckfehler
im vorigen Bande.

S. 211 Z. 14 lies Quad von Kinkelbach für in Kinkelbach.
— 212 Z. 8 lies 1580 u. 1625 statt 1607 u. 1612.
— 234 letzte Z. J. M. Sceligman, lies Seeligman.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.

Zwanzigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung. 1777.



Inhalt.

England.

I.

Versuch einer nähern Bestimmung der Klassen und Zeiten für die etruscischen Kunstwerke. Eine Vorlesung von Herrn Hofrath Heyne.

(Zur Fortsetzung.)

Die Werke, von denen wir bisher gehandelt haben, verrathen eine ungeübte und durch keine fremde Muster oder Kenntnisse geleitete Hand. Wir gehen also nun zu einer andern Gattung über, welche nicht undeutliche Spuren fremder Kunst und Fabellehre an sich trägt. Einige derselben ahmen Aegyptische Muster und Gebräuche, andere das alte Griechenland oder den sogenannten Pelasgischen Stil nach. Man kann auf diesen Werken einen gewissen Fortgang der Kunst und größeres Bestreben nach Zierlichkeit wahrnehmen. Daß sie vor allen andern in Ansehung der Zeit vorhergegangen seyn, und als die ersten Versuche der Etrusker der Kunst angesehen werden sollten, ist, wie ich vorher geäußert habe, schon deswegen unwahrscheinlich, weil die Etrusker, wenn sie gleich anfangs nach Aegyptischem Geschmack gearbeitet hätten, so leicht denselben nicht verlassen, oder doch wenigstens vieles, auch nachdem sie von ihm abgegangen, daraus würden beybehalten haben.

Allein hiervon zeigt sich gerade das Gegentheil, indem keine andere Nation in ihren Werken mit so vieler Beständigkeit einen eigenthümlichen und von andern Völkern verschiedenen Charakter behauptet und beybehalten hat, als eben die Etrusker. Es ist also viel wahrscheinlicher und sowohl der Sache selbst als auch der Beschaffenheit und Folge der Denkmäler und historischen Nachrichten gemäßer anzunehmen, daß die Etrusker, nachdem sie die ersten Schritte in den Künsten zurückgelegt hatten und nunmehr um Mannichfaltigkeit und getreuern Ausdruck der Natur bemüht waren, auch anfiengen Mythologie und Religionsgebräuche auf den Werken der Kunst darzustellen, und eine Zeit lang sich begnügten, aus eignen Kräften ohne fremde Unterstützung und andern Antrieb als Fähigkeit und Neigung dasjenige nachzubilden und auszudrücken, was ihre Aufmerksamkeit am meisten auf sich zog. Sie bildeten daher theils ihre gottesdienstlichen und bürgerlichen Gebräuche und das häusliche Leben ihrer Mitbürger, theils die Pelasgische oder vielmehr alt griechische Fabellehre, welche ihnen gleichsam einheimisch und eigen geworden war, in Erzt und Marmor nach. Denn die Pelasger hatten sich, wie man sich aus dem vorigen noch erinnern wird, gleich anfangs in verschiedenen Theilen Etruriens niedergelassen, und waren mit den Rasennern in Ein Volk zusammen geschmolzen; in einigen Orten aber, besonders in den Seestädten, wie Agylla, hatten die Pelasger, wegen der geringen Anzahl fremder Völker, die sich hier mit ihnen vermischt hatten,

hatten, ihre Einrichtungen, Feste und Religionsgebräuche fast ganz unverändert beybehalten. *) Es nahmen daher auch die übrigen barbarischen Völker die Religionsgebräuche und Fabellehre der Pelasger an, und es mußten ihnen auf diese Weise auch diejenigen griechischen Fabeln willkommen seyn, welche sie in den folgenden Zeitaltern aus Griechenland erhielten, entweder durch diejenigen, welche des Handels wegen die etruskischen Küsten besuchten, oder durch die griechischen Colonien, welche sich in Campanien und dem übrigen Italien und Sicilien festgesetzet hatten. Und hieraus läßt sich einsehen, welchen Gang überhaupt die Kunst bey den Etruskern, nach dem natürlichen Lauf und Ordnung der Dinge, nehmen mußte, und warum der Inhalt ihrer Werke häufig griechische Fabellehre enthält; dennoch aber nicht immer mit Griechenland und besonders nicht mit dem verfeinerten attischen Geschmack übereinstimmt. Doch dieses ist schon in der vorigen Abhandlung auseinander gesetzt worden. Damals also, als die Kunst theils durch eigne Bemühungen, theils durch Nachahmung der griechischen Künstler, so gut sie in jene alten Zeiten waren, **) sich verfeinert hatte, fanden sich einige etruskische Künstler, welche Aegypti-

*) S. die angef. Abhand. im XVIII. B. d. B. S. 12. sqq.

**) Z. B. Kleophant aus Corinth, welcher zu den Zeiten des Tarquinius Priscus, also nach der XL. Ol. und lange vor dem Flor der Kunst bey den Griechen, lebte.

sche Werke nachahmten. Beyspiele findet man hin und wieder beym Gori und Gr. Caylus. *)

Die

*) Der Gr. Caylus hat hin und wieder eine große Menge solcher Figuren geliefert. Aus Erzt sind T. I. pl. 29, 2. T. II. pl. 14, 1. 15, 1. u. 2. T. III. pl. 16, 3. 4. T. IV. pl. 24, 1. 2. 26, 1. 2. 27, 1. 2. 3. T. V. pl. 37, 40, 2. 3. 41, 1. 2. T. VI. pl. 24, 1. 2. T. VII. pl. 14, 1. 2. Aus Thon T. II. pl. 24, 1. 2. 3. Ein Gefäß aus Thon T. I. pl. 29, 1. 32. Ein gemaltes Gefäß ebend. pl. 32. welches einerley Vorstellung hat mit einer Aegyptischen Gemme T. IV. pl. 14, 4. Ein Modell in Marmor zu einer erhabenen Arbeit, welche in Erzt gegossen werden soll, T. V. pl. 36. Eine Gemme mit einem Aegyptischen Sphinx, T. VII. pl. 21, 1. Aus dem Mus. Etrus. kann zum Beyspiel dienen, tab. 5. Gori hält es für die Ancharia, allein ohne Grund, zumal da er ihr Bildniß auf einer Schale vorgestellt und mit ihrem Namen bezeichnet selbst t. 12. u. 13. geliefert. Spuren des Aegyptischen Stils zeigen sich in der Beschaffenheit des Gesichts und in der Stellung des Körpers. Den etruskischen Künstler aber verräth die Form des Kleides und der Schuhe. Man vergleiche hiermit eine Figur des Mus. Kirk. T. II. p. 15. die aber noch etwas feiner gearbeitet zu seyn scheint. Montfaucon hat sie irrig als Aegyptisch aufgeführt, Ant. expl. To. III. tab. 42. 4. t. 113. Ein gewafneter Mann, welcher wegen der Stellung der Füße merkwürdig ist, und ein Aegyptisches Tau an einer Schnure vom Halse herabhängen hat. t. 101. Ein Knabe mit Zierathen ge-

Die Spuren aber und Kennzeichen des Aegyptischen Stils offenbaren sich theils in dem ganzen Ansehen und der Beschaffenheit der Figuren, theils in der steifen und einförmigen Stellung des Körpers, welche sich unter andern auch darinne zeigt, daß die Füße wenig oder gar nicht von einander abstehen und die herunterhängenden Hände platt an den Seiten anliegen; alles Dinge, welche sich besonders an Aegyptischen Figuren finden, die ich aber dennoch den Werken dieses Volks nicht für so eigenthümlich halte, daß ich nicht vielmehr glauben sollte, vieles davon sey den ersten Arbeiten der Künste, wie sie bey allen Nationen beschaffen zu seyn pflegen, überhaupt gemein. Denn der Gang, die Bewegung des Körpers und jeder Ausdruck von Leben und Thätigkeit, können nicht ohne Mühe durch die Nachahmung der Kunst dargestellet werden.*) Ich wollte daher nicht so gleich alle

 schlecht

schmückt und mit Umschlägen nach Art einiger Aegyptischen Figuren umwunden. Die eherne Schale des Mus. Kirk. T. II. p. 95. hat einen Isiskopf statt des Handgrifs. Alles übrige daran ist im etruskischen Stil.

*) Und so, glaube ich, muß Strabo lib. XVII. p. 806. A verstanden werden, wenn er erzählt, die Wände einiger Aegyptischen Tempel wären theils mit Figuren 50 und 60 Schuh groß bemalt, theils mit eingegrabenen auserordentlich großen Statuen geschmückt gewesen, „welche den etruskischen und altgriechischen geglichen:“ ἀναγλυφὰς δὲ ἔχουσιν οἱ τοῖχοι

schlecht gearbeitete Figuren dieser Art für Aegyptische oder auch für Nachahmungen solcher Werke ausgeben. Nur diejenigen, welche schon von mehrerer Einsicht und Geschicklichkeit der Kunst zeigen, zugleich aber auch den Ausdruck, welchen Egypten auf seinen Kunstwerken durch alle Jahrhunderte hindurch ehrerbietig beybehalten hat, genau nachahmen, nur diese bin ich geneigt für in Aegyptischem Geschmack und nach solchen Mustern gearbeitete Werke zu erkennen. Der Meynung, daß sie vielleicht von den Aegyptiern selbst gearbeitet worden, widerspricht theils die Art des Putzes und der Kleidung, welche völlig etruskisch ist, bald gewisse Bewegungen und Beschaffenheiten des Körpers, oder auch ein vom Aegyptischen Stil verschiedener Ausdruck der Kunst. Uebrigens hat es gar wohl geschehen können, daß, als in spätern Zeiten die Aegyptischen, besonders Isischen Gottesdien-

τοῖχοι ὅτοι μεγάλων εἰδώλων ὁμοίων τοῖς Τυῤῥηνικοῖς καὶ τοῖς ἀρχαίοις σφόδρα τῶν παρὰ τοῖς Ἕλλησι δημιουργημάτων. Man hat auch hin und wieder altgriechische Figuren gefunden, an welchen man gleichfalls jene gerade und steife Stellung des Körpers wahrnimmt, welche man den Aegyptischen Bildnissen gemeiniglich als eigen zuschreibt. Allein die Griechen und die Etrusker bemühten sich, nachdem sie die ersten Schritte in der Kunst zurückgeleget hatten, die Gestalt, das Ansehen und die Stellungen der Körper mannigfaltiger zu machen, da hingegen die Aegypter den alten Stil abergläubisch beybehielten.

tesdienste, sich durch ganz Italien verbreiteten, wirklich Aegyptische Bilder nach Etrurien gekommen sind, auch wohl denenjenigen, die den Isischen Gottesdienste ergeben waren, mit in die Gräber gegeben worden, welches auch in Rom und andern Orten Italiens und Siciliens geschehen ist.*) Von dieser Art sind, glaube ich, viele Figuren, welche man gemeiniglich für etruskische hält.**). Ueberhaupt scheint es, daß sich der Geschmack an der Nachahmung des Aegyptischen Stils nicht sehr in Etrurien ausgebreitet, sondern nur auf wenige Werke und von wenigen Künstlern aufgenommen worden. Vielleicht hat er nicht weiter als in einigen Seestädten geherrscht. Denn die etruskischen Städte stimmten in ihren Gebräuchen und Einrichtungen nicht mit einander auf das ganz genaueste überein, indem einige Mehr, andre Weniger von den griechischen Wissenschaften und heiligen Gebräuchen angenommen hatten. Wie aber, durch welchen Zufall und um welche Zeit, die Nachahmung der Aegyptischen Kunst in Etrurien

N 4 auf-

*) Es fällt mir jetzt nur das Beyspiel einer im Soluntischen Gebiete entdeckten Begräbnißzelle ein, beym d' Orville in Sicul. p. 43. sq.

**) So scheint mir die eherne Figur Mus. Etr. t. 17, 2. vermuthlich von einer Aegyptischen Hand zu seyn; ferner ein Ueberrest einer Isis oder Osiris in Inscript. Etr. T. I. t. 17, 1. cf. Mus. Etr. T. II. p. 21. Ich bekenne eben dieses in Ansehung einiger Figuren beym Gr. Caylus, v. c. T. IV. pl. 124, 1. 2.

aufgekommen ist, kann man auf keine Weise bestimmen. Ueberhaupt weiß man von dem Handel, welchen Aegypten und Etrurien durch die Schiffahrt mit einander getrieben, wenig Zuverlässiges. Wahrscheinlicher scheint es, wenn man den Charakter der Aegyptier in Erwägung zieht, daß die Etrusker Aegypten besucht haben. Daß aber beide Völker mit einander Handel getrieben, wird dadurch außer Zweifel gesetzet, daß so viele etruskische Statuen und gegrabene Werke den Aegyptischen Stil und die Religionsgebräuche dieses Volks darstellen. Diese Nachahmung der Aegyptischen Kunst ist der Bemerkung der Gelehrten nicht entgangen, allein die Meisten folgen der Meynung des gelehrten Bonarotta (in Obss. ad Dempst.) und glauben hierdurch den Ursprung der Etrusker aus Aegypten erweisen zu können, welches gleichwohl allen historischen Umständen und Nachrichten und der Wahrscheinlichkeit selbst zuwider läuft. Andere, und unter diesen der berühmte Gr. Caylus *) wollen durch eben diesen Umstand darthun, daß wenigstens die Anfänge der Kunst unter den Etruskern aus Aegypten herzuleiten sind. Aber auch diese Behauptung hat, wie ich schon erinnert habe, wenig Wahrscheinlichkeit für sich, weil, wenn die Etrusker gleich anfangs fremde Muster in der Kunst vor sich gehabt hätten, ihre ersten Versuche nicht so ganz unförmlich und kunstlos würden gewesen seyn. Ich glaube also vielleicht der

*) Recueil T. I. p. 78. und hin und wieder an andern Orten.

der Wahrheit näher zu kommen, wenn ich annehme, daß Etrurien schon einige Kenntnisse in Behandlung der Metalle, und besonders in Gießung des Erztes besaß, und dann erst Bilder aus Aegypten erhielt, welche zwar nicht durch besondere Schönheit, aber doch durch die Neuheit den Etruskern gefallen konnten. Einige wenige Künstler bildeten sich sogleich nach diesem Stil, welcher aber bald wieder dem einheimischen und ihrem eigenthümlichern weichen mußte.

Weit angemeßner hingegen dem Genie der Etrusker, und durch die Länge des Gebrauchs bekannter waren ihnen die aus der Pelasgischen Fabellehre entlehnten Vorstellungen, welche, wie ich schon erwähnet habe, den Etruskern durch die Gemeinschaft der unter ihnen wohnenden Pelasger beynahe eigenthümlich geworden. Sie behandelten daher auch diese Vorstellungen so, daß sie nichts von andern entlehnten, sondern in allen ihrem Genie treu blieben. Dieser Zug aus dem Charakter der Etrusker leuchtet auch in ihrer Baukunst hervor, welche das Werk ihres eignen Genies, und nicht eine von andern geborgte Erfindung ist. Denn man weiß, daß in der toskanischen Ordnung die größte Einfalt herrscht, ja mehr noch als selbst in der dorischen. Schwerlich aber wird man Einfalt in Werken antreffen, welche ein Volk andersswoher entlehnt, und durch Nachahmung auszudrücken gesucht hat. Ueberhaupt, glaube ich, kann uns nichts vortheilhaftere Begriffe von dem Genie der alten Etrusker machen, als eben dieser, in

Festsetzung ihrer Baukunst bewiesene Geschmack. Daß aber die Ehre dieser Erfindung den frühen Zeiten beygelegt werden müsse, zeigt selbst die der toskanischen Ordnung eigenthümliche Simplicität, von welcher sich die spätern Zeitalter allenthalben zu entfernen pflegen.

Die Pelasgische, oder welches einerley ist, die altgriechische Fabellehre überhaupt ist der Inhalt sehr vieler Denkmäler der unerfahrnen so wohl als der etwas aufgeklärteren und beßern Etruskischen Kunst. Wollte man zweifeln, ob diese Werke mit Recht den Etruskern beygeleget würden, so darf man sich nur erinnern, daß dem größten Theil derselben etruskische Buchstaben und Aufschriften eingegraben sind, deren Sinn durch Muthmaßungen zu erklären, verschiedene Gelehrte sich vergebens bemühet haben, bis endlich Paßeri, ein berühmter Alterthumsforscher hierinne um etwas glücklicher gewesen ist. Hält man nun gegen diese mit Buchstaben bezeichnete Werke andere, welche dergleichen nicht haben, so fällt es nicht schwer, sich durch die bey dieser Vergleichung wahrgenommene Aehnlichkeit von ihrem gemeinschaftlichem Ursprunge zu überzeugen. Ich setze aber in diese Klasse erstlich viele, meistens schlecht gearbeitete kleine Figuren aus Thon oder Erzt, welche Helden und Götter des alten Griechenlandes vorstellen, besonders den Herkules und Bachus; doch ist gemeiniglich etwas verändert, oder hinzugesetzt, welches nicht mit der griechischen Vorstellung übereinkömmt. So ist die Löwenhaut des Herkules gemeinig-

gemeiniglich nur sehr wenig und durch enge Falten angedeutet, auch ist das Gesicht desselben von dem gewöhnlichen Ansehen eines Helden sehr verschieden. Bachus wird mit einem Barte, und in einer sonderbaren Stellung des Körpers vorgestellt, wie man ihn auch bisweilen auf Münzen findet. *)

Die

*) Dergleichen Vorstellungen des Herkules sind, Mus. Etr. t. 73. wie auch beym Gr. Cayl Rec. T. VI. pl. 27, 1. Etliche andre ebendaselbst, T. I. 27, 1. T. II. 14, 2. und 6. 16, 1. 2. 17, 1. IV. 26, 5. besser gearbeitet sind, III. 22, 5. 23, 1. 2. VII. 18, 3. 4. Montfaucon hat einige von dieser Art unter die Fechter gesetzt, T. III. pl. 156. Eine sehr plumpe Figur ist, T. VII. pl. 13, 1. Man vergleiche hiermit eine gallische Abbildung des Herkules, T. M. pl. 88, 1, 2. und eine andere Figur beym Musell. t. 10. Sonderbar ist die Vorstellung eines bärtigen Herkules, welcher zwo Schlangen zermalmet, T. III. 20, 1. Bachus mit einem Bart kömmt hin und wieder vor, z. E. Mus. Etr. t. 53. Cayl. T. IV. pl. 32, 3. 4. Der Gr. Caylus glaubt denselben auch auf vielen etruskischen Denkmälern zu finden, z. B. T. IV. pl. 91, 3. V. 25, 3. VI. 9, 3. VII. 5, 1. 6, 1. 7, 3. und auf der Isischen Tafel: Ich bin ungewiß, was ich aus dieser Gottheit machen soll. Bisweilen kömmt er auch mit hervorgestreckter Zunge vor, wie auf sicilischen und neapolitanischen Münzen der sogenannte Hebo. Aber auch Medusa wurde mit vorgestreckter Zunge abgebildet. z. E. Mus. Etr. t. 31. und 85. Daher scheint die son-

Die berühmteste Gattung aber der ältern und nach der Pelasgischen Fabellehre gebildeten etruskischen Kunstwerke sind die aus Thon oder Erzt verfertigten Schalen, welche gemeiniglich erhoben gearbeitet und mit etruskischen Buchstaben bezeichnet sind, durch welche wir von den Namen und Abbildungen einiger Götter eine bessere Kenntniß erhalten haben. Viele dieser Schalen sind von so schlechter Arbeit, daß man sich wundern muß, wie die Hand so unwissender Künstler sich an die Abbildung so feiner und wohl ausgedachter Vorstellungen habe wagen können. Sie enthalten gemeiniglich Abbildungen von Göttern und Helden des alten Griechenlandes, doch, einige wenige ausgenommen, ohne Attribute und mit bloßer Beyfügung des Namens, welcher die vorgestellten Personen erklärt. *)

Der

derbare Vorstellung entstanden zu seyn, welche auf den Abraxischen Gemmen sich hin und wieder findet, z. E. Recueil. T. VII. 8, 1.

*) Die berühmteste dieser kleinen Schalen, welche man bey den Opfern brauchte, ist die Cospianische (abgebildet befindet sie sich in vielen Werken: als im Mus. Cospian. p. 312. 313. Dempst. t. 1. Diss. dell' Acad. di Cortona, T. II. p. 93. Mus. Rom. T. II. t. 23. am besten im Mus. Etr. t. 120) Man sieht auf ihr den Jupiter, aus dessen Haupt die Pallas hervorgeht, mit den beygeschriebenen Wörtern: Tina. Thalna. Thana. Sethlanm. Eine Vorstellung, welche weder für die Augen, noch für die Einbildungskraft etwas Reizendes hat,

Der größte Theil dieser Schalen befindet sich in dem Museum des Römischen Collegii, und ist durch

und daher auch von den Künstlern besserer Zeiten sehr selten angebracht worden. Besser ausgedrückt ist sie auf einer Lampe beym Passer. in Lucernis vet. T. I. t. 52. Die neugeborne Pallas flattert über das Haupt des sitzenden Jupiter hin. Eine Schale des Mus. Kirk. p. 75. 2. stellt den Jupiter vor, wie er schon geboren hat, und Minerva Merkurius und Apollo ihn umgeben. Die Gherar- deschische Schaale beym Dempst. t. 2. stellet die Vergötterung des Herkules dar, mit beygefügter Schrift. Hercle Menrva Ethis (vielleicht Ebis, Hebe), Eris d. i. Ἥρα: (Den Namen Cupra wodurch nach des Strabo Bericht lib. V. p. 241. Juno bey den Etruskern angedeutet wurde, habe ich auf keinem Denkmale finden können.) Die Ficoronische hat die Vergötterung des Bachus ib. t. 3. mit der Schrift, Tinia. Apulu. Tuems (d. Therms Hermes.) Sie befindet sich jetzt im Museo des römischen Collegii, und ist gut abgebildet im Mus. Kirk. t. 21. p. 87. Eine andere Ficoronische beym Dempster t. 4. (jetzt in eben diesem Museo v. Kerker. p. 83. 2.) mit vier Göttern und folgender Schrift Laran. Turan. Munrva. Aplu. Die Mediceische ibid. t. 5. und Mus. Rom. Caussei T. II. t. 25. Mercurius u. Minerva, Menerva. Therme) betrachten ein zu ihren Füßen liegendes Ungeheuer, vielleicht den Kopf der Medusa, oder wenn man lieber will, einen Giganten, vielleicht ist es gar nur eine Verzierung des äußern Randes oder Handgriffs, wie man etwas dergleichen an einem Gefässe aus Erzt im Mus. Kirk. t. 1. wahrnehmen kann. Die An-

durch die Bemühungen des berühmten Contucci, in dem Kirkerianischen Museo in Kupfer gestochen und

Ådejanische Schale stellt den Herkules dar, als Ueberwinder der Lernäischen Schlange, nebst der Minerva seiner beständigen Schutzgöttinn, nach der Meynung der alten Dichter und selbst des Homer. cf. Pausan. V. 17. f. und meine Abh. vom Kasten des Cypselus S. 23. Auch liest man dabey die Namen Hercle, Menerva. Es giebt mehrere Medicäische Schalen: eine mit dem Meleager und den Zwillingen der Leda beym Dempst. t. 7. mit den Buchst. Kastur. Pultuke Melakre. Menle. (Castor. Pollux. Meleager. Menelaus. Wie der letztere hierher kömmt, weiß ich nicht). Noch eine beym Dempst. t. 38. mit der wieder ins Leben gebrachten Alcestis und den Buchst. Vmaile. Ekse. Der gelehrte Paßeri hält es für die Namen des Eumelus, des Sohns der Alcestis, und des Herkules. Eine dritte ibid. t. 91. die vom Peleus geraubte Thetis mit der Aufschrift Pele. Thetis. Parsura. Unter den Schalen aus Erzt will ich noch anführen, Mus. E. t. 86. Minerva und ein Genius Fecialis, mit der Aufschr. Menrva. Lasa, Tekl. (Lasa, vielleicht aus Lar, ἄναξ) Diese Schale ist auch in das Mus. Kirk. p. 59 gekommen. Eine andre aus dem Gratianischem Museum, beym Passer. T. III. Mus Etr. 19. stellt die Tyro vor, welche von ihren Söhnen erkannt wird, mit der Aufschrift, Peles Flere, (dieses bedeutet eine Sache die man den Göttern angelobet oder geheiliget hat, gewidmet.)

Es giebt auch Schalen ohne Buchstaben, welche gleichfalls berühmt sind, Mus. Etr. T. I. t. 89. t. 126, 1. 2 (auf der ersten, fragen Meleager

und abgebildet worden. Andre haben Bonarrota im Dempsterischen Werke, Gori im Museo Etrus-

und Atalanta einen Wahrsager wegen der Erfüllung eines Gelübdes an die Diana um Rath; die zwote scheint die Söhne der Lede vorzustellen, welche sich über die Mittheilung der Unsterblichkeit berathschlagen; sie ist auch in das Mus. Kirker. p. 43. gekommen.) t. 127. 128 und 129. welche sich im Mus. Kirker. p. 71. 1. befindet; sie ist wenig von der Schale beym Dempst. t. 4. verschieden. Eine andere hat das Mus. Rom. T. II. 1, 21. Nach einiger Meynung soll sie das Urtheil des Paris vorstellen, welches aber nicht wahrscheinlich ist. t. 128. wenigstens zeigt die Berathschlagung zweyer Helden, vielleicht des Theseus und Pirithous, auch ist diese Stellung berathschlagender Personen auf Schaalen nicht selten z. E. Mus. Kirk. p. 71. 2. 83. 1. 87. 1. und auf der stoschischen Gemme, die Berathschlagung der Helden gegen Theben, und auf andern. Wahrscheinlicher ließe sich dieses von einer nicht fein gearbeiteten Schale behaupten im Mus. Kirk. p. 51, 2. p. 63. 1. p. 67. 1. Mus. Rom Caussei t. 20. Paris mit dem Merkur und beygefügten Buchstaben welche aber nicht gut abgedrückt sind. In Inscr. Etr. T. I. t. 16. befinden sich drey Schaalen aus dem andreischen Museum, die eine davon hat auch das Mus. Etr. t. 92. Hieher gehört auch Mus. Rom. T. II. t. 19. 22. 26. (dieselbe mit Mus. Kirker. p. 47, 1.) t. 27. Actaeon wie er von seinen Hunden angefallen wird, wenn diese Schaale anders etruskisch ist. Ferner Cayl. Recueil T. IV. pl. 36, 1. 37, 1.

Etrusco, und ferner Causeus Caylus, und Winkelmann in ihren Werken bekannt gemacht. Unter eben diese Gattung von Thonarbeiten kann man auch einige Gefäße aus den ältesten Zeiten rechnen, theils mit erhabner Arbeit, theils gemalt. Sowohl die Behandlung des Thons, als auch die Auftragung der Farben und Glasur, mit welcher

und eine andere in Erzt gearbeitete VI. pl. 32. Mus. Kirk. p. 43, 2. 47, 2. p. 51. 55, 2. 75, 1. 79, 2. 91, 1. 2. 95, 1,

Von schlechter Arbeit und dunkeln Inhalt sind, außer einigen der vorhererwähnten, die Schalen Mus. Etr. 81, 2. (besser abgebildet ist sie Mus. Kirker. p. 63, 2. und zeigt einen Helden oder Gott, der sich eines Frauenzimmers bemächtigen will, vielleicht die Geschichte der Bachus und der Ariadne) t. 83, 2. 91. 92. 121. (Mus. Kirk. p. 67.) dreye t. 186. Mus Kirk. p. 39, 2. 59. 2. 79. 1. Caylus Rec. T V. 46. 5. VII, 17.

Beyspiele hingegen von später und feiner gearbeiteten Schalen sieht man Mus. Kirk. p. 39. 1. (Sie stellt den Kampf des Pollux und Amykus dar mit einer der römischen nahe kommenden Schrift: Poloces. Amuces. Losna) und ferner an einer andern p. 55 auf welcher, Jupiter der den Herkules mit der Juno aussöhnet, die Aufschrift ist: Hercele. Iovei. Iuno.

Von Schalen in Thon mit erhabener Arbeit sind wenige auf uns gekommen. Mus. Etr. t. 85. mit dem Kopf der Meduse, die Schrift ist abgenutzt und unleserlich, Mus. Kom. II. t. 24. mit vier Götterwagen.

welcher sie überzogen sind, beweisen, daß gewisse chymische Versuche und noch einige andere Kenntnisse in einem Zeitalter bekannt gewesen sind, dem man sie, ohne diese Denkmäler, beyzulegen sich nicht einfallen lassen würde. Einen noch größern Fortgang der Etrusker in verschiedenen Künsten und Kenntnissen beweisen die geschnittenen Steine dieses Volks. Diese Kunst setzt zu ihrer Entstehung eine besondre Geschicklichkeit in Behandlung des Eisens, und Hände, welche sich schon in diesen Arbeiten auf andere Materien geübt haben, voraus. Die Erfindung der erfoderlichen Werkzeuge ist mit vielen Schwierigkeiten verbunden, und die Entdeckung der Brauchbarkeit des Staubs von Diamant zum Schneiden der Steine ist nicht weniger sinnreich. Und doch scheinen die Etrusker ziemlich früh diese Kunst besessen zu haben, wenn man die rohe Arbeit und den unschicklichen Inhalt vieler geschnittenen Steine in Erwägung ziehet; daß man sie aber doch nicht in die ganz alten Zeiten zu setzen habe, wird aus der Gestalt der Steine selbst wahrscheinlich, welche wie Käferrücken geschnitten sind,*) indem die Etrusker hierinne den aus Egypten erhal-

*) Man hält dafür, die Etrusker hätten sich dieser in Form eines Käfers geschnittenen Steine als Amulete bedienet, und mit Recht. Doch zeigte sich dieser Aberglaube erst in spätern Zeiten, daher glaube ich auch, daß man nur erst in den spätern Zeitaltern die Gemmen zu durchbohren pflegte.

haltenen Mustern gefolgt zu seyn scheinen. Doch *) verließen sie diese nachher fast ganz, und arbeiteten nach ihrem eigenen Genie, welches der rohe Stil so vieler geschnittenen Steine beweiset, welche keine fremden, sondern nach dem Geschmack und Sitten ihrer Landesleute behandelte Gegenstände darstellen; dieses nimmt man besonders auf denjenigen Steinen wahr, welche Spuren einer emporstrebenden Kunst und Einbildungskraft an sich tragen. Vergleicht man nun alles dieses mit einander, so wird es wahrscheinlich, daß die etruscischen Künstler bisweilen in Ermangelung anderer Gelegenheit Steine zu erhalten, sich aus Egypten dergleichen kommen ließen, und von daher keine andere als in Form eines Käfers geschnittene erhalten haben. Uebrigens läßt ein großer Theil derselben die ersten Versuche der Etrusker in harte Steine zu schneiden wahrnehmen, indem der Künstler bisweilen sein Instrument kaum zur Verfertigung der Umrisse in seiner Gewalt hatte, oder auch wenn er einen Theil seines Werks erträglich herausgebracht hatte, nun die übrigen Theile und Verhältnisse nicht darzustellen wußte, und z. B. nachdem er den Körper vollendet hatte, wegen der Abbildung des Kopfs in Verlegenheit war. *)

Die

*) Eine einzige Gemme beym Cayl. T. VII. 21. welche einen Sphinx darstellt, ist im egyptischen Stil gearbeitet.

**) Sehr gut hat diesen Stil auseinandergesetzt, und viele Beyspiele der unerfahrensten Bearbeitung ange-

ge-

Die meisten dieser Steine sind von eingegrabener, wenige von hervorstehender Arbeit. Die Vorstellungen derselben sind größtentheils aus der griechischen Fabellehre, doch einige haben auch einheimische Gegenstände, auch Thiere, Ungeheuer, und andere Abbildungen, welche zu dem Gebiete dieser Kunst gehören. *) Von diesen Versuchen gieng die Kunst zu denjenigen Werken fort, welchen Kenner das Lob der Ausarbeitung und des Fleißes zugestehen, ob sie gleich das Verdienst mit einander übereinstimmender Verhältnisse, richtiger Zeichnung, geschickter Anordnung, mit einem Worte

O 2 die

geführet der Gr. Caylus Rec. T. III. 20. 21. 24. T. IV. pl. 28. sqq. T. V. 38. sqq. VI. 25. 26. VII. 14. sqq. 23, 4. mit Buchstaben welche ich lese Pul. d. i. Puluke, Pollux. Etwas besser gearbeitete v. T. II, pl. 18, 1. 2. 28, 1. 2. III, 16. 22. 23. 25. IV, 30. 31. (auf dieser n. 1. trägt ein Held seinen umgekommenen Freund daher. Die gestochenen Buchstaben sind nicht gut nachgebildet, doch lese ich Achele: das andere Wort muß den Namen Ajax enthalten, welcher den umgekommenen Achilles zurückgetragen, die Geschichte stehet weitläuftig beym Q. Calaber libr. III.) pl. 32. Ferner IV. pl. 34, 1—5. n 1. zeigt den Herkules, wie er dem Apollo den Dreyfuß entwendet, eben diese Vorstellung findet sich auch auf einem marmornen Altar im Recueil de Marbres de Dresde n. 3. welches der Herr Graf gesehen hat. Man sehe auch eine andere Gemme im Mus. Etr. t. 99, 5. T. V, 36. 5. VII, 19. 21. 22. 23. (n. 1. zeigt den Pyrrhus wie er die Polyxene umbringt.) Eine sonderbare Vorstellung eines umgewandten und den Rücken zeigenden Menschen ist T. II. pl. 28. III. 21, 1.

*) v. Gor. T. II. Mus. Etr. p. 432. sqq.

die griechische Feinheit an ihnen vermissen. Da ein Theil derselben die Fabellehre und Religionsgebräuche des alten Griechenlandes ausdrücket, so ist es wahrscheinlich, daß diese auch in ältern Zeiten geschnitten worden. *)

Von

*) Die bekannte Etyschische Gemme hat Winkelmann auf dem Titelblatte seiner Geschichte d. K. in Kupfer stechen lassen, und handelt von ihr p. 99. seqq. und in der Descript. du Cab. de Stosch. p. 344. Auch andre z. B. Antonioli, haben sie abgebildet und beschrieben. Man würde argwohnen können, daß es ein altgriechisches Werk sey, wenn nicht die Schriftzüge, und die Flexion der Nahmen Etrusciſch wäre. Einen Carniol mit den Tydeus s. ibid. Descript. p. 348. it. Geschichte d. K. 100. 112. und p. 114. ist sie in Kupfer gestochen. Den Achat des Hrn. Dehne, auf welchem man den Peleus sieht, der seine Haare in ein Gefäß mit Wasser taucht s. p. 140. (auch beym Cayl. Rec. T. VII. pl. 23, 2.) Winkelmann meynt, es beziehe sich diese Vorstellung auf ein dem Flusse Sperchеus wegen des Achilles Rückkunft gethanes Gelübde: allein dieses ist nicht wahrscheinlich. Ich glaube eher, daß Peleus hier vorgestellt wird, wie er sich wegen der Ermordung des Acktor reiniget. Der Scarabäus des F. H. v. Riedesel, welcher den sitzenden Theseus, nicht aber in der Unterwelt, sondern von seinen Heldenthaten ausruhend, darstellt, ist beym Caylus abgebildet zu finden T. VI. pl. 36. (cf. T. VII. 23, 24.) Auf eben dieser Seite n. 2. glauben einige des Diomedes Pferde vorgestellt zu sehen, allein die Erklärung des H. Grafen, welcher meynt, es sey Achilles, der auf dem Scheiterhaufen liegt, ist schicklicher. Sonderbar ist es, daß sowohl auf den kunstlosen als auch besser gearbeiteten Etruscischen Gemmen so viele Personen in gewaltsamen Stellungen und heftigen Bewegungen erscheinen,

deren

Von dieser Art ist die Stoschische Gemme, welche fünf von den sieben gegen Theben gezogenen Helden vorstellt, und von dem guten Winkelmann, der sich so leicht zu übertriebenen Lobeserhebungen hinreissen ließ, so sehr gerühmt wird.

Endlich glaube ich auch in diese Zeiten der durch den griechischen Geschmack noch nicht verfeinerten Kunst, die meisten erhobenen Arbeiten setzen zu müssen, welche sich besonders auf den Grabsteinen befinden, die in großer Menge im Dempsterischen Werke, dem Museo Etrusco und andern Orten hin und wieder gesammlet und erläutert sind. Und dieses überhebt mich einer weitläuftigern Anführung und Beurtheilung dieser Werke.

Anhang.

Haben vielleicht Numa und Pythagoras einen Theil ihrer Einrichtungen von den Etruskern entlehnt?

deren Körper verdreht, und über die Maßen vor oder zurückgebogen ist allein eben dieses ist ein Beweis von der Unwissenheit des Steinschneiders in der Zeichnung. Siehe die nur erwähnten Gemmen mit dem Peleus und Tydeus. Ferner Cayl. Rec. T. II. pl. 15, 3. 21. VI, 26, 5. den Achilles I. 30, 3. davon eine Paste sich unter den Stoschischen befindet s. Descript. du Cab. p. 376. Ein andrer Achilles, welcher sich die Beinschienen anlegt, mit den Etruscischen Buchstaben: Achiles T. II. 28. 3. und Mus. Etr. T. I. t. 199, 4. Ferner T. II. 28, 4. III. 21, 4. und Mus Etr. p. 198. wo n. 4. mit Buchstaben bezeichnet ist Achele. Vluxe.

Da in den Erzählungen der Römer von dem Numa als Stifter ihres Götterdienstes, wo nicht alles doch das meiste, sich mehr auf mündliche Ueberlieferungen als auf die Glaubwürdigkeit historischer Denkmäler gründet; so ist es uns erlaubt hierüber die alten Denkmäler, die Lebensart der frühen Zeiten, und die historischen Nachrichten mit einander zu vergleichen, welches von den Römern nicht geschehen, und diejenige Meynung zu erwählen, welche die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Man weiß, daß Livius, Dionysius und Plutarchus dem Numa besondere philosophische Einsichten und Kenntnisse beylegen. Diese aber stimmen mit den gemeinen Nachrichten von der Unwissenheit und Barbarey Roms und Latiums in den damaligen Zeiten ganz und gar nicht überein. Auf das außerordentliche Genie dieses Königs sich zu berufen, will auch nicht angehen. Man muß also eines von beiden annehmen. Entweder sind dem Numa die Einrichtungen und Anordnungen späterer Zeiten zugeschrieben worden, und dieses läßt sich in Ansehung einiger sogar aus glaubwürdigen Nachrichten erweisen; oder es waren schon zu des Numa Zeiten einige italiänische Völker und Städte durch die Cultur der Künste und Wissenschaften zu einem ziemlichen Grad der Verfeinerung gelanget. Diese letztere Meynung vorzuziehen bewegt mich die Uebereinstimmung gewisser Umstände, welche uns das Alterthum, gleich Trümmern aus einem Schiffbruche, erhalten hat. Hierunter rechne ich haupt-

säch-

sächlich die früh nach Italien gekommene Bekanntmachung der Buchstaben, die alten Gemälde, deren Ursprung Plinius noch über die Entstehung Roms hinaussetzet, die griechischen Colonien, und den daher entstandenen Handel mit den Griechen, welche Italien besuchten, die Macht der Etrusker durch ganz Italien, ihre Neigung zur Schiffahrt, und endlich auch die Gefäße und Bilder aus den ältesten Zeiten der etruscischen Kunst. Wenn ich alle diese häufigen Spuren einer frühen Verfeinerung der italienischen Staaten überdenke, so glaube ich nicht ohne Wahrscheinlichkeit annehmen zu können, daß diejenigen Einrichtungen und Meynungen, welche das Alterthum als dem Numa eigen, und durch besondere Gunst der Götter geoffenbaret, so sehr erhebt, einigen Gegenden des alten Italiens, welche schon damals den Künsten und Wissenschaften ergeben waren, und zwar den Etruskern insonderheit, zugeschrieben werden müssen. Da ferner die Colonien Großgriechenlandes insgesammt eher zu einer gesitteten Lebensart übergiengen, und bürgerliche Regierung und weise Gesetze bey sich einführeten, als Griechenland, aus dem sie gekommen waren, irgend einen gehörig eingerichteten Staat aufweisen konnte, so bin ich geneigt zu glauben, daß eben diese Städte Großgriechenlandes ihre Verfeinerung besonders dem Beyspiele und Ansehen der Etrusker zu danken gehabt haben, welche schon damals zwölf Pflanzörter in Campanien gestiftet hatten. Da endlich die Philosophie, welche die Griechen dem Pythagoras zuschreiben, außer andern Eigenthüm-

lichkeiten, in welchen sie von der Griechischen abgieng, auch dieses Besondere hatte, daß sie sich nicht auf Speculation einschränkte, sondern vielmehr sich in die Geschäffte und Obliegenheiten des bürgerlichen und häuslichen Lebens einflochte, und der Beobachtung des Vogelflugs, der Vorbedeutungen, und andern vermeyntlichen Offenbarungen des Willens der Götter mehr zuschrieb als sich vernünftiger Weise thun ließ, so wird es, wenn man hinzunimmt, daß das alte Italien eben diesen Künsten, Einrichtungen und Meynungen ergeben war, wahrscheinlich, daß Pythagoras die ihm zugeschriebene Philosophie nicht sowohl selbst erfunden, und zuerst in Großgriechenland eingeführet hat, als vielmehr die damals in Italien und also auch bey den Sabinern, und unter diesen den Curiern, besonders aber bey den Etruskern, herrschenden Grundsätze und Meynungen, welche er vor sich fand, beybehalten, und durch Hinzufügung einiger Lehrmeynungen, welche er von seinen Reisen nach Asien und Egypten mit sich brachte, bereichert, und hin und wieder abgeändert hat. *)

II.

*) Eine gewisse Verwandtschaft zwischen den Systemen des Pythagoras und der Etrusker scheinen diejenigen unter den Alten bemerkt zu haben, welche dem Pythagoras eine Etruscische Herkunft beylegen. Die Gelehrten haben dieses auf eine verschiedene Weise zu erklären gesucht, einige spielen mit den Namen Tyrrhenus (wie Diogenes Laert. VIII. 1. wo man die vom Menage angeführten Stellen besonders Clement. Stromat. p. 300. D. und Euseb. Praep. Eu. X. 4. welcher jenen ausgeschrieben hat, nachsehen kann.) Andre nehmen an, daß

II.

Travels in Greece: or an Account of a Tour made at the Expense of the Society of Dilettanti. By Richard Chandler, D. D. Fellow of Magdalen College, and of the Society of Antiquaries. Oxford. 1776. 304. S. gr. 4. mit Charten und Plans.

Die Anzeige, welche wir, von den vorher bekannt gemachten Früchten der auf Kosten der Society of Dilettanti nach dem Morgenlande angestellten Reise, gegeben haben, legt uns die Verbindlichkeit auf, auch diese neue, und vermuthlich letzte Frucht derselben darzulegen. Der Boden, den die Reisegesellschaft hier betritt, ist ganz klassisch, und für unsere Leser desto interessanter. Sie sind aber auch mit selbigem mehr bekannt. Wir brauchen also nicht gar umständlich zu seyn, und werden nur hauptsächlich den Zustand bemerken, worinn unsre wohl ausgerüstete und aufmerksame Reisende die berühmtesten Stücke und Gegenden

O 5 des

daß der Vater des Pythagoras, Mnesarchus, aus Hetrurien gewesen. (Die Stelle des Plutarch Symp. VIII. 7. hätten die Gelehrten hier nicht zur Bestätigung ihrer Meynung anführen sollen, indem man bey genauerer Durchlesung derselben finden wird, daß sie nur ein Wortspiel eines gebohrnen Etruskers enthält.)

des ehrwürdigsten Alterthums gefunden haben. Griechenland hatte mehr Großes und Schönes, als der ganze übrige Theil des Erdbodens. Aber kein Land hat auch mehr Revolutionen, und alle mit Verheerungen verknüpfet, erfahren, als dieses. Aus den kleinesten Anfängen erhob es sich bald zu einem ansehnlichen Staate. Allein da es für immer aufhörte, ein Staat zu seyn, und den Römern unterworfen wurde, so waren diese die ersten, welche sich ein Geschäffte daraus machten, es seines Ansehens und seiner Schätze soviel möglich zu berauben, die auch durch die mildern Gesinnungen und Zuneigung des Kaisers Hadrian nicht wieder hergestellet werden konnten. Endlich kam die Zeit, da auch Rom fallen mußte: und alle die Zerrüttungen, die diesem Fall vorgiengen und ihn begleiteten, trafen wieder Griechenland. Die sogenannten barbarischen Völker aus Norden und Osten, welche jene Monarchie erst lange bekriegten und zuletzt verschlangen, überfielen auch diese Gegenden. Freylich waren sie keine Liebhaber der Kunst, und ihre Werke wurden also nicht geschonet. Die neuen Reiche, die sich endlich in Westen und Osten behaupteten, hatten darauf hier mehrmalen den Schauplatz ihrer verderblichen Kriege, und noch im vorigen Jahrhundert haben Venezianer und Türken große Verwüstungen angerichtet. Die letzten behielten zwar seitdem die Oberherrschaft in ziemlicher Ruhe; man weiß aber, wie auch die Ruhe dieses Regiments und Volks den Wissenschaften und Werken der Kunst zerstörlich ist. Die allem diesen ungeachtet

da-

davon noch vorhandene beträchtliche Ueberbleibsel beweisen daher die ehemaligen unermeßlichen Reichthümer zur Gnüge, und daß die Alten ihre Beschreibungen nicht übertrieben haben. Der Verfasser gegenwärtiger Reise, Dr. Chandler, hat in seiner Erzählung den lehrreichen Weg genommen, daß er immer mit der Geschichte und dem ältern Zustande anfängt, sodann die Revolutionen berührt, und die gegenwärtige Beschaffenheit genau angiebt. Strabo und Pausanias erhalten dabey viele gute Erläuterungen, so wie die neuern Erd- und Reisebeschreiber, vornämlich Wheler und Pococke, Bestätigungen und Zusätze.

Unsere Gesellschaft gieng den 20sten August 1765. von Smyrna nach Attika ab, und landete zuerst an dessen äußerstem Vorgebürge im Hafen Sunium. Der Ort ist jetzt ganz zerstört, und man sieht nur noch geringe Reste der alten Stadtmauer. Von dem, auf einer weit umher sehenden Höhe gestandenen prächtigen Tempel der Minerva Sunias, zu Perikles Zeiten erbauet, stehen noch 12 Dorische Säulen. Das übrige liegt in Ruinen, und Jaffier Bey hatte diese noch kurz vorher vermehrt, um das Metall der Verbindung aus dem Marmor zu brechen. Auf der Insel Argina, im Saronischen Meerbusen, war, auch auf einem Berge, der Tempel des Jupiter Panhellenius in Dorischer Ordnung, wovon noch 21 äußerliche Säulen der Seiten, zwey vorne und hinten, und fünf von der Zelle aufrecht stehen. Der Stein ist hellbraun, sehr angegriffen, und von hohem Alter.

Die

Die Lage auf einem einsamen Berge hat aber diese Reste besser, als andre gleicher Zeiten, erhalten. Der Grabhügel des Phokus, Sohn des Aeakus, wurde auch allhier bemerkt. Nun kamen sie nach Athen, wovon die Geschichte und eine umständliche Beschreibung gegeben wird, auch ein Plan beygefüget ist. Wir setzen klassische Leser voraus, und diese wissen, was sie hier erwarten können. Die Schätze der Kunst waren ehedem unermeßlich. Das Mehreste und Vorzüglichste rührete vom Perikles her, und es war ein besonders Glück für Athen, daß ein Mann von so erhabnen Absichten, richtigem Geschmack und edler Prachtliebe eben zu der Zeit bey ihnen das Ruder führte, da ihr Reichthum und Ansehen am größesten, und alles in Ruhe war. Die größesten Meister versammleten und bildeten sich unter diesen vortheilhaften Umständen. Phidias wurde von ihm zum Oberaufseher der Gebäude angestellet. Leider, ist das mehreste in den von uns berührten Revolutionen vernichtet, und noch seit den letzten hundert Jahren, da Wheler und Spon die Reste gesehen und beschrieben, ist unendlich viel verloren gangen. Die venezianische Belagerung im Jahr 1687. hat insonderheit große Zerstörungen angerichtet. Der herrliche Tempel von Minerven Parthenon war zwar durch seine Verwandelung erst in eine christliche Kirche, und hernach in eine Moschee, schon damals sehr verunstaltet, und doch ist sie nach jener Reisenden Urtheil noch immer die schönste Moschee in der Welt. Jetzt aber sind alle Säulen vom Naos weg, auch von der

Bild=

Bildhauerarbeit nur wenige unkenntliche Stücke noch zu sehen. Morosini wollte Venedig damit bereichern, und da er es nicht gut losmachen konnte, so beförderte er durch die Versuche nur die Ruinen. Indessen erregen auch diese noch Ehrfurcht und Bewunderung; wenn sie nur nicht von den barbarischen Einwohnern noch täglich mehr zerstöret und verschleppet würden. Die beiden Pedimente und die erhabne Arbeit an den Metopen, den Kampf der Lapithen und Centauren vorstellend, sind noch am besten erhalten. Auch sind noch von der Frise der Zelle etwa 170 Fuß lang im Stande, worauf eine Procession zu Pferde vom Opfer der Minerva abgebildet ist. Von dieser hat der Maler Pars mit vieler Gefahr eine genaue Abzeichnung genommen.

Das Erechthum, ein gemeinschaftlicher Tempel des Neptuns und der Minerva Polias, nur durch eine Scheidewand und doppelten Eingang getheilet, liegt fast ganz in Ruinen, alles von weissem Marmor und herrlicher Arbeit. Von dem Theile des Neptuns stehen die Säulen der Fronte mit ihrer Architrave, Jonischer Ordnung: von dem der Minerva, das Portiko und ein Stück der Zelle. Jenes dient zum Pulvermagazin: das übrige, sonst das Allerheiligste von ganz Attika, war im Jahr 1676. die Wohnung einer türkischen Familie, ist aber anjetzt ganz wüste und verlassen.

Vom Pandroseum, Theater des Bachus, Odeum, Areopag und Pnyx sind die Reste und Spuren äußerst unbeträchtlich. Desto wichtiger und

und schätzbarer aber ist das Ueberbleibsel des Tempels des Theseus, der heiligste nach dem Parthenon, und von ähnlicher Bauart, Dorischer Ordnung. Obgleich ein sehr altes Gebäude, so steht derselbe doch noch ganz, nur daß die gewölbte und mit Lichtöffnungen versehene Decke neu hinzugefüget, der alte Fußboden aber weggeräumet ist. Er dienet jetzt zu einer griechischen Kirche, und ist dem heiligen Georgen gewidmet, zu welchem Ende denn auch eine Sacristey angebauet worden, die man mit Bildern von Heiligen ausgemalet hat. Die Bildhauerarbeit am Tempel herum in alto relievo ist zwar vom Alter beschädigt, allein noch immer Zeuge eines großen Meisters, und stellet sehr kenntlich die Thaten des Theseus vor. Vom Tempel des olympischen Jupiters, dem ansehnlichsten und würdigsten, der jemals dem Regierer des Himmels erbauet worden, finden sich außerhalb der jetzigen Stadtmauer noch majestätische Ruinen. Er war Dypteros Hypäthros, d. i. von einer doppelten Säulenreihe und ohne Decke. Die erste Grundlage geschah vom Pisistratus, er blieb aber lange unvollendet. Sylla plünderte ihn inzwischen, und schmückte mit seinen Säulen das Kapitol. Caligula ließ sogar das Bildniß des Gottes daraus wegnehmen, und eben daselbst aufstellen, wo ihm der Kopf genommen, und mit dem seinigen ersetzet wurde. Endlich ergänzte K. Hadrian alles wieder, und vollendete zugleich mit unsäglichen Kosten das Gebäude, sieben Jahre nach seinem ersten Anfange. Er erwarb sich dadurch den Beynamen

men Olympius. Die Ruinen bestehen hauptsächlich in verschiednen bewundernswürdigen Säulen, Korinthischer Ordnung und gereiffet, einige einzeln, andre noch mit ihren Architraven verbunden. Sie haben 6 Fuß im Durchschnitt, und beynahe 60 in der Höhe. Im Jahr 1676. standen ihrer noch 17: kurz vor der Ankunft unsrer Reisenden hatte man aber mit vieler Mühe eine Ecksäule davon niedergerissen, und zu einer Moschee auf dem Markte gebraucht; welches gleichwohl der Bascha zu Negropont mit einer Geldbusse von 15 Beuteln an dem Woiwoden unter dem Vorwande rächete, daß die Säulen des Großsultans Eigenthum wären. Ein großer Haufen marmorner Bruchstücke liegt darunter, und an den Gebäuden der Stadt findet man viele, die daher genommen sind.

Der Ilissus ist, was er immer war, nur ein gelegentlicher Fluß vom Bergwasser, im Sommer ganz trocken, und wenn ihn Le Roy im vollen Strohme abbildet, so kann er solches nur mit der malerischen Freyheit entschuldigen.

Neben dem Stadium, wovon nur die Stelle zu errathen, sieht man eine einsame Kirche und einen Tempel von weissem Marmor. Erstere ist vermuthlich auf dem Platze, wo sonst der Dianentempel stund, und von dessen Ruinen, wiewohl schlecht, erbauet. Letzter aber ist ohne Zweifel das berühmte Eleusinium, der Ceres und Proserpine gewidmet. Die Griechen hatten es eben sowohl, als das Parthenon und Theseum, zu einer Kirche gebrauchet. Als aber der Marquis de Nointell im

im Jahr 1672. darinn die römische Messe lesen ließ, so wurde das Gebäude als entheiligt verlassen, und es fällt seitdem immer mehr in Ruinen, so daß auch von der, in den Ruins of Athens gegebenen Abbildung bald wenig mehr übrig seyn wird.

Weiter den Ilyssus entlang finden sich Anhöhen, auf deren einer das sogenannte Musäum stund, wovon aber sonst keine Spur weiter vorhanden ist. Nur sieht man noch an der Stelle einen schönen Rest des Denkmals, welches, nach dem Pausanias, einem von ihm nicht genannten Syrier errichtet worden. Der Herausgeber des Daniel secundum LXX. Rom. 1772. will aus dem Musäus Moses machen, und ihm das Monument zueignen. Es ist aber unstreitig, daß es einem Cajus Julius Antiochus Philopappus der unterm Trajan lebte, und vom König Antiochus abstammete, zugehöret habe. Der Rest des Monuments ist von weissem Marmor, ein Stück vom halben Zirkel. Es besteht aus zwo Nischen, und hatte ursprüglich deren drey. Die eine linker Hand ist ruinirt. Die mittlere enthält eine sitzende Figur mit der griechischen Unterschrift: König Antiochus, Sohn des Königs Antiochus. In der dritten ist eine andre sitzende Figur, auch griechisch unterschrieben: Philopappus Sohn des Antiochus Epiphanes von Bisa. Dieß waren vermuthlich die Vorfahren derjenigen Person, welche die ruinirte erstere Nische anfüllete, und deren obbesagter Name mit seinen Ehrenstellen in einer lateinischen Inschrift auf einem Pilaster zwischen den beiden Figuren

ren aufbehalten ist. Er wird darinn auch Consul genennet: da aber sein Name nicht in den consularischen Tafeln steht, so muß er wohl nur designatus gewesen, und vor Antritt der Würde verstorben seyn.

Die Alterthümer in der jetzigen Stadt Athen übergeht der Verfasser, da sie vom Stuart und Revett, in den Antiquities of Athens, erst neuerlich so wohl beschrieben und abgebildet worden. Statt dessen giebt er einen Auszug aus der Beschreibung des Pausanias und erläutert solche mit guten Anmerkungen. Hierauf folgt eine Digression über die alten Gymnasien, die Akademie, das Lyceum und Cynosarges, wie auch die Universität, wobey wir uns aber nicht verweilen dürfen, um von der weitern Reise in Attika noch einige Besonderheiten vorlegen zu können. Das Land ist überhaupt dünne bevölkert, und von den gegenwärtigen Einwohnern nur wenige, die das Gepräge einer edlen Abkunft dadurch zeigen, daß sie schlau, fertig und unruhig sind. Die türkische Regierung ist zwar in selbigem milder, als an andern Orten. Die große Unwissenheit und der Aberglauben dieser Nation hat aber auch die Griechen überzogen, und das angeborne Genie unterdrücket.

Nachdem unsre Reisende den Berg Hymettus besuchet, wo das Honig noch immer so süß, als zu Horazens Zeiten, schmeckt, von Alterthümern aber nichts zu finden ist, machten sie eine Tour an der Seeküste zwischen Phalerum und Sunium auf Alopece, (wo Sokrates zu Hause war,

und wo sie verschiedene Grabhügel von der Niederlage der Söhne des Pisistratus entdeckten) Aexone und Anagyrus. In der Gegend des letztern Orts, unfern eines Mönchklosters bey Vary, findet sich ein sehr merkwürdiges Paneum oder Nympheum, welches noch nicht beschrieben, vermuthlich aber dasjenige ist, dessen Strabo gedenket. Man nennt bekanntlich so die Hölen, darinn Pan oder die Nymphen verehret wurden. Diese ist in einem Berge, und der Eingang sehr enge und beschwerlich auf einer Art Leiter von Baumästen und Zweigen. Wenn man diese Stiege hinunter gelangt, so entdeckt man eine schwer zu lesende im Felsen gehauene griechische Inschrift, welche anzeigt, daß Archedamus von Pherä diese Höle den Nymphen zubereitet habe, die ihn besessen hatten. *) Gegen über ist eine kleine Nische mit einigen Buchstaben eines Worts, andeutend, daß hier das Opfer für die Früchte niederzulegen sey. Von hieraus führen zwey Wege in die Höle selbst. Auf dem engern, im Felsen ausgehauenen steht an der einen Seite in sehr

*) Diese Inschrift ist nebst dem andern vom Chandler, in seinen auch von uns angezeigten Inscript. antiq. eingerücket, und lautet: Αρχεδημος ὁ Φηραιος ὁ νυμφοληπτος φραδαισι Νυμφων ἀντρον ἐξηργησατο, wodurch dann sein Zustand und die Ursache der Stiftung angezeigt wird. Man glaubte nemlich, daß derjenige Sterbliche, welcher eine Nymphe verwegen überraschet und erblicket hatte, von ihrem Geiste ergriffen, und bis zur Wasserscheu rasend würde. Dieß sein Versehen zu büßen, stiftete also Archedemus, oder Archedamus, wie er von andern Orten heißt, das Nympheum, zur Verehrung und zum stillen Aufenthalte der Nymphen.

sehr alten Charactern wiederum Archedamus der Pheräer. Am Ende zeigt sich ein Ityphallus, das Symbol des Bachus, und darneben eine Isis, oder egyptische Ceres: dann einige kleine Nischen, unter denen an zweyen Orten der Name Pan, und an zwey andern des Apollo Opfer geschrieben steht. Jenseits diesen ist eine rohe Figur eines Bildhauers mit seinem Werkzeuge arbeitend, und dabey der Name Archedamus, in sehr unförmigen Buchstaben. Nahe beym Bilde der Isis lag ein auf beiden Seiten beschriebener Stein, der vermuthlich ehedem frey aufgestanden. Auf der einen Seite lieset man: Archedamus der Pheräer und Chollidensier erbauete dieses den Nymphen, und auf der andern: Archedemus der Pheräer pflanzte den Garten für die Nymphen. Unter jener Figur des Archedamus führt eine weitere, jetzt schlüpfrige Stiege in die Untergruft, wo alles von Incrustationen und Versteinerungen sehr malerisch bekleidet ist, und auf dem Grunde sich ein klarer, kühler Brunnen findet, wonächst dann, wann man wieder hinaufsteigt, noch eine viereckigte horizontale Aushölung erscheint, die wohl der Gartenplatz gewesen seyn mag, obgleich derselbe von keinem Umfange ist.

Der Stifter dieses Werks, Archedamus, war zu Pherä, einer Stadt in Thessalien, geboren, hatte sich in Attika niedergelassen, und zu Chollis das Bürgerrecht erhalten. Die Inschriften scheinen von verschiednen Zeiten, und die beym Eingange, welche die Ursach der Stiftung, die Nympholepsie,

anzeiget, muß wohl erst nach dem Tode des A. verfertigt seyn. Die Buchstaben sind auch sehr verschieden, und einige im Kadmeischem Alphabet, also wenigstens von 400 Jahren vor Christi Geburt, über welches Alter der rohe Stil der Figur noch hinausgeht, da selbige fast bloße Umrisse von keinem Ausdruck und weniger Verhältniß darstellet, und wohl unter die ältesten, auf uns gelangten Denkmäler des schwachen Anfangs der Kunst gezählet werden kann.

An der östlichen Küste von Attika, die hierauf besucht wurde, reizte die Neugier sie besonders nach Marathon, so nur 80 Stadien, etwa zwo deutsche Meilen, von Athen entfernet ist, und noch den alten Namen führet, aber nur in wenig Häusern bestehet. Das durch den bekannten Sieg der Athenienser unter Anführung des Miltiades berühmte Schlachtfeld ist eine lange schmale Ebene, und noch jetzt sieht man darauf einen großen Grabhügel, der vermuthlich die gebliebenen tapfern Sieger decket. Von andern Denkmälern aber ist nichts mehr vorhanden. Nahe dabey ist der wegen seines vortreflichen Marmorbruchs berühmte Berg Pentele, und an dessen Fuße anjetzt eines der größesten Mönchsklöster. Man erkundigte sich hier nach den Handschriften, die Wheler 1676 daselbst gesehen hatte: die anwesenden Mönche wußten aber nichts davon.

Die fernere Reise gieng nach den Inseln im Saronischen Meerbusen, und dann auf die westliche Küste von Attika. Eleusis giebt Gelegenheit

zu

zu einer Abhandlung von den berühmten Eleusinischen Geheimnissen, in denen Chandler nichts weiter als eine, unter allerhand lächerlichen und unanständigen Ceremonien, eingegangne Verbindung zu gesellschaftlichen Pflichten und fester Verschwiegenheit finden will. Der Ort selbst hat nur noch geringe Ruinen seiner Mauer, eines Theaters und der Wasserleitung. Vom großen mystischen Tempel liegen schwere Marmorstücke und zerbrochene Säulen, die gereift sind, und über 6 und einen halben Fuß im Durchschnitt haben. Auf der Spitze eines dabey befindlichen Felsens zeigen sich auch Spuren eines andern Tempels, vermuthlich des Triptolemus. An einer andern Stelle nicht weit davon liegt ein weit größerer Haufen Marmorreste, Dorisch- und Jonischer Ordnung, so von den Tempeln der Diana Propylea und des Neptuns übrig geblieben zu seyn scheinen, worunter dann einige beschriebene Fußgestelle und die Büste einer sehr zerstückten und verstelleten Kolossalischen Figur, vielleicht der Proserpine, sind, welche letztere von den Einwohnern noch sehr geschätzet wird, da sie eine Tradition haben, daß, wenn sie weggeführet würde, die Fruchtbarkeit der Insel aufhören werde.

Megara, jetzt ein Dorf noch des alten Namens, hat seine übriggebliebene Bruchstücke in neuern Gebäuden eingemauert versteckt, wovon einige Inschriften angeführt werden.

Es folgt eine Beschreibung der Insel Salamis nebst einer Charte von ihrem, durch die Niederlage der Flotte des Xerxes, berühmten Meerbu-

sen. Die Stadt war Solons Geburtsort, und unter den sehr alten Resten von Inschriften fand sich noch eine mit dessen Namen. In Attika war nun nichts mehr zu suchen, und der weitre Weg gieng nach Morea. Die Insel Calaurea wurde vor der Landung zu Trötzen besucht, und es fanden sich daselbst noch verschiedne Bruchstücke von dem berühmten Tempel des Neptuns, die aber eben die Griechen zu einem Kirchenbau nach Hydre abführten. Das bekannte und mit so vielen Tempeln versehene Trötzen, jetzt Damela zeigt zwar davon noch manche zerstreuete Stücke, die aber nichts errathen lassen. Zu Epidaurus suchten sie nach den Tempel des Aeskulaps, erst bey Ligurio, wo aber nur geringe Reste von öffentlichen Gebäuden waren, dann bey Gerao, wo sie nur noch ein paar inscriptiones votivas, zwo alte Cisternen und einige Gesundquellen fanden. Argos, hat noch seinen alten Namen, und ist eine ziemlich bewohnte Stadt. Eben darum aber ist daselbst fast nichts von den herrlichen Alterthümern übrig geblieben.

In Nemea war der Tempel Jupiters schon zu Pausanias Zeiten eingefallen, und das Bildniß weggebracht. Jetzt stehen davon noch zwo Dorische Säulen mit ihrer Architrappe, wobey auch einige Bruchstücke liegen.

Korinth hat auch noch seinen alten Namen und einen ziemlichen Umfang erhalten. Da sie aber, ihrer wichtigen Lage halber, immer der Kriegesschauplatz gewesen, und mehrmals zerstöret worden, so ist daselbst und in der Gegend wenig von

Denk-

Denkmälern übrig geblieben. Eilf gereifte Dorische Säulen mit ihren Architrappen, vermuthlich Reste des Sisypheum, dessen Strabo erwehnet, ist das beträchtlichste. Vom Isthums und Meerbusen hat man eine Charte beygefügt.

Ueber diesen Meerbusen schifften sie nach Livadien, und besahen Anticyra, Stiris, wo jetzt das berühmte Kloster des heiligen Lukas ist, Bulis und den Berg Helikon, an welchen Orten jedoch von Alterthümern fast nichts mehr vorhanden ist. Auch zu Delphi wurde ihre Erwartung wenig erfüllet. Dieser in einer romantischen Gegend auf einem hohen Felsen belegene Ort, ist wegen seines Orakels gnugsam bekannt, und eben dieses verschaffte ihm unsägliche Schätze, auch herrliche Tempel und Gebäude, welche durch die mehrmaligen Plünderungen und Ueberfälle lange nicht erschöpfet und verheeret werden konnten. Sylla und Nero raubten daselbst unendlich, letzterer allein 500 eherne Bildnisse, deren Abgang kaum merklich war. Konstantin der Große aber gab ihm den letzten Stoß, und ließ sogar die heiligen Dreyfüsse wegführen, um das Hippodromium seiner neuen Residenz damit auszuzieren. Anjetzt liegt alles in Ruinen, die nicht sehr beträchtlich sind, wiewohl noch sichtbare Reste von Tempeln darstellen, und sonst in Gräbern, Sarkophagen, auch Inschriften bestehen. Auf der Stelle des Gymnasiums ist ein Mönchskloster, und wo der Tempel mit dem Orakel war, ein elendes Dorf von Albaniern bewohnt. Der Kastalische Brunnen, woraus die Pythia und die Dichter

tranken, fließet noch sehr klar, und so kalt, daß Chandler, da er sich nur die Hände darinn wusch, ganz erstarrete, und ohne Haltung nicht stehen noch gehen konnte, nach einem guten Trunk Wein aber in starke Transpiration gerieth. Der Berg Parnassus, der höchste in Griechenland, konnte, wegen einer herumstreifenden Truppe von Albaniern, nicht besuchet werden. Sie eilten vielmehr aus dem Salonischen Meerbusen nach Morea zurück, landeten zu Patrá, woselbst einiger Handel, aber wenig Ueberbleibsel von alten Denkmälern ist, und von wannen sie den Weg über Cyllene, jetzt Chiarenza, nach Elis nahmen. An diesem, sonst so berühmten Orte, jetzt Paläopolis genannt, trügte auch die Vermuthung grosser Merkwürdigkeiten. Es bestund alles in geringen Resten der Mauer von Backsteinen, und eines achteckichten Gebäudes, wahrscheinlich eines Tempels. Der letzte Ort, wo unsre Reisende mit Grunde noch beträchtliche Stücke der alten Größe erwarteten, war Olympia, das seine ehmaligen Beherrscher, die allgemeine Staatsversammlung, die Spiele, das Orakel und der Tempel des Jupiters in der Geschichte so auszeichnen. Allein auch hier entsprach der Augenschein sehr schlecht. Sie fanden nur die Mauern der Zelle eines großen Tempels, ein schweres Kapital das Dorische Ordnung anzeigte, und geringe zerstreute Reste von Gebäuden, Backsteinen und Steinmauern. Der nebenfließende Alpheus ist noch jetzo ansehnlich und fischreich. Die Absicht der Reise war hiemit erfüllet,

let, und die Gesellschaft gieng darauf über Zante nach Engelland zurück, wo sie den ersten September 1766. glücklich wieder anlangte. Wichtige Entdeckungen sind freylich durch sie wenig gemacht. Die alte Erdbeschreibung hat wohl das mehreste dabey gewonnen, und da die Reste der Kunst und ehmaligen Größe dieser Gegenden von Tage zu Tage mehr vernichtet werden, so verdienen sie allerdings von solchen Männern, die sie kennen und zu schätzen wissen, geprüft und aufbehalten zu werden Die bald zu hoffende deutsche Uebersetzung von eben der geschickten Hand, die uns die Reise nach klein Asien geliefert, wird also unsern Landesleuten nicht minder willkommen seyn.

III.

P. Virgilii Maronis opera, varietate lectionis et perpetua adnotatione illustrata a Chr. Gottl. Heyne. Tom. quartus. Lipsiae 1775.

Der letzte Theil dieser Ausgabe, dessen Anzeige wir neulich versprochen haben, enthält die kürzern Gedichte, für deren Verfasser man insgemein den Virgil ausgiebt. Sie sind Culex, Ciris, Copa, Moretum, und einige Epigrammen, unter dem Titel Catalecta. Diese Ueberreste des Alterthums sind in vielen Stellen so verstümmelt,

so schwerfällig, daß man den Virgil mehr als zu oft vermißt, und daß ein erfahrner bescheidner Ausleger, wie H. H., der nicht alles erzwingen will, sondern die Unmöglichkeit fühlt, darstellt, und dann seine Untersuchung nicht verschwendet, allerdings gestehen muß, daß er diese oder jene Stelle nicht erklären könne. Die Ursachen der Verfälschung und Schwierigkeiten in diesen Gedichten werden sich aus dem Folgenden ergeben.

Das erste Culex, enthält noch H. H. Urtheile, viele Stellen, die sich durch den dichterischen Ausdruck empfehlen: desto matter und gezwungener sind andre, wo man die verunglückte Mühe, schön zu sprechen, gewahr wird, wo man Ausschweifungen findet, die mit Gewalt hergezogen sind, und eine allzugroße Weitschweifigkeit in Beschreibung der Bilder, die sich der Einbildungskraft des Verfassers darboten. Und freylich ist die Erzählung unter hundert andern Dingen so vergraben, daß man sie beynahe verliert, wenn man sie nicht vorher weiß. Gesetzt also, Virgil hätte ein scherzhaftes Gedicht unter diesem Titel geschrieben, welches man freylich nicht mit Gewißheit leugnen kann; so ist doch H. H. Vermuthung überaus wahrscheinlich, daß man diese Grundlage vom Virgil in den Schulen dazu gebraucht habe, sich nach Anleitung derselben in sogenannten Amplificationen und Variationen zu üben, ähnliche Stellen aus andern Dichtern zu vergleichen, und hie und da am Rande oder zwischen den Zeilen dazu zu setzen: und so wurde das Gedicht nach und nach ein Cento.

Die-

Dieser wahrscheinlichen Voraussetzung zu Folge hat H. H. nicht wenig Stellen für unächt erklärt, oder die Ursache, warum sie sich nicht erklären lassen, erwiesen, und sich nicht sowohl mit der Auslegung, als mit der Kritik, beschäftiget. Mit übergroßer Mühe sind die alten Ausgaben verglichen, und die Meynung der Ausleger über den Sinn und die Lesart gesammlet und beurtheilet. Zuweilen zeigt H. H., wie sich der mittelmäßige oder schlechte Ausdrucks des Gedichtes den Augenblick in einen bekannten bessern verwandeln lasse: ein Beweis, daß der Verfasser, oder vielmehr der Schüler, der so etwas eingeschaltet, den eigentlich dichterischen Ausdruck nicht in seiner Gewalt gehabt, und mit guten Mustern nicht vertraulich bekannt gewesen sey. Noch müssen wir erinnern, daß die kritischen Anmerkungen nicht bloß Sammlungen und Beurtheilungen der Lesart sind, sondern eben so viel, ja noch mehr Erklärungen enthalten, als die übrigen Anmerkungen, die eigentlich für die Auslegung und den Sinn bestimmet sind. Die ganze Stelle vom 174 bis zum 179. V., desgleichen der 191. 192. 193. sind Einschaltungen. Vom Tantalus heißt es im 239. Vers. Vix vltimus amni restat. Vielleicht wäre nach H. H. Vermuthung amnis besser, und der Sinn: amnis, a labiis fugiens, vix in imo fundo aluei supererat. Bald darauf, Tantalus reuolutus in omnia gutturis arenti sensu, d. i. Tantalus versucht im Gefühl des Durstes alles mögliche, ihn zu stillen. Dolor con-

contemſiſſe Deos, die Reue über die Verachtung der Götter. Beym 244. V. ſchlägt H. H. folgende Verbeſſerungen vor: Beliue puellas (nämlich, quid memorem)? Dira quibus taedas accendit pronuba Erinnys, (Ceſſit Hymen) praeſaga dedit connubia mortis, Atque alias alio denſat ſuper agmine turmas (nämlich ſponſorum) Impietate fera. Vecordem Colchida matrem (nämlich, quid memorem)? — — Jedoch, wir können keinen Grund anführen, warum wir eben dieſe Beyſpiele anführen. Wir wollten wählen, aber wir fanden überall gleiche Schwierigkeiten, gleichen Fleiß in Auflöſung derſelben, gleiche Mängel und Vorzüge des Gedichtes. Und in dieſer Unentſchloſſenheit merkten wir endlich dieſe wenige Stellen an. Man muß das Gedicht ganz leſen. Aus zuſammengeſtückten Verſen einige wieder ſtückweiſe anführen, kann unmöglich eine deutliche Vorſtellung geben.

Käme es bey dem zweyten Gedichte, Ciris, welches die Verwandlung der Scylla in einen Vogel beſchreibt, auf den dichteriſchen Ausdruck an, und auf eine, dem Virgil eigene redneriſche Stärke, ſo könnte dieſes Gedicht, welches Spuren von beiden enthält, noch eher, als Culex, den Virgil zum Verfaſſer haben. Aber im Ganzen findet ſich weder Entwurf, noch ordentliche regelmäßige Bearbeitung deſſelben; vielmehr ſieht man, wie im Culex, zu viel Früchte der vorhin beſchriebenen Schulübungen, oder zuviel eingeſchaltete Stellen.

Da-

Daher hat es H. H. auf eben diese Art, wie das vorige, behandelt.

Ein andres Gedicht, welches Copa überschrieben ist, sieht H. H. als eine scherzhafte Einladung guter Freunde zu einem Schmause an, der in einer taberna cauponaria sollte gehalten werden. Denn ungeachtet dergleichen Oerter mehrentheils Versammlungsplätze des Pöbels waren, so traf man doch zuweilen auch Leute von Lebensart und Stande darinnen an. Das Gedicht selbst ist nicht zu verwerfen; aber schwerlich läßt sichs erweisen, daß Virgil der Verfasser sey. Bibulus torus im 6. V. ist nach H. H. Erklärung cespes vel gramen in solo arenoso. Im 10. V. muß für pastoris fistula *more* sonat gelesen werden, in ore. Virgineus amnis V. 14 ist das helle, klare Wasser, und weil die Bluhme am Ufer des Baches wächst, heißt es flos libatus ab amne. Acheloïs, die Nymphe des Baches, bringt Bluhmen, weil man an ihrem Bache Bluhmen findet, die sie feuchtet. Den 23. und 24. V. hält H. H. für unächt, weil sich die Stelle nicht zur Sache schickt. Denn alles andre, was der Dichter anführt, sind Reize des Orts, die die Gäste anlocken sollen; freylich aber ist das kein sonderlicher Reiz, daß auch jemand die Thüre bewachet, der nicht wie Priapus aussieht. Dieß ließe sich eher von einem Garten, als von einer taberna cauponaria sagen. Im 25. V. ist die bessere Lesart: Huc Calybita venit: und Calybita ist ein herumziehender Gallus. Im 27. V. ist die Lesart im

Helm-

Helmstädtischen Manuscripte: nunc *varia* — lacerta latet. Und wer wird sie nicht gern annehmen?

Im letzten Gedichte, Moretum, wird erzählt, wie ein Landmann erwacht, im Finstern aufsteht, Feuer anschlägt, Getreide malet, und sich aus Mehl, Zwiebeln, Oel und Essig eine Speise zubereitet, welche moretum heißt. H. H. vermuthet, es sey ein Stück aus einem längern Gedichte, in welchem vielleicht alle Beschäfftigungen eines Landmannes, vom Morgen bis auf den Abend, beschrieben worden, und hält es für so schön, daß er es den meisten Eklogen des Virgils vorzieht. Und in der That ist die Erzählung überaus angenehm, und die Verse verrathen den Meister. Laesus im 7. V. ist, der sich im Finstern gestoßen hat. Der 15te Vers ist ganz unverständlich. Im 24sten Vers ist aus einem Manuscripte partitus vtrimque in den Text genommen, er vertheilt die Arbeit unter beide Hände, er braucht beide Hände dazu. Und so hieße es Laeuae ministerium, weil er mit der linken Hand das Getreide aufschüttet. Es könnte vielleicht auch heißen: die Linke hilft nach, wenn die Rechte matt ist, ministerium praestat dextrae; und dieß wäre recht eigentlich, opus partiri vtrimque: zumal da der Dichter im folgenden erzählt, was die Rechte (haec) und Linke (V. 28.) gethan hat, nachdem er es im 25. V. überhaupt gesagt hatte. Der 65. und 66ste Vers sind Zusätze. Im 71. V. kann man cultis (die zugerichteten Beete) an statt cura lesen: Er lei-

leitet das Wasser zu den Beeten hin. Contractus im 78. V. ist sparsam, haushältig. Die Verbesserung des 93. V. Seruantem germina bulbum gefällt uns überaus wohl: die abgeschälte Zwiebel, wovon nur noch der Keim, das Innere, das Beste, übrig ist. Im 96. V. ist cauus lapidis orbis, der Mörser. Fumus (V. 109.) ist die Ausdünstung der gestoßnen Zwiebeln, der beißende Geruch.

Unter den vierzehn Epigrammen sind verschiedene unverständlich, weil man die Gelegenheit dazu, und die übrigen Umstände nicht weiß. In den Anmerkungen ist der Sinn nach H. H. Gedanken kurz angegeben, ohne ängstliche Rücksicht auf die weitläuftigen Auslegungen, die man schon davon hat.

Noch folgen auf drey Bogen Zusätze und Verbesserungen, über die drey ersten Theile, wodurch sonderlich das Verzeichniß der Ausgaben und Manuscripte im ersten Theile ergänzt und berichtigt wird, wiewohl auch verschiedene Stellen des Dichters selbst ein neues Licht erhalten.

Das Register beträgt ein Alphabet, ist aber kein trocknes Verzeichniß einzelner Wörter, sondern giebt adiectiua mit ihren substantiuis, oder substantiua mit ihren adiectiuis an, desgleichen verba in dem ganzen Zusammenhange, oder den ganzen Gedanken. Dieß zeigt auf einen Blick, wie erstaunend mannichfaltig die Verhältnisse sind, in die ein Begriff kommen kann, und giebt zu allgemeinen Betrachtungen über die Sprache Gelegenheit,

heit, so wenig man auch glauben sollte, bey einem Register Materie zum Nachdenken zu finden.

Wir wünschen dem verdienstvollen Herrn Hofrath Heyne zu dem Nutzen, den seine Ausgabe des Virgils gestiftet hat, aufrichtig Glück, und hoffen, daß die Art, den Dichter als Dichter zu betrachten, wovon er das schönste Beyspiel gegeben, sich immer weiter ausbreiten werde.

IV.

Fortsetzung der Recension des zweyten Theils des Murrischen Journals zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Litteratur.

Nach der Formschneider Kunst liefert uns der Herr von M. einen Versuch der Kupferstecher Kunst, bis auf die Zeiten Albert Dürers.

Er wiederholet gleich anfangs, was schon viele vor ihm geschrieben, nämlich, daß man bereits in uralten Zeiten der Erfindung, Kupferstiche hervorzubringen, sehr nahe gewesen. Denn da man seit undenklichen Jahren, in Silber, in Kupfer, in Messing, ja so gar in Steinen zu graben gewußt, so brauchte es würklich wenig Kunst mehr Abdrücke von dieser Arbeit auf Papier oder eine andere Materie zu machen.

Gleich-

Gleichwohl ist diese Kunst erst in der Mitte des 15ten Jahrhunderts ans Licht gekommen. Wir finden außer dem, was Herr von Murr vorbringt, viele Denkmäler, welche ehedem die crustarii, caelatores und andere dergleichen Arbeiter verfertiget haben, beym Ludovico Demontioso in seinem Buche de Sculptura caelatura etc. welches in Abrahami Gorlaei Dactyliotheca, Amstelod. 1609. in 4. desgleichen in der Elzevirischen Edition des Vitruvs von 1649. und endlich im 11ten Bande des Thes. Antiqv. Gronovii einverleibet ist. Auch handelt hiervon Pomponius Gauricine, dessen Werk seit 1504 öfters wieder aufgeleget, und welches in den schon genannten Sammlungen gleichfalls mitgedruckt worden.

Ueber dem ist wohl keine einzige alte Kirche in Europa, wo man nicht auf den Gräbern Platten von Messing oder Kupfer findet, wo theils Buchstaben, theils Figuren auf eben die Art eingegraben sind, wie jetzo die Kupferstecher ihre Platten bearbeiten.

Es ist indeß gewiß, daß die Kunst, Kupferstiche zu fertigen, schon verschiedene Jahre in Deutschland bekannt gewesen, ehe sie Maso Finiguerra in Italien entdeckt. Dem ungeachtet bleibt es noch immer ungewiß, in welchem Jahre solche eigentlich in Deutschland erfunden worden, wenn gleich der Herr von Murr uns mit einer neuen Entdeckung schmeichelt, die noch in keinem Buche stehet. Er glaubt nämlich entdeckt zu haben, daß bereits 1440. Kupferstiche gedruckt worden.

Zu dem Ende führet er aus einem fleißigen Verzeichnisse Herrn Paul Behaims jun. von 1618. über seine auserlesene Sammlung von Kupferstichen und Holzschnitten, 11 Stücke einer uralten Passion von geschrotener Arbeit an, worauf die Jahrzahl 1440. gestanden haben soll.

Zu dieser Passion rechnet der Herr von Murr das Blatt, so den Heiland vorstellt, wie er ans Kreutz genagelt wird, welches er in der Silberradschen Sammlung gesehen; gesteht aber, daß an demselben die Jahrzahl fehle.

Erstlich muß ich bekennen, daß mir der Ausdruck geschrotene Arbeit ganz unbekannt, und vermuthlich in Nürnberg gebräuchlich ist, sonst würde ich vielleicht von dieser Passion mehr sagen können; denn ich kenne drey verschiedene, die alle vor Martin Schöns und vor Israels von Mecheln Zeiten gefertiget sind, aber keine einzige mit der Jahrzahl 1440, und ehe der Herr von Murr solche Passion, worauf vom Anfang 1440. so wie beym Christoph aus der Buxheimischen Carthause 1423. gestanden, nicht vorlegt, ehe wird und kann ihm niemand Glauben beymessen. Bey dem ehrlichen Paul Behaim junior kann die Jahrzahl so gut mit der Feder geschrieben, oder neuerlich auf die Platten gestochen worden seyn, als dieß bey vielen andern geschehen, wie ich dergleichen auf meinen Reisen verschiedentlich entdeckt, aber auch desto eher mir heraushelfen können, weil mir diese Blätter ohne Jahrzahl bekannt waren. Ward mir doch vor einigen Jahren ein Blatt mit der Jahrzahl 1440.

aus

aus Orleans hergesandt, welches, nachdem ich es gesehen, von Hans Sebald Behaim war.

Ich kenne das Blatt, so der Herr von Murr anführet, sehr gut, und habe es in verschiedenen alten Sammlungen, aber niemals in einer Suite von einer ganzen Passion gefunden; es verräth, wenn ich mich dieses Worts bedienen darf, einen unwissenden Arbeiter und einen elenden Zeichner, der in Kupfer stechen wollen, und hat von einer Goldschmidts Arbeit nichts an sich, als die Hämmerey mit den Punzen. Die Arbeiten der ersten Goldschmiede, so Kupferstiche machten, unterscheiden sich, sonderlich bey den Figuren, durch die Falten der Kleidung und den daran hin und wieder angebrachten Zierathen; wie denn auch in ihren Werken gemeiniglich Bluhmen und Laubwerk angebracht sind. Eben diese Kennzeichen und die Reinlichkeit der Arbeit, so wohl mit dem Grabstichel als mit den Punzen, haben mich bewogen, das Blatt, worauf die Sybille stehet, welche dem Kayser August das Bildniß der Madonna in den Wolken zeiget, für eines der ersten Kupferstiche anzusehen, welches doch noch immer eine Muthmaßung bleibt, und mit keiner Gewißheit zu sagen ist, ob es vor oder nach 1440. gestochen worden, wenn es gleich von jedem Kenner, ohne Bedenken, für älter als jenes elende Blatt erkannt werden muß, indem solches nicht die geringsten Kennzeichen eines ersten Erfinders an sich hat: denn diese haben allemal eine gewisse Art von Geschicklichkeit besessen, und solche mit vieler Sorgfalt in ihren ersten Proben der Welt vor Augen zu legen gesucht.

Der Herr von Murr geht mit den übrigen Blättern, so er für uralt ansieht, nicht besser, als mit denen um, so von 1440. seyn sollen, und es scheint als ob er den Satz angenommen habe, daß alles, was schlecht ist, auch alt seyn müsse.

Von den alten Buchstaben die aus sehr drolligten Figuren und Thieren zusammen gesetzet sind, und wovon sich einige in der Silberradschen Sammlung befinden, hat Martin Schöns die mehresten verfertiget; wir haben aber auch etliche von schlechten Meistern, die nach seiner Zeit gestochen sind. Den Meister, welcher sich b X S bezeichnet, und welchen einige Bartel Schön nennen, auch zum Bruder des Martins machen, scheinet mir älter zu seyn als Martin; denn dieser letztere hat nach ihm eine Passion copirt, die Wolgemuth ebenfalls nachgemacht hat.

Hingegen ist das Blatt, so eine Weibsperson, die auf einem alten Manne reutet, und welche man gemeiniglich Xantippe und Sokrates nennet, die aber Herr von Murr mit vieler Belesenheit aus dem Melanges de litterature orientale herleitet, so wie die Marter des heil. Erasmus, davon er einen Abdruck beybringet, in die Zeiten nach Albert Dürern zu setzen, da die Kunst in Deutschland schon wieder abnahm. Ich muß hierbey noch anmerken, daß die Vorstellung der Xantippe auch von verschiedenen andern Kupferstechern gefertiget worden, und daß wir von dem schlechten Meister des Erasmus noch viel andere dergleichen Blätter haben.

Von der Trappelirkarte, die der V. aus der Silberradschen Sammlung anführet, befindet sich ein

ein vollständiges Exemplar in der besonders raren Sammlung alter Kupferstiche, welche in der Bibliothek des Gräfl. Gersdorffschen Schloßes zu Baruth, eine Meile von Budissin, aufbewahret wird. Diese Karte bestehet aus 42 Blättern, davon Coppi 12 die übrigen aber als Spadi, Danari, und Bastoni allemal nur 10 Stück ausmachen. Sie ist nicht von Israel von Mecheln, sondern scheint von dem Meister zu seyn, von welchem wir verschiedene einzelne Bluhmen, auch Thiere haben, und sie befindet sich auch, in genannter Sammlung, unter diesen Blättern.

Nach dieser Trappelirkarte ordnet Herr von Murr die Sybille mit dem Kayser August, wovon ich bereits meine Meinung gesagt habe. Nachdem er hiernächst beyläufig Luprecht Rüsten, ferner Franz von Bocholt, so Matthias Qvad eigentlich, hervorgebracht hat, und Janson Coster genannt, kömmt er aufs Jahr

1455.

von welchen Sandrart ein Blatt mit FS bezeichnet anführt.

In eben diese Zeit setzet er Israel von Mecheln, den Vater.

Es ist allerdings zu vermuthen, da der Styl in den Blättern, welche wir unter dem Namen dieses Künstlers besitzen, so verschieden ist, daß sie nicht von Einer Hand gemacht worden. Allein, mit Gewißheit kann man doch nicht behaupten, daß der alte Israel wirklich Kupferstiche verfertiget hätte. Bey den allermühsamsten Untersuchungen ist es mir nicht gelungen, daß ich solche Blätter von einander son-

sondern können, zumal, da das Stück mit dem Jahr 1502. bezeichnet, eben so schlecht bearbeitet ist, als diejenigen, welche ich dem Vater zuschreiben würde, sonderlich ist die Genealogie Christi in Laubwerk, und das zweyte Blatt von Laubwerk mit der Aufschrifft: *flom pûlchro.*

so er anführt, unter die besten Arbeiten dieses Meisters zu zählen. Das einzige Blatt, wo in der Mitte ein Frauenzimmer stehet, die einen Ring in der Hand hält, und um welche herum einige Personen, in wunderbaren Stellungen, tanzen, ist so schlecht bearbeitet, daß es mir zu der Muthmaßung, die ich in meiner Idée generale beygebracht, Gelegenheit gegeben und die nunmehro der Herr von Murr in seiner Zeitrechnung der Kunst zum Grunde legt.

Jedoch, wir wissen, daß alle Meister in den bildenden Künsten gemeiniglich dreyerley Manieren haben. Was in ihren ersten Jahren gemacht worden, unterscheidet sich allemal von dem, was sie in ihrer besten Zeit arbeiten, und sie gerathen in ihrem hohen Alter ordentlich wieder in Abnehmen.

Da der Verfasser vermuthlich im Jahre

1460

keinen deutschen Meister gefunden, so wandert er hinüber zu den Italienern, und führet den dortigen Erfinder der Kupferstecherkunst Maso Finiguerra an, nennet auch zugleich im Vorbeygehen, Baccio Baldini und Antonio Pollajuolo, gesteht jedoch, daß man von Finiguerra bisher kein Blatt auftreiben können, und daß wir uns also lediglich auf Vasari verlassen müssen, wenn, wir

sagen

sagen, dieser Italiener habe 1460. in Kupfer gestochen, und Proben davon abgedruckt. Von Pollajuolo können wir auch wenig aufweisen: vom Baccio Baldini aber desto mehr.

Der Herr von Murr eilet wieder zu uns Deutschen, und führet zum Beweise, daß wir vom Jahre

1461.

Kupferstiche haben, Georg Wolfgang Knorrs Künstlerhistorie an. Außer dem Verzeichnisse des Werks von Albrecht Dürer, habe ich in diesem elenden Schriftsteller nichts brauchbares gefunden. Er muß so unwissend gewesen seyn, daß er in den Jahrzahlen die Figur ^ für eine 1. angesehen. Dieses ^ wird ordentlich vor ein 5. genommen, allein gesetzt es wäre auch eine 7. so haben wir doch von 1461 bis 1465. keine Kupferstiche bisher aufweisen können. Das Zeichen, so Knorr von diesem Jahre vorbringt, findet sich auf verschiedene Art und auf verschiedenen Blättern, wovon ich nur einige hier anführen will.

Auf der halben Figur des Heilandes, welcher mit der Rechten den Segen ertheilet, und in der linken Hand die Weltkugel hält, wo im Grunde Sanctus salvator zu lesen, stehet oben E 1 2 6 ^ S. Das Blatt ist 5. Z. 7. L. hoch und 4 Z. 5 L. breit. Auf den Nebenblatte, worauf die Jungfrau Maria mit einem Schleyer in gefaltenen Händen zu sehen, stehet eben dieß Zeichen, aber ohne S.

Verschiedene andere Blätter mit eben der Jahrzahl haben bloß ein E zum Nebenmerkmale.

Das Blatt hingegen, so Knorr mit der Aufschrift dis ist di engelweih anführet, und welches ich bereits in meiner Idée generale beschrie-beschrieben ist 1. 2 66. X bezeichnet.

Wenn der Verfasser nicht das ^ vor eine 7. nimmt, so haben wir bis jetzo von 1467. kein Blatt.

Unter dieser Jahrzahl bringet Herr von Murr abermal den schon erwehnten

b X S.

an. Ich kenne von diesen Meister mehr als funfzig Blätter: er hat, wie schon gesagt, die Passion in zwölf Blättern gemacht, die so wie die übrigen in seinen ersten Jahren von ihm gefertigten Stücken, etwas schlecht ausfallen; allein er hat sich zuletzt so gebessert, daß einige seine Blätter den besten Dürerischen sehr nahe kommen.

Nach diesem Künstler führet der Herr von Murr das Zeichen des Meisters

f ⚲ S

an. Bey solchem muß ich zuerst bemerken, daß ich in meiner Idée ein Versehen begangen, wenn ich ihm Seite 219. die Passion zugeschrieben, nach welcher Martin Schön und Wolgemuth die ihrigen nachgestochen haben. Das Zeichen sollte

b X S seyn,

welcher sehr von jenem unterschieden ist. Denn jener, welchen Marolles François Stosch nennet, ist weit schlechter als der letzte, auch kenne ich wenige Stücke von dem ersten, die sein Zeichen hätten, und

und außer denen, die der V. anführet, nur noch eine heilige Famille, wo die Jungfrau Maria in dem Innern eines Hauses sitzt, und auf einem Stock das Hemde des kleinen Christkindes trocknen will. Dieß sitzt auf der Erde und spielet mit den Kleidern der Mutter. Im Vorhause beschäfftiget sich der heil. Joseph mit der Zimmerarbeit. Dieß Blatt ist so schlecht und hat so viel Aehnliches mit dem, ans Kreutz genagelten Heiland, so der V. unter dem Jahr 1440 anführet, daß ich es in einem Verzeichnisse obigem so genannten Stosch zugeschrieben habe. Hierauf folget

W ⯅

welchen man Jacob Walch nennet, und für Wolgemuths Lehrmeister ausgiebt; wenigstens haben beide viel Aehnliches mit einander und er ist kein ganz ungeschickter Künstler gewesen. Ich kenne mehr als 25 Blätter von ihm, worunter einige zu vermuthen Anlaß geben, daß er ein Goldschmidt gewesen.

Martin Schön, der nunmehro nach des Herrn von Murr Zeitrechnung folget, ist sich so wenig als die vorigen, in seinen Arbeiten gleich. Wir haben schlechte und gute Stücken von ihm, und er muß ein fleißiger Arbeiter gewesen seyn, weil er so viel Blätter außer seiner Malerey verfertiget hat, davon man noch einige in Colmar findet, die keinen ungeschickten Meister verrathen.

Daß der Verfasser Israel von Mecheln, nach Martin Schön setzet, darinn hat er Recht.

 In

In meinem Verzeichnisse aber von diesem Meister werde ich mit mehrerm zeigen, daß man unmöglich mit Gewißheit sagen könne, wann auch der Vater in Kupfer sollte gestochen haben, was eigentlich von dem alten und von dem jüngern ist. Von

1481.

wird ein Blatt, welches David Gottfried Stöber in Gera besitzet, beygebracht. Von dem Leben des Albert Dürers, worinn dieser Autor einen übertriebenen Patriotismus und Eifer für seinen Landsmann zeiget, werde ich in meinem künftig erscheinenden Werke vom Marc Antonio mehr zu reden Gelegenheit haben.

Ins Jahr

1491.

setzet der Herr von Murr nunmehro, außer einigen, in den Paul Behaimischen Verzeichnisse überhaupt genannten 16 Stücken, den schon erwehnten Franz von Bocholt F. V B.

Von diesem letztern habe ich bereits meine Meinung in der Idée generale beygebracht.

Von denen im Behaimischen Verzeichnisse angeführten 16 Blättern hingegen, kann ich um desto weniger sagen, da ich keine Beschreibung dieser Stücke, was sie vorstellen, finde, auch ist nicht mit angemerket, ob die Jahrzahl 1491. würklich auf solchen Blättern steht.

In eben die Zeit wird von dem Verfasser

Michael Wolgemuth

gesetzet. Die von ihm gefertigten Blätter, deren ich 60 Stück mit seinen Zeichen kenne, sind eben so

rar,

rar, wie alle Blätter der alten Meister. Er hat verschiedene nach Martin Schön, so wie Albrecht Dürer verschiedene nach Wolgemuth copirt.

Einige geben diesem Wolgemuth einen Sohn, und schreiben demselben das Blatt zu, welches mit einem W und dem Jahr 1527. imgleichen diejenigen Stücke, so mit einem PW. bezeichnet sind. Wenn man dem Professor Christ Glauben beymessen wollte, so hat Michel Wolgemuth sich verschiedener Zeichen bedienet. Nach dieses Schriftstellers Meinung sollen M W. desgleichen MW ferner 1.5.1.4 W. unsern Wolgemuth bedeuten.

Ehe ich zu Albrecht Dürern schreite, welchen der Herr von Murr ins Jahr

1497.

setzet, muß ich erinnern, daß der Verfasser verschiedene alte Meister, welche sicher vor Albrecht Dürers Zeiten, oder auch mit ihm gearbeitet haben, übergangen hat. Der Kupferstecher welcher sich

A.HAMIEL.

nennet, hat uns ein Blatt mit Laubwerk auf Goldschmides Art geliefert, welches man weit eher von 1440. an, datiren könnte, als jenes, so der Herr von Murr anführet.

Wir besitzen von

BXG.

ein Blatt, wo Christus am Kreutze, und neben demselben Johannes und Maria, nebst einer Magdalene

dalene, auch Engel in den Wolken zu sehen sind, welche das Blut des Heilandes im Kelche auffangen: dieß hat alle Merkmale eines hohen Alterr.

• L° ʒ ∘̥

hat ein Blatt mit der Jahrzahl 1261 gestochen.

Unter denen welche

LCZ oder LCZ gefertiget, der vor Luprecht Rüst ausgegeben, aber vom Professor Christ Zwoll genannt wird, findet sich ein Blatt mit der Jahrzahl 1292.

Zwott der sich auch IAM mit eben dem Grabeisen bezeichnet, hat uns viele Blätter, die sehr alt seyn müssen, geliefert, und eben so der Meister, welcher sich bosche nennt.

Viele andere Kupferstiche zu geschweigen, die in einer Kunstgeschichte ihren Platz vor Albrecht Dürern finden sollten.

Wir haben von diesem großen Meister bis jetzo noch kein vollständiges Verzeichniß seiner Werke, weder in Holzschnitten nach in Kupferstichen. Ich gestehe, daß Knorren seines nach das beste, doch immer mangelhaft und nicht von der Ordnung ist, wie ein Liebhaber, der gerne bald, was er suchet, finden will, es begehret.

Nach dem Titel dieses Versuchs der Kunstgeschichte bis auf die Zeiten Albrecht Dürers, sollte der Herr von Murr aufhören. Man muß es aber

aber mit Dank annehmen, daß er weiter geht, und auch noch von einigen Zeitgenossen dieses Künstlers uns Nachricht ertheilen will. Den ersten, welchen er also nach Albrecht Dürern vorbringt, ist der Meister welcher sich

Mair

nennet, und die Liebhaber erfahren nunmehr, daß er N. Mair geheißen, und aus Landshut gewesen, dem ich um desto mehr Glauben beymesse, weil der Herr Paul Behaim diesen Mann vermuthlich persönlich gekannt hat. Denn daß Mair in Nürnberg gearbeitet hat, läßt sich aus dem, von Herrn von Murr angeführten Blatte der heil. Anna schliessen, als welches nach einem Gemälde des Wolgemuths gestochen ist.

Seine meisten Blätter sind fast insgesammt mit der Jahrzahl

1499

bezeichnet, doch haben auch einige seinen bloßen Nahmen, unter denen auch eines im Helldunkeln (clair obscur) verfertiget ist.

Der Herr von Murr beschließt seine Geschichte mit

1500.

in welches er

Matthäus Zagel M. Z.

aus eben der Ursache setzet, weil einige seiner Blätter mit dieser Jahrzahl bezeichnet sind. Er sagt hierbey: daß er Lucas von Leyden und die so genannten Petits maîtres allemands deswegen übergehe, weil sie schon in das 16te Jahrhundert gehörten.

Der

Der Herr von Murr kann es den Liebhabern nicht verdenken, wenn sie diese Ursache nicht für gültig finden. Lucas von Leyden, die petits maîtres und noch viele andere, von denen er ihnen keine Nachricht geben will, haben eben so gut im 15ten Seculo und auch im 16ten gearbeitet, als Matthäus Zagel, Mair, Albrecht Dürer, Michel Wolgemuth und Israel von Mechelen, von welchem letztern wir noch ein Blatt mit der Jahrzahl 1502. aufweisen, aber deshalb mit keiner Gewißheit, wie der Herr Verfasser, sagen können, daß er 1503. gestorben sey.

So gut als es ihm gefallen, uns nach Matthäus Zageln, noch von Ludwig Krugs oder Krügleins Arbeiten einige Nachricht zu ertheilen, weil dessen Blätter so selten gefunden werden: Eben so gut hätte er uns von andern, zu eben der Zeit lebenden Meistern, als Zeitgenossen von Albrecht Dürern, seine Entdeckungen mittheilen können, wenn er nicht so sehr eilfertig seine Geschichte schließen wollen. Jedoch vielleicht erhalten wir künftig von seiner fleißigen Feder diese Nachrichten. Lucas von Leiden ist in seiner Art so groß als Albrecht Dürer, und seine Werke eben so hoch zu schätzen. Albert Gloeckenthon, Georg Pens, die beyden Behams, und viele andere sind wohl werth, daß er auch von ihnen rede.

Weil nun die Blätter des Ludwig Krugs, wie er sagt, so rar sind, so will ich noch einige, die der Herr von Murr nicht gesehen hat, hieher setzen.

1. Der

1. Der Heiland mit der Dornenkrone auf einem viereckigten Steine sitzend. Ein Blatt in 8.

2. Die Jungfrau Maria in einem langen Gewande, mit dem Christkindlein auf dem Schoße, welches ihre Brust ergreift, indem sie die Hände faltet. Klein in 4.

3. Der Evangelist Johannes, welcher in Pathmos sitzet und schreibt. Eben das Stück, welches M. Schön und Israel von Mecheln ebenfalls gestochen haben, in 4.

4. Der heil. Sebastian an einen Baum gebunden, und von Pfeilen verwundet. in 8.

5. Ein Frauenzimmer, fast nackend, mit ein wenig Gewand, welches sie mit der Hand hält, und welche in einer Landschaft steht. Ein Bild, so ich nur Einmal gesehen habe, ist 6 Z. 3 L. hoch und 4 Z. 3. L. breit.

Alle diese Blätter haben kein Zeichen. Ich glaube, daß die Blätter von Dirck van der Staren, der um eben die Zeit gelebet, eben so selten, und die von den Meister I. B. mit dem Vogel, noch seltener sind.

Ob zwar der Herr Verfasser in Ansehung seiner Geschichte die Schulen unter einander geworfen, und bereits S. 220. Maso Finiguerra, Baccio Baldini auch Antonio Pollajuolo angeführet hat; so sondert er doch nunmehr zuletzt die Schulen von einander und saget uns von dem Anfange der Kupferstecherkunst in Italien eben das, was ich bereits in meiner Idée generale davon gesagt habe, wo ich aber weder einen Versuch noch weni-

weniger eine vollständige Geschichte der Kupferstecher-kunst habe schreiben wollen. Mich deucht, der Herr von Murr hätte in diesen seinem Versuche, wann er von Italien redet, wenigstens uns die bekannten Namen der Künstler, die zum Anfang derselben, eben so viel als Mantegna und Marcantonio bey-getragen, nennen können.

Ein Augustin von Venedig, ein Marc aus Ravenna, ein Nicolas Beatrizet, ein Julius Bonasone, die beyden Campagnola, ein Nicoletto da Modena, ein Benedetto Montagna, ein Marcellino Fogellino, ein Robetta, die beiden Brüder Giovan Antonio, und Giovan Maria aus Brescia und ein Girolamo Mosciano verdienen, daß man sich ihrer, bey der Gelegenheit erinnert.

Allein, es scheint der Herr Verfasser sey gewohnt geschwinde zu schreiben: denn mit eben der Geschwindigkeit geht er über die französische, holländische und engelländische Schule hinweg, die doch ebenfalls in ihrem Anfange, so gut, wie Nürnberg, andenkenswürdige Künstler gehabt haben.

Zum Beschlusse theilet der Herr von Murr seine Kunstgeschichte auch in Epoken ein, indem er

1. Von der Kunst überhaupt,
2. Von der Punzen-Arbeit und
3. Von den Farben Abdrücken mit Kupferplatten eine gewisse Zeitrechnung festsetzet.

Erstlich vermisse ich hier die schwarze Kunst, oder wie man in Augspurg sagt, den Sammtdruck, welchen man in Engelland zu der größten Vollkom-

men,

menheit gebracht hat, und welche sich mit dem Oberstlieutenant von Siegen anfängt. Desgleichen weiß ich nicht, wo er die von Ploß von Amstel erfundene Manier, die nun in Frankreich noch weiter getrieben wird, hinsetzen will. Soll sie unter die Farben Abdrücke mit Platten kommen, so muß er zu der III. noch eine Zeitrechnung von Ploß von Amstel bis rc. hinzufügen. Eben so müßte noch eine Zeitrechnung von Erfindung der Manier auf Röthel und Kreidenart, hinzukommen.

Hiernächst hat der Verfasser in seinen Epoken abermal die deutsche, französische und italienische Schule unter einander geworfen, darüber er undeutlich wird, und von denen, die, wenn sie der Künstler, hier anführte, Namen lesen, zugleich mit an einen Cherubin Albert und Cornelius Cart, desgleichen an die Edelincks und Audrans, oder andre dergleichen Männer denken, leicht einer Verwirrung beschuldiget werden könnte.

In Deutschland nahm die Kupferstecherkunst von Anfang ihrer Erfindung, bis zum Albrecht Dürer, immer zu. Nach seinem Tode wurde sie von seinen Schülern und Zeitgenossen, sonderlich von den kleinen Meistern noch aufrecht erhalten, hiernächst aber gerieth sie in Abnahme und kam erst zu der Kiliane Zeiten wieder empor.

In Italien hingegen, nahm sie nach dem Tode des Marc Antonio und seiner Schüler immer mehr zu. Ein Cherubin Albert, ein Villamena, ein Cornelius Cart, denn auch diesen rechne ich, weil er sich in Italien gebildet, zur italienischen

Schule, sind so verehrungswürdige Männer, daß man ihre Arbeit, sonderlich in der Zeichnung, noch heutiges Tages mit Bewunderung und Vergnügen ansieht. Gleichwohl haben sie es im Kupferstechen nicht so weit, als die Franzosen gebracht.

Jedoch ich vergesse mich, und fange fast an, eine Kupferstichkunstgeschichte zu schreiben, die ich doch gern dem Herrn von Murr überlasse, von dem wir noch viel Gutes in diesem Fache, wenn er sich etwas mehr Mühe wird geben wollen, erwarten können.

Bey dem ersten Zusatze, welchen der Herr Verfasser dieser seiner Kunstgeschichte annoch beyfüget, will ich dasjenige wiederholen, was ich schon bey Gelegenheit des Papillons gesagt, nämlich, man kann die Kunst in Holz zu schneiden, gar füglich bis zum Adam hinan führen: hat er nicht mit einem Messerchen, so hat er vermuthlich mit einem scharfen Stein in Holz geschnitten.

Bey dem zweyten Zusatze erinnere ich mich, daß man noch heutiges Tages sich in Frankreich in dieser Art, durch ausgeschnittene meßingene Bleche mit dem Pinsel in gemeinen Geschäfften bedienet, wie man dieß öfters aus den Couverten der Briefe, die daher kommen, sehen kann. Ja ich selbst bediene mich dieser Erfindung, wenn ich Titel zu Büchern schreiben lassen will.

Nach der Kupferstecherkunstgeschichte folgen in diesem Journale Kunstnachrichten.

I. aus Deutschland und zwar:

a. von

a. von des Nürnbergischen Mahler und Kupferstechers Johann Adam Schweickart Lebensumständen und Arbeiten.

b. von dem dortigen Kunstmaler, Johann Gottlieb Prestel; auf gleiche Art.

c. Aus Mannheim, wo der Hofmaler Herr Fratel, eines seiner Gemälde durch Herrn Verelst par souscription in Kupfer stechen lassen will.

II. Aus Italien einige zur Litteratur gehörige Nachrichten nebst Anzeige verschiedener daselbst herausgekommenen Bücher, auch von den dortigen Kunsterfindungen.

Hierauf folget die Fortsetzung der Leidensgeschichte Jesu, oder eigentlich die Predigt des P. Wolffgang Bayers, so er in Peru in Aymarischer Sprache gehalten, die lateinische Uebersetzung steht gleich zur Seiten, und der Anfang dieser, in christlicher Einfalt gehaltenen Predigt, befindet sich im ersten Theil dieses Murrischen Journals.

In der hiernächst folgenden litterarischen Reise in Franken giebt uns der Herr von Murr zuerst eine Nachricht von dem, was er in der Abtey Langheim und der dortigen Bibliothek, besonders entdeckt, worunter sonderlich das Exemplar von der Arte moriendi merkwürdig ist.

Als ich 1760 dieß Kloster besuchte, war dem Bibliothekar dieß Exemplar noch nicht bekannt; ich sehe aber mit Vergnügen, daß, nachdem meine Nachrichten von diesen alten Büchern gedruckt worden, die Klosterherren und andere Bibliothekenaufseher sich mehr Mühe geben, und ich zweifle nicht,

 daß

daß sich noch an manchen Orten, und sonderlich in den Klöstern, immer mehrere Beweisthümer gegen des Herrn Enscheden System auffinden werden.

Wegen der übrigen vom Herrn Verfasser angeführten und im 15 bis 17ten Seculo gedruckten Bücher muß ich einem andern die Bemühung überlassen, ob solche schon im Maitaire stehen, oder ob man dadurch dieses Mannes Catalogus bereichern kann.

Hiernächst saget er etwas, aber sehr wenig von Bamberg. Außer vielen andern litterarischen Schätzen, so dieser Ort, so wohl in dem Benedictinerkloster auf dem Michaelis Berge, als auch in der Dominicaner Bibliothek besitzet, verdienen sonderlich die mit unbegreiflicher Kunst geschriebene Missalbücher des heiligen Henrici und der Cunigunda, daß jemand mehrere Untersuchungen darauf wenden möchte, als ich bey einem achttägigen Aufenthalte in diesem Ort konnte, da ich mit so vielen andern Kunstwerken beschäfftiget war. Ob diese Missalbücher geschrieben, oder ob die Buchstaben mit Punzen eingeschlagen sind, würde in der Buchdruckergeschichte einen wichtigen Punct aufklären.

Hierauf findet man bey Herrn von Murr: Funebre R. P. D. Laurentii Riccii S. I. Generalis etc. in dem Inscriptions Styl.

Ferner: Beyträge zu Herrn Hofrath Gatterers Historia Holzschuheriana.

Weiter: Von dem alten Belial.

Herr von Murr sagt, von der ersten lateinischen Auflage, daß er sie nirgends aufgezeichnet gefun-

funden. Ich kann indeß versichern, daß der Professor Schwarz solche in seinem Indice p. 4. gleichfalls anführet, auch noch hinzusetzet: In fronte Autor dicitur Presbyter Iacobus de Ancharano, ob dieß ein Druckfehler ist, kann ich nicht sagen, denn ich habe diese Edition zwar gesehen, aber nicht so genau untersucht. Keine einzige von den lateinischen Auflagen, so viel ich deren kenne, haben Holzschnitte, so wie die deutsche Uebersetzungen.

Ausser derjenigen Auflage von 1472. welche Günter Zeiner am Frytag nach sanct Johanstag dem touffer gedruckt, kenne ich noch eine andere von eben dem Jahre und eben dem Buchdrucker: sie endiget sich: Getrukt von Güntero Zeiner geboren aus reutlingen, an den achten tag sanct Jacob des mereren als man zalt von der Geburth Christi M cccc lxx ij iar, mit eben den Holzschnitten.

Heinrich Knobloczer hat ebenfalls seinen Druck zu Straßburg 1478. am sanct Egidientag nochmals aufgelegt.

Antonius Sorg hat es 1481. zu Augspurg gleichfalls herausgegeben.

Hanß Schönschreyer hat dieß Buch, außer der Auflage von 1490. so Herr von Murr anführt, auch 1478. und ferner 1493. endlich 1497. gedruckt.

Johann Prüß, Buchdrucker und Bürger in Straßburg, hat es 1508. aufgelegt. Weiter bin ich bey der deutschen Uebersetzung, die allemal

mit Holzschnitten geziert ist, in meinen Untersuchungen nicht gegangen.

Im Holländischen ist es übersetzt und zu Harlem zweymal, nemlich 1484. und 1488. mit Holzschnitten in Folio gedruckt worden.

Die französische Uebersetzung ist von Pierre Ferget, Docteur en Theologie de l'ordre des Augustins, zu Paris 1482. und abermal daselbst ohne Jahrzahl mit Holzschnitten gedruckt in Fol. hernach zu Lyon 1490. in 4. wieder aufgelegt.

Weiter folget in diesem Journal eine Recension der deutschen Uebersetzung des Don Quixote und endlich eine dergleichen über die Litteratur der Poesie von Christian Heinrich Schmid Professor zu Gießen.

Da ich in den Nachforschungen der bildenden Künste grau worden, und nun, als ein alter ausgedienter Kriegsknecht, meine Waffen bald in den Tempel der Vergessenheit aufhängen werde, so kann es mir niemand verdenken, wenn ich meine Meinung frey heraussage. Dieß ist das Vorrecht des Alters.

Indeß wird solches den Herrn von Murr nicht abhalten, die Liebhaber ferner durch seine Bemühungen zu belehren, und ich habe keinen Zweifel, daß er immer mehr und mehr an Kenntniß zunehmen wird.

v. H.

V.

II.

Zusätze zu den neuesten Reisebeschreibungen von Italien, nach der in Herrn D. Volkmanns historisch-kritischen Nachrichten angenommenen Ordnung zusammengetragen, und als Anmerkungen zu diesem Werke sammt neuen Nachrichten von Sardinien, Malta, und Großgriechenland, herausgegeben von Joh. Bernoulli, der Akademie der Wissenschaften zu Berlin rc. Mitglied. Erster Band. 1777. Leipzig. 620. Seiten. 8.

Vor ungefähr zwölf Jahren lieferte uns Herr La Lande, ein berühmter Astronom, die beste Beschreibung von Italien, welche Herr Volkmann bey seinen kritischen Nachrichten zum Grunde gelegt hat, und jetzt giebt uns Herr Bernoulli, Königl. Professor und Astronom in Berlin, dessen Name allen Mathematikern bekannt genug ist, wichtige Zusätze dazu. Diese Nachrichten sind seit einigen Jahren das Handbuch der reisenden Deutschen und durch die davon unternommene holländische Uebersetzung auch für die Niederländer geworden, und allen, welche diesen Sitz der Künste besuchen wollen, unentbehrlich. Da aber Bücher dieser Art immer Verbesserungen bedürfen, und nie auf einmal den gehörigen Grad der Vollkommenheit erreichen, so

sind nicht nur die wirklich in Italien Reisende, sondern auch andere Liebhaber, die dieses Buch wegen der darin vorkommenden Kunstnachrichten gebrauchen, den Herrn Bernoulli unendlichen Dank schuldig, daß er ihnen so viele und wichtige Zusätze und Berichtigungen zu diesem Buche geliefert hat. Ein Mann, der mit solchen Kenntnissen vorbereitet dieß herrliche Land besuchte, und den gehörigen Fleiß und Beobachtungsgeist hatte, mußte nothwendig sehr viele interessante neue Nachrichten sammlen, und sehen, wo die vorigen Nachrichten zu verbessern und zu berichtigen waren. Herr B. hat seine Reise im Jahr 1775. gethan, folglich sind hier die Berichtigungen bis auf die neueste Zeit zu finden. Schade ist es, daß des Verfassers Geschäfte und Zeit es nicht erlauben wollen, alle in dem Volkmannischen Buche vorkommenden Städte zu besuchen, und seine Verbesserungen durchgängig anzubringen.

Dieser erste Band enthält die Zusätze zum ersten und zweyten Theile, und im zweyten Bande sollen die über den dritten Theil nebst einigen neuen Nachrichten von Sardinien, Malta, und Groß-Griechenland folgen. Herr B. geht gedachte beyden Theile von Anfange bis zu Ende durch, und giebt seine Zusätze nach der Folge der Seiten, wo er etwas zu erinnern nöthig findet. Wer also unter Volkmanns Anführung nach Italien reiset, muß diese Zusätze nothwendig dabey haben, und auch andern Freunden der Kunst müssen sie, wegen der vielen neuen Nachrichten, sehr willkommen seyn. Die Nachrichten, die hier anzutreffen sind, betreffen

vor-

nämlich die Künste und Wissenschaften: insonderheit hat der Verfasser auf die letzten sein Augenmerk gerichtet. Man kann sagen, daß die Liebhaber der italienischen Litteratur, wovon man bey uns immer lange nicht alles erfährt, hier einen kurzen Inbegrif von ihrem heutigen Zustande, und seit zehn Jahren in allen Theilen der Gelehrsamkeit, vorzüglich aber in der Naturkunde und Mathematik finden. Vieles ist zwar in Beziehung auf die Volkmannischen Nachrichten, mit denen es ein Ganzes ausmacht, gesagt; wer diese aber auch nicht besitzt, wird gewiß dennoch von vielen Büchern lehrreiche Kenntnisse erlangen. Wir zeichnen nunmehr einiges, was uns vorzüglich merkwürdig und neu geschienen, für unsre Bibliothek aus.

Unter die vornehmsten Dichter in den Piemontesischen Staaten gehören: Der Graf Magno Cavallo, welcher zu Casal in Montferat ein paar Trauerspiele verfertiget, und Alexander Sappa, ein Patrizier zu Alessandria, der 1772. Gedichte in zwey Bänden herausgegeben hat. Ein ungenannter Piemonteser übersetzte 1772. die Lusiade von Camoens sehr schön. Mit den Künsten sieht es zu Turin schlecht aus. Maler giebt es fast gar nicht, Le Date und die Brüder Collin sollen ziemlich gute Bildhauer seyn.

S. 82. lieset man die Nachricht von dem seit wenigen Jahren angelegten vortrefflichen Gemäldekabinet, Bibliothek und Kupferstichsammlung des ersten Kayserl. Ministers in Mayland Grafen von Firmian, eines großen Beförderers der Künste und

Wissenschaften. Der Aufseher darüber ist der Buchhändler Barella, welcher sich bey dieser Gelegenheit auch eine artige Sammlung angeschafft hat, wovon die besten Stücke ebenfalls angezeigt werden.

Unter den Mayländischen Dichtern wird des Anton Parabo Tragödie Sophonisbe, der Abt Cassola, als Verfasser von ein paar Lehrgedichten, eines über die Metalle, und das andere über die Astronomie, und des von Carli Uebersetzung von dem Gedichte des Doissin über die Bildhauerkunst in reimlose Verse gerühmt. Im Jahr 1770 hat Paul Friedr. Bianchi eine sehr gute Anleitung zur bürgerlichen Baukunst, in zwey Quartbänden mit vielen Kupfern herausgegeben.

S. 109. Eine umständliche Nachricht von der Malerschule zu Parma, ihren Lehrern, Mitgliedern, und den daselbst befindlichen Kunstwerken. Die herzogl. Bibliothek zu Parma ist in kurzer Zeit auf 50000 Bände angewachsen, sehr ausgesucht, und steht jedermann offen. Die Herzogl. Buchdruckerey ist 1768 angelegt, und wird, in Ansehung der fremden Schriften, nur von der Propaganda in Rom übertroffen. Ihr Vorsteher Bodoni gab 1769. ein prächtiges Werk mit Kupfern in dem größten Folio Formate heraus, unter dem Titel; Descrizione delle feste celebrate in Parma per le Nozze del Real Infante. Von seinen vielen ausländischen Alphabeten hat Bodoni eine artige Probe in folgendem prächtigen Werke gegeben, das mit den schönsten Vignetten, und allen nur möglichen Schönheiten in Regal Folio

lio gedruckt ist. Als ein Piemonteser hat er seinem Könige zu Ehren bey der Vermählung des Prinzen von Piemont in groß Folio mit prächtigen Kupfern drucken lassen: Epithalamia exoticis linguis reddita. Parmae 1775. Die vier und zwanzig vornehmsten unter Sardinischer Bothmäßigkeit stehenden Städte werden darinn, jede in einer besondern Sprache, das hohe Brautpaar anredend eingeführt. Es sind meistens morgenländische Sprachen, als Ebräisch, Chaldäisch, Arabisch, Armenisch, Georgisch, Brachmanisch, Persisch, ferner Russisch, Aethiopisch, Illyrisch, Türkisch, Coptisch etc. Der zum Erstaunen in Sprachen erfahrne Herr de Rossi hat die Anreden gemacht, und eine Abhandlung von den exotischen Sprachen, und den vornehmsten Buchdruckereyen, welche solche drucken, hinzugefügt. Der gelehrte Pater Paciaudi, hat die sinnreichen Vignetten erklärt, und der Graf Rezzonico allen Gelehrten und Künstlern, die an diesem merkwürdigen Werke gearbeitet haben, in dem Gedichte Mnemosine ihr verdientes Lob auf eine sinnreiche Art gegeben. Die Kupfer sind meistens von Volpati in Rom.

Von den hiesigen Dichtern hat der Abt Mazza 1771 Gedichte unter den Titel Armonia, herausgegeben; Vom Abte Poletti hat man 1770. ein Gedicht von der Gnade (Grazia) und von Clemente Bondi eines über die Glückseligkeit. Der bekannte Dichter und Abt Fragoni ist vor einiger Zeit gestorben.

Bey

Bey Modena wird des Doctor Pagani Beschreibung der Malereyen und Bildhauereyen dieser Stadt, welche 1770 erschienen, gelobt. Der jetzige Herzog ist in Verschönerung der Stadt unermüdet, weswegen ihm die Einwohner ein Monument setzen lassen. Er hat unter andern, um den Verlust der herrlichen Bilder, welche nach Dresden gekommen, und wie bekannt den schönsten Theil der Churfürstl. Gallerie ausmachten, einigermaßen zu ersetzen, die guten Stücke welche er zu Sassuolo und anderer Orten hatte, in dem herzogl. Palaste aufhängen, und verschiedene aus den Kirchen hierher schaffen lassen, auch neue gekauft. Fehlen gleich jene Hauptstücke, so ist die Gallerie doch durch diese Anstalt wieder sehr beträchtlich geworden. Man sieht auch verschiedene schöne Kopien von denen nach Dresden gekommenen Gemälden. Die berühmte Nacht des Corregio ist auf Kosten des Königs von Polen durch Nogari kopirt, und zwar auf Leinwand, damit dem Original nie die Aechtheit streitig gemacht werden könne. Ein langes Verzeichniß von Privathäusern, wo Gemälde anzutreffen sind, findet sich S. 158. nebst der Nachricht, daß in vielen, Stücke zu verkaufen sind.

Franz Maria Zanotti, der Präsident der Akademie der Wissenschaften zu Bologna, hatte in seinem 83sten Jahre noch viel Feuer, und dichtete noch 1775. Wir übergehen seine Reden und Briefe und zeigen nur an, daß seine italienische und lateinische Gedichte, jede besonders bereits 1757 in 8.

gedruckt

gedruckt sind. Der Marchese Cappacelli, ehemals polnischer Kammerherr und Obrister, hat verschiedene eigene Lustspiele, und 1774 ein Nuovo Theatro comico in zwey Bänden zu Venedig drucken lassen, worinn Uebersetzungen von französischen Trauerspielen vorkommen. Von dem Abt Alberti hat man ein 1773 in gr. Quart zu Bologna prächtig gedrucktes Saggio di Poesie Italiane. Der Abt Trenta wird unter die vorzüglichen jetzt lebenden Dichter gezählt.

S. 207. giebt Herr Bernoulli Nachricht von dem schlechten Zustande der Malerakademie zu Florenz. Sie ist in dem ehemaligen Hause des berühmten Künstlers Johann von Bologna, welcher solches dem Großherzoge nebst Modelle vermacht hatte. In dem Saale, wo dieser zu arbeiten pflegte, stunden vortrefliche Modellen, welche ein in Ansehen stehender Mann, vermuthlich ohne Vorwissen des Großherzogs, soll haben zerschlagen lassen, um den Saal gewissen in Schutz genommenen Leuten einzuräumen, und ihnen mehrere Bequemlichkeit zu verschaffen. Kann man sich eine größere Barbarey in Florenz, sonst dem Sitze der Künste und der Musen, vorstellen? Die Nachricht von dem Palaste Pitti, der jetzigen Grosherzoglichen Residenz ist umständlich und interessant, weil solcher seit einigen Jahren sehr verschönert worden, und dadurch viele herrliche Gemälde erhalten hat, daß der Großherzog die guten Gemälde, die bisher auf den vielen Lustschlössern zerstreut waren, in die Stadt schaffen,

und

und theils hier, theils in der eigentlichen Gallerie des alten Pallasts aufhängen lassen. Hier waren auch noch die berühmten Statuen der Niobe und ihrer Familie, welche vor wenig Jahren aus der Mediceischen Villa zu Rom hieher gebracht worden. Der Bildhauer Spinacci besserte sie aus, man war aber noch unschlüßig, ob eine Gruppe daraus formirt, oder ob sie nur so neben einander in der Gallerie aufgestellt werden sollten. Die prächtige Mediceische Begräbnißkapelle, darauf seit mehr als hundert Jahren unsägliche Summen verwendet worden, wird nach dem geänderten minder kostbaren Plane, nun in ein paar Jahren endlich ein vollendetes Ganzes werden. Der Palast Gerini, von dem wir die prächtige in Kupfer gestochene Gallerie in drey Folio Bänden haben, wird S. 235. umständlicher als noch bisher von keinem geschehen, beschrieben. Merkwürdig ist die Gemäldesammlung des reichen Schneiders Borri, vielleicht des einzigen in Europa, der so schöne Sachen besitzt, und der deswegen seine Werkstatt in einem andern Hause hat. Der arbeitsame englische Maler Hugford, welcher seines Lehrmeisters Gabiani Leben in Folio beschrieben hat, besitzt auch ein gutes Kabinet.

Der Artikel vom Zustande der Wissenschaften, kann bey einer Stadt wie Florenz, nicht anders als interessant seyn. Im Vorbeygehen können wir, ob es gleich nicht eigentlich für unsre Bibliothek gehört, uns nicht enthalten, etwas von den vortreff-

lichen, edlen, und für sein Land nützlichen Geschmack des Großherzogs an der Naturhistorie zu sagen. Das Museum oder Kunstkabinet wird in wenig Jahren das vornehmste in Italien, und eines der ersten in der Welt seyn. Es ist ein besonderer Palast nahe bey der Residenz dazu gekauft und eingerichtet. Nach dem gemachten Plan ist kaum die Hälfte da, gleichwohl sind schon fünfundzwanzig Zimmer nicht etwa mit allerley Spielwerk, dessen man in vielen großen Kabinetten eine Menge antrifft, sondern mit ausgesuchten Sachen, die werth sind, aufgehoben zu werden, angefüllt. Es besteht aus drey Abtheilungen, aus mathematischen und physikalischen Instrumenten, dergleichen man nicht schönere und mehrere antrifft, wiewohl noch beständig neue verschrieben, und durch eigene für den Großherzog arbeitende Künstler verfertiget werden; zum andern, aus eigentlichen Naturalien, aus den drey Reichen der Natur, und drittens aus Nachahmungen der Natur, als anatomischen Vorstellungen in Wachs ꝛc. Das Naturalienkabinet ist ungemein ansehnlich. Die Oberaufsicht hat der gelehrte und durch seine Schriften, wovon wir S. 290 ein grosses Verzeichniß lesen, bekannte Physiker Fontana, den der Großherzog jetzt drey Jahre durch die vornehmsten Reiche von Europa reisen läßt, um Naturalien, Instrumente, Modelle von nützlichen Maschinen zu sammlen. Ueberdieß sind Unteraufseher, und der Herzog ist selbst als Liebhaber von allen unterrichtet. In eben diesem Gebäude wird auch eine vollständige Bibliothek zur Mathematik,

Phy-

Physik und Naturhistorie errichtet, welche schon sehr beträchtlich ist, und wozu der Grund mit den zu diesen Klassen gehörigen Büchern aus den beyden Großherzogl. Bibliotheken gelegt worden. Möchten sich doch viele Regenten durch dieses Beyspiel zu ähnlichen Unternehmungen reitzen lassen, wovon der Einfluß gewiß auf das ganze Land wichtig ist!

Von Seite 256 bis 273. hat Herr Bernoulli artige Anmerkungen über unsers seel. Meynhards Versuch über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter eingerückt. Wir übergehn, um nicht zu weitläuftig zu werden, was von Pisa und Siena gesagt wird, und eilen zur zweyten Abtheilung, welche des Verfassers Anmerkungen über den zweyten Volkmannischen Band enthält, und sich bloß auf Rom einschränkt.

Bey der Beschreibung des Vaticans kommen hauptsächlich drey neue vortreffliche Einrichtungen vor, welche seit wenig Jahren und seit der Ausgabe von Herrn Volkmanns Nachrichten, zum Theil neu veranstaltet, zum Theil stark verändert und vermehrt worden. Diese sind erstlich eine lange Gallerie von alten in gewisser Ordnung eingemauerten Inschriften, das Museum Christianum, oder die Sammlung von allerley Alterthümern der ersten Christenheit, und vornemlich das vom vorigen Pabste angelegte, und von dem jetzigen beständig vermehrte wichtige Museum Clementinum. Das Kapitol war nemlich mit antiken Statuen und Basrelifs dermaßen angefüllt, daß sich kein Platz

zu

zu mehrern fand, Clemens XIV. fing deswegen an, im Vatican diese zweyte Sammlung merkwürdiger Antiken anzulegen, und Pius VI. setzt sie mit eben dem Eifer fort. Es werden zu dem Ende nicht nur berühmte bereits bekannte Statuen, aus andern Palästen angeschafft, wie der Meleager aus dem Palaste Picchini, verschiedene vorzügliche Stücke aus der Villa Mattei u. s. w. sondern auch bey neuen Entdeckungen, und dem Ausgraben gekauft: viele Vornehme, die sich die Gewogenheit des Papsts verschaffen wollen, machen auch wichtige Geschenke sowohl hieher, als zu den beyden erstgedachten Sammlungen.

S. 407. zeigt Herr Bernoulli den nicht gesehenen, aber von Rossini wegen der trefflichen Gemälde und Statuen gerühmten Palast Rondinini an, und setzt hinzu, daß er auch nichts davon erfahren habe. Er gehört freylich unter die neu bekannt gewordenen, und wird vielleicht von wenigen besucht, ob er es gleich sehr verdienen mag. Der sel. Winkelmann kannte diese schönen Kunstwerke sehr wohl, hat auch in seine Monumenti ant. spiegati ein darunter befindliches Basrelief erklärt. Die Sache verhält sich so: Der Marchese Rondinini besaß eine Menge vortrefflicher Gemälde und Statuen in einer unbekannten Villa *), wo kein Mensch hin-

*) Man findet sie in des Nolli Plan hinter den Diocletianischen Bädern, südostwärts in der Straße, welche nach der Porta di S. Lorenzo führt.

hinkam. Diese wurden 1758. in den obgedachten Palast geschafft. Es war damals alles in sehr großer Unordnung, inzwischen erinnert sich Recensent gar wohl eines von Algardi ergänzten Torso, den ihm Winkelmann in der gedachter Villa zeigte, und den dieser große Kenner nach dem Torso und Laokoon in Belvedere für eines der besten Stücke des Alterthums hielt; der vortrefflichen Gemälde nicht zu gedenken. Daß dieser Palast so wenig bekannt ist, rührt theils daher, weil er unter der Menge bisher verborgen geblieben, und noch vermuthlich nicht auf der Liste der gemeinen Ciceronen steht, theils weil wenig Reisende sich bey einem kurzen Aufenthalte um alles zu bekümmern, weder Zeit noch Lust haben, zumal wenn in den Beschreibungen von Rom nichts davon steht. Bey einem längern Aufenthalte, würde Herr Bernoulli, als ein aufmerksamer und genauer Beobachter, von diesem Palaste gewiß etwas gehört, und uns nach dessen Besichtigung etwas Umständlichers darüber geliefert haben.

Sehr interessant für die Gelehrten Geschichte, und mit vielem Fleis, ist S. 410. die Nachricht von der berühmten Buchdruckerey in der Propaganda aufgesetzt, deren neue Alphabete umständlich angezeigt werden. Die Gemälde des Palasts Giustiniani, der auch deswegen, und nicht bloß wegen der bekannten Sammlung von Statuen, unter die ersten von Rom gehört, werden Seite 440. in weit besserer Ordnung nach der neuen Einrichtung angezeigt,

zeigt, als in dem Volkmannischen Werke. Beym Kapitol und den dortigen Sammlungen wird der erste Theil eines ganz neuen Werks vom Abte Marchese Guasco angeführt, dem noch zwey folgen sollen. Es heißt Musei Capitolini antiquae Inscriptiones nunc primum coniunctim editae notisque illustratae. Die Marschelin Boccapladuli sammlet seit einigen Jahren ein schönes Naturalienkabinet. Sie ist eine große Freundin der Litteratur, und alle Abende versammlen sich bey ihr viele Männer von Verdiensten, wobey auch Fremde, welche die Wissenschaften lieben, leicht einen Zutritt erhalten. Wie unterschieden ist diese Lebensart von der gewöhnlichen andrer Damen ihres Standes in Rom!

Zum Theil neu sind auch die Nachrichten von der Rennbahn des Caracalla S. 461. Herr Bernoulli besah sie mit dem Chursächsischen Legationsrathe Herrn Bianconi, einem einsichtsvollen Kenner der Alterthümer, welcher, wie wir hier lernen, nächstens ein gelehrtes Werk darüber schreiben wird. Von dem Botanischen Garten, und dem prächtigen Werke mit ausgemalten Kupfern der Pflanzen in 4 Folianten, finden die Liebhaber S. 468. eine genaue Nachricht.

Der Artikel vom Zustande der Litteratur in Rom ist natürlicher Weise viel weitläuftiger als bey andern Städten, da sie so zu sagen die Hauptstadt Italiens ist, und in mancherley Betrachtungen so viele Vorzüge vor andern hat, wodurch die Wissenschaften befördert werden, Herr Bernoulli giebt

erstlich Zusätze und Verbesserungen zu den im Volkmannischen Buche angezeigten Schriften, und ihren Verfassern, und hernach ist der Zustand der jetzigen Gelehrsamkeit nach den Wissenschaften vorgestellt. In jeder Klasse, z. E. Mathematik, werden die neuesten Verfasser nach alphabetischer Ordnung aufgeführt, und auch die Nahmen derer, die im Volkmannischen Verzeichnisse vorkommen, wieder angezeigt, damit man den neuesten Zustand jeder Wissenschaft gleichsam mit einem Blicke übersehen könne. Hier findet der Liebhaber der gelehrten Geschichte allerdings einen reichen Vorrath von Nachrichten, seine Neugierde zu befriedigen.

Angenehm lesen sich die Nachrichten von dem jetzigen Zustande der Arkadier in Rom, deren Mitglied Herr Bernoulli geworden. Man sieht aber doch daraus, daß es nicht viel mit dieser Schäfergesellschaft zu bedeuten habe, wenn sie gleich viele fürstliche Personen unter ihren Mitgliedern aufnehmen, wie noch im vorigen Jahre mit dem Prinzen von Piemont und seiner Gemalin geschehen ist, da fünfundzwanzig Jahre vorher, der jetzige König von Sardinien aufgenommen worden. Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir aus den für unsere Bibliothek gehörigen Klassen der Litteratur Auszüge machen wollten, wir verweisen unsre Leser daher lieber auf das Buch selbst, damit sie alles im Zusammenhange lesen können.

Bey den merkwürdigen und berühmten Villen Borghese und Albani, hat sich Herr Bernoulli

noulli die Mühe gegeben, alle Stellen, wodurch die dort befindlichen Antiken in Winkelmanns Geschichte der Kunst erläutert werden, auszuziehen, welches denen, die sich um richtige Urtheile von den Kunstwerken bekümmern, gewiß ein angenehmer, obgleich mühsamer Dienst ist. Wenn man das Urtheil und die Erklärung eines so großen Kenners zuvor weiß, sieht man die Sachen allerdings mit ganz andern Augen an. Wir können dem Herrn Bernoulli hier nicht folgen, wollen aber nur eines erinnern. Da, wo die Rede von der Juno mit dem schönen Gewande in der Borghesischen Villa ist, setzt Herr Bernoulli hinzu, „wenn es nicht die zu Ende der 809ten Seite angedeutete Muse ist, so würde ich mich wundern, daß sie mit Stillschweigen sollte übergangen seyn. Dieß ist ein kleiner Irthum, denn sie ist S. 811. ausdrücklich angezeigt: Freylich sollte aber dabey stehen, daß man sie für eine Juno oder Muse hält. Man lieset nur folgende Worte: „Eine vortrefliche weibliche Statue von Por„phyr mit einem weissen marmornen Kopfe und Hän„den. Sie trägt eine Krone auf dem Haupte. — „Das Gewand ist schön, und zeigt das Nackende, „aber die ergänzten Hände taugen nichts.“

IV.

Joh. Jac. Volkmanns historisch-kritische Nachrichten von Italien ꝛc. Neue durchgehends vermehrte und verbesserte Ausgabe. Erster Band. Leipzig. 1777.

Wir zeigen diese neue verbesserte und viel vermehrte Ausgabe gleich nach dem vorigen Buche an, weil Herr Bernoulli durch seine Zusätze viel zu dessen Vollkommenheit beygetragen hat. Den Besitzern der ersten Ausgabe muß es freylich sehr angenehm seyn, daß sie nicht nöthig haben, die zweyte zu kaufen, sondern sich die Zusätze des Herrn Bernoulli besonders anschaffen können, wiewohl die neue Ausgabe wegen des Herrn Volkmanns eigenen Verbesserungen und aus andern entlehnten Zusätzen, doch auch wieder ihre eigene Vorzüge hat. Hingegen ist es für die, welche Italien in Zukunft besuchen wollen, und die hoffentlich nicht anders als mit diesen Nachrichten in der Hand reisen, viel bequemer, daß sie alles im Zusammenhange beysammen haben. Wir wollen unsern Lesern, da das Buch selbst hinlänglich bekannt ist nur kürzlich anzeigen, worinn die Vorzüge dieser zweyten Ausgabe bestehen.

Die Verbesserungen sind von zweyerley Art. Einmal würkliche Verbesserungen, nämlich der Feh-

ler,

ler, die theils in den Recensionen angezeigt worden, und die der Verfasser theils selbst bemerkt hat. Hernach Zusätze, welche entweder aus neuen Reisebeschreibungen genommen sind, oder durch Correspondenz erhalten worden. Beschreibungen der Länder und Städte sind so vielen Veränderungen unterworfen, daß es beständig Gelegenheit zu Verbesserungen giebt; und diese bedürfen in wenig Jahren oft wieder einer Berichtigung. Die erste Vorrede, welche che ein kritisches Verzeichniß der vornehmsten Reisebeschreibungen enthält, ist ansehnlich, sowohl mit ältern Büchern dieser Art, als mit den seit einigen Jahren in ziemlicher Anzahl erschienenen vermehrt worden. Die Materialien zu den Zusätzen haben meistens Herr Ferber, Burney, und vornemlich Bernoulli hergegeben. Durch jenen ist insonderheit vieles, das die Naturgeschichte betrift, hinzugekommen. und Herr Burney hat durch seine musikalische Reise nicht bloß Materiallen in seinem Fache, sondern auch andre Anekdoten hergegeben. Herr Bernoulli hat allerdings mehr als alle geleistet, und ohne dessen Zusätze würden dieser neuen Ausgabe sehr viele Vollkommenheiten fehlen. Da dieser Gelehrte aber sein Hauptaugenmerk auf den Zustand der Wissenschaften gerichtet hat, so hat Herr V. seine Zusätze mit Einschränkung genutzt. Nur das Vornehmste ist in einem Auszuge hineingebracht, weil nicht nur wenig Reisende sich so gar genau um den Zustand der Wissenschaften bekümmern, sondern auch weil der Endzweck des Buchs, welches das Handbuch für reisende Deutsche bleiben soll,

 nicht

nicht aus den Augen gesetzet, und der erste Theil, da die übrigen Verbesserungen schon etwas angewachsen waren, nicht noch gegen ein Alphabet durch des Herrn Bernoulli Zusätze vermehrt werden sollte. Zum bequemen Gebrauch, um das Buch in der Tasche führen zu können, ist jeder Band in zwey Abtheilungen getheilet, und durchgängig sind Abschnitte gemacht worden, damit das Buch nicht in einem fortläuft. In eben der Absicht wird bey dem dritten Theil ein weitläuftigeres und genaueres Register versprochen.

VII.

Don Pedro Anton. de la Puente Reise durch Spanien, oder Briefe über die vornehmsten Merkwürdigkeiten in diesem Reiche. Aus dem Spanischen übersetzt. Mit Erläuterungen und Zusätzen, von Joh. Andreas Dieze, Professor der gelehrten Geschichte zu Göttingen. Erster Theil. Leipzig. 1775. gr. 8.

Herr Professor Dieze hat allen Freunden der Kunst einen großen Dienst geleistet, daß er ihnen dieses an Nachrichten von Künstlern reiche Buch in einer berichtigten Uebersetzung liefert, wel-

ches

ches vor allen bisherigen Nachrichten von Spanien so wesentliche Vorzüge hat. Wir sind bisher noch gar zu wenig mit einem großen Reiche bekannt gewesen, das doch so viele Schätze der Kunst enthält. Wie unzulänglich ist das, was wir in des Clarke, Baretti, Plüer, und einigen andern Reisebeschreibungen finden; und wie wenig wissen wir überhaupt von der innern Einrichtung und Beschaffenheit des Landes, da so wenig dahin reisen, und weil die Reise mit vielen bekannten Unbequemlichkeiten verknüpft ist. Diese Briefe verdienen künftig eben so sehr das Handbuch aller Reisenden zu seyn, als es denen, die sich um die Geschichte der Kunst bemühen, unentbehrlich ist. La Puente ist zwar eigentlich ein Baumeister, der sich verschiedene Jahre in Italien, seiner Kunst halber, aufgehalten hat, allein da er das Studium der Malerey und Bildhauerkunst nicht vernachläßiget, und den Geschmack in Italien gebildet hat, so kann man seinen Urtheilen desto sicherer trauen, zumal, da man aus unzähligen Stellen sieht, daß er nicht von Nationalvorurtheilen eingenommen ist, sondern das Gute zwar lobet, aber auch zugleich den noch ziemlich allgemein verdorbenen Geschmack, und was er fehlerhaft findet, mit größter Freymüthigkeit tadelt, und seinen Landsleuten mit patriotischem Eifer den rechten Weg zu zeigen suchet.

Die Veranlassung dieses Buchs ist folgende. Vor ungefehr zwanzig Jahren gab ein gewisser Ordensgeistlicher aus der Lombardey Norbert Cai-

mo Lettere d'un vago Italiano ad un suo amico in 4 Octavbänden heraus. Sie enthalten Reisen durch verschiedene Länder, und die beiden ersten betreffen Spanien *). Weil Caimo über alles spottet, so wurden sie nicht nur in Italien verboten, sondern ein vornehmer Spanier, der solche zu Gesichte bekam, machte seinem Hofe die Sache bekannt, und weil Caimo sich vornemlich über die Spanier meistens mit Grunde, aber auch oft unbilliger Weise lustig macht, so beschloß der Hof dieses Buch widerlegen zu lassen. Diesen Auftrag konnte keiner würdiger übernehmen, als der um diese Zeit aus Italien zurückgekommene la Puente. Er that also mit des Caimo Buche in der Hand in den Jahren 1761 und 1766. eine fast bloß den Künsten gewidmete Reise; und der beste Beweis seiner Unpartheilichkeit ist, daß er jenen in billigen Urtheilen auf eine bescheidene Weise Recht giebt, und nur da widerlegt, wo Vorurtheile und Schmähsucht die Feder geführt haben, oder wo Caimo würkliche Fehler begangen. Wie viel schöne und auch zum Theil für andre Länder passende Anmerkungen macht der Verfasser über Unwissenheit und Barbarey, über die Mittel, den Reichthum der Großen edel anzuwenden, ihren und der der Nation Geschmack zu befördern, und demselben eine für das ganze Land nützliche Richtung zu geben!

Seine

*) Man hat von diesen beyden Theilen eine französische Uebersetzung vom Pater de Livry, der aber vieles Wichtiges ausgelassen, und von diesen ist wieder 1773. eine ebenfalls verstümmelte deutsche Uebersetzung erschienen.

Seine Schreibart ist, wie Herr Prof. D. im Vorberichte sagt, simpel, zuweilen läßt ihn sein patriotischer Eifer ins Declamatorische fallen, zuweilen reissen ihn herrliche Werke zu enthusiastischen Beschreibungen; beydes geschieht jedoch selten, und sein Buch bleibt allemal an Materien sehr reichhaltig. Wir werden nunmehr unsrer Gewohnheit gemäß, verschiedene uns merkwürdig scheinende Stellen auszeichnen, um die Leser aufmerksamer auf das ganze Buch zu machen.

Der zweyte Brief beschreibt die schöne Domkirche von Toledo sehr weitläuftig, und redet anfangs von dem, was an der gothischen Bauart lobenswürdig ist. Es wird hier der beiden Bildhauer Alonso Berruguete und Philip de Borgonna gedacht; Jener macht eine Epoke in der spanischen Kunstgeschichte aus, weil er als Schüler des Michael Angelo den guten Geschmack aus Italien nach Spanien brachte, und seine Kunst hier vornämlich zeigte. S. 95. kommen Lebensumstände von ihm vor. Er starb 1561. zu Toledo; Füeßlin giebt also das Todesjahr 1545. zu Madrid in seinem Lexicon ganz falsch an. Beide haben in dem auf mancherley Art verzierten Chor ihre Geschicklichkeit bewiesen. Ersterer verdient durch eine Verklärung Christi in Marmor insonderheit Bewunderung. Der berühmte Transparente in einer gewissen Kapelle ist eine ungeheure Masse von Marmor von barbarischer Architektur, mit einigen gemeinen Stellungen untermischt, welcher 200,000 Dukaten gekostet

stet hat, über welche Verschwendung der Verfasser in einen gerechten Eifer geräth. S. 58. wird des D. Anton. Palomino Werk über die Theorie und Ausübung der Malerey und die als ein zweyter Theil angehängten Lebensbeschreibungen spanischer Maler gerühmt. Den zweyten Theil führt der Verfasser oft an.

Unter den ältesten Künstlern werden Covarrubias, Herrera und Tristan gelobt. Ludwig Tristan ist in der Malerey ein Schüler des Domenico Greco. Dieser geborne Grieche war Tizians Schüler und man kann ihn, so lange er bey seiner guten Manier blieb als den Vater der bessern Malerey in Spanien ansehen; als er aber nicht mehr für einen Nachahmer Tizians angesehen werden wollte, verfiel er in eine schlechte Manier. Wie ausgebreitet Albrecht Dürers Geschmack ehemals gewesen, erhellet daraus, daß solcher vorher in Spanien geherrscht hat, bis Berruguete solchen verbesserte. Dieß lehret noch deutlicher eine Stelle des fünften Briefes. S. 258. „Gewisse Sculpturen und „Malereyen haben viel Verdienst, welche in Alb. „Dürers Manier gemacht sind. Diese ward auf„ser Zweifel zu Kayser Karls V. Zeiten in Spa„nien eingeführt und fortgepflanzt; und einige Wer„ke, die noch von Ferdinand Gallegos übrig sind, „zeigen, daß dieser Künstler so geschickt war, daß „seine Werke mit Dürers Arbeiten verwechselt wur„den.“ An einem andern Orte bemerkt der Verf. an den ältern Gemälden, die vor des Domenico Greco

Greco Zeiten in Spanien gemalt wurden, und jenen gothischen Geschmack verrathen, eine sehr gute Farbengebung, und setzt hinzu, daß manche neuere Künstler, anstatt sich mit ihren Urtheilen weit darüber hinauszusetzen, wohl thäten, das Gute daraus nachzuahmen, und ihr eignes Kolorit darnach zu bessern. Von des Giordano Kunst nachzuahmen, kommen in den Kopien nach Tizian, Raphael, und Albrecht Dürer S. 72. bewundernswürdige Beyspiele vor.

In der zum Hospital Sancta Cruz gehörigen Kirche sind prächtige Gemälde. Sechs sehr große Stücke, der heil. Eugenius III. welcher einige Chorknaben im Singen unterrichtet, der h. Augustin, welcher dem h. Julian erscheint, der heil. Ildephonsus, welcher einem Könige auf einem Throne ein Buch zeigt, der h. Helladius, welcher Allmosen austheilt, der h. Eulagius schreibend vor einem Chor von Jungfrauen, und der heil. Eugenius I. welcher taufet. La Puente versichert, daß diese berühmten Stücke, welche jederzeit für Rubens Arbeit ausgegeben worden, doch offenbar nicht von ihm sind. Er hält sie für Werke von Jacob Jordaens, welcher viel von Rubens Manier hat.

Bey Gelegenheit vieler in einem gewissen Kloster zu Toledo aufgemalten schönen Gemälde, S. 130. die dadurch in den Grund verdorben worden, geräth la Puente in einen billigen Eifer. Es ist allerdings wahr, wenige sind zu dieser Arbeit ge-

geschickt, und niemand ist es vollkommen, wegen der vielen dabey nothwendigen Schwürigkeiten. Gleichwohl sehen es Unverständige für eben so leicht an, als sich viele Stümper für tüchtig dazu ausgeben. Die Kirche der Nonnen Gaiatanas, hat viele schöne Gemälde, die zu den besten Arbeiten des Domenico Greco gehören. Von Philipp Derichsen, einem sehr guten Maler, welchen la Puente für einen vorzüglichen Schüler des Rubens hält, trift man in verschiedenen Gegenden von Spanien Gemälde an. Das S. 136. angeführte Stück von ihm, den heil. Jacob mit einer vor ihm knienden Nonne vorstellend, ist 1643. gemalt.

Des Verfassers lesenswürdige Gedanken über die Begräbnißdenkmäler lassen sich auch außerhalb Spanien anwenden: „Woran mag es wohl liegen, „daß, da unsere Vorfahren um den Staat und die „Kirche wohlverdienten Personen, solchen, welche ihre „Familie in Ansehen gebracht hatten, und vielen „andern, aus verschiedenen Gründen des Andenkens „würdigen Männern, und zwar nicht allein zu der „Zeit, da der gute Geschmack in den Künsten wiederhergestellt ward, sondern schon lange vorher, „so prächtige Monumente errichtet haben, wir hingegen in unsern Tagen kaum einmal sehen, daß „Verstorbenen, wie groß auch ihre Verdienste, gewesen sind, irgend ein würdiges Denkmal gestiftet „werde, ausgenommen etwa hier und da ein Stein, „der schlecht gearbeitet ist, und eine noch schlechtere

„In-

„Inschrift hat, und der gewöhnlicher Weise die Stelle
„eines Fußbodens mit vertreten muß, damit er
„noch eher als die Leiche selbst zu Staube werde?
„Sollte dieß vielleicht eine der Folgen der gegenwär-
„tigen Knickerey seyn? oder denkt man vielleicht je-
„tzo demüthiger als sonst? Liegt es vielleicht am
„Mangel der Ehrerbietung und Dankbarkeit gegen
„die, welche sich aus den angeführten Gründen ver-
„dient gemacht haben, oder sind diese Bewegungs-
„gründe jetzt nicht mehr vorhanden? Was für einer
„Ursache muß man die Unterlassung dieser lobens-
„würdigen Gewohnheit zuschreiben? Ich nenne sie
„löblich, weil sie bey den aufgeklärtesten Zeiten,
„und gesittesten Völkern, die man in der Welt kennt,
„üblich gewesen ist, weil sie die deutlichsten Beweise
„der Dankbarkeit gegen Verstorbene, die sie ver-
„dienten, veranlaßt hat, wobey man die großen
„Summen, welche man auf diese letzten Ehrenbezeu-
„gungen verwendete, nicht achtete, weil sie dem Leben-
„den zum Antriebe dienten, sich durch tugendhafte
„und würklich rühmliche Handlungen hervorzuthun,
„und sich solche Denkmäler zu verdienen; weil durch
„Aufführung so prächtiger Monumente geschickte
„Künstler beschäftigt, und eben hierdurch die schö-
„nen Künste befördert, und in ihrem Glanze erhal-
„ten wurden.“

Den lesenswürdigen vierten Brief schließt der Verfasser mit Klagen, über die Denkungsart in Ansehung der Bauart und Auszierung der Kirchen und Altäre. Er sagt, man habe Berge von Gold ver-

verschwendet, um ungereimte Maschinen von Holz, unter den Namen von geschnitzten Altären zu vergolden. Solche geschmacklose Ungereimtheiten sind wider die Würde der Kirche, und der Religion selbst. Oeffentliche Gebäude sind gleichsam Schilderungen der Einsichten und des Geschmacks, sowohl dessen der sie aufführt, als dessen der sie aufführen läßt. Man sieht in der ganzen Beschreibung, die la Puente liefert, daß die Architektur seine Lieblingswissenschaft ist, er hält sich deswegen am längsten bey der Bauart der öffentlichen Gebäude auf. Er tadelt daher, wiewohl mit Recht, daß Palomino so wenig Nachrichten von Architekturen geliefert, und da so viele spanische Maler zugleich Architekten gewesen, dieses nicht angezeigt hat, da doch die Architektur mit den andern schönen Künsten so nahe verschwistert ist. Von dem heutigen Zustande dieser Kunst heißt es S. 164. „Seit der vorigen Re„gierung, und insbesondre seit der Stiftung der Aka„demie von San Fernando, und bey Gelegenheit „des neuen Palastes könnte Spanien schon Bau„meister aufweisen, die geschickt wären, wichtige „Unternehmungen auszuführen, wie sie es an ver„schiedenen öffentlichen Gebäuden, die mit vieler „Geschicklichkeit, und einige davon selbst in der Haupt„stadt, sind aufgeführet worden, bewiesen haben. Die„serwegen und wegen der Neigung des Königs, Wer„ke von der größten Pracht zu unternehmen, und zu „befördern, könnten wir hoffen, den guten Geschmack „völlig wieder hergestellt zu sehen, wenn nicht zum „Unglücke zu eben der Zeit an allen Orten viele an„dere

„dre Gebäude aufgeführt würden, die recht dazu „dienen, den elenden Geschmack fortzupflanzen.“

Das königl. Lustschloß Aranjuez ist nebst der umliegenden Gegend seit zwanzig Jahren sehr verschönert worden. Man bauet den Ort mehr und mehr an, so daß vermuthlich zu Ende dieses Jahrhunderts eine artige Stadt da stehen wird. Es sind eine Menge Alleen angelegt, und die dürre Gegend, ist zu einem schattenreichen anmuthigen Aufenthalte geworden, in der viele Alleen in Form eines Sternes angelegt sind. Die Grundrisse des königlichen Palasts haben einige fälschlich dem Vignola, und der berühmte Geschichtschreiber de Thou sogar einem Franzosen Ludwig von Foix zugeschrieben, sie sind aber eigentlich von dem berühmten spanischen Architekten Juan de Herrera, welcher auch das Escurial vollendet hat. Der König hat hier ein prächtiges Kloster von S. Pedro d'Alcantara gestiftet! Die Kapelle des königl. Palasts hat eine berühmte Verkündigung der Maria von Tizian, und auf der andern Seite einen heil. Anton von Padua von Corrado Giaquinto. Dieser Neapolitaner hat viel zu Turin in den neuern Kirchen gearbeitet, und ist daselbst fast nur unter den Nahmen Corrado bekannt. Von 1753. bis 1761. arbeitete er in Madrit und starb 1765. zu Neapel. Wir übergehen die übrigen hiesigen Malereyen, und gedenken nur bey dieser Gelegenheit, daß unser Raphael Mengs hier, so wie auch S. 268. ein verdientes Lob erhält.

 Höchst

Höchst interessant ist die Nachricht von dem Dominikaner-Nonnenkloster zu Loeches, nicht weit von Madrit. Außer andern schönen Malereyen sind hier vortreffliche Bilder von Rubens, die in Ansehung des Kolorits unter seine besten Arbeiten gehören. Gleichwohl weiß man in Madrit kaum etwas davon. Selbst Palomino, ein Künstler der viele Jahre daselbst lebte, gedenkt ihrer (B. 2. S. 228) kaum, und auf so eine Art daß man deutlich merkt, er habe sie gar nicht gesehen. Sie stellen den Triumph des neuen Bundes der Kirche, und des heil. Evangeliums vor, wodurch das Heidenthum und alle alte Gebräuche vertilgt worden. Die Erfindung ist ungemein sinnreich und gelehrt.

Bey Gelegenheit der Universität von Alcala haben uns des Verf. S. 229. geäußerte freymüthige und unpartheyische Urtheile sehr gefallen. Er sagt, wenn es jetzt viele solche Männer gäbe, als der Cardinal Ximenes de Cisneros, welcher die Complutensische Bibel besorgt, und in dem Collegio der von ihm wiederhergestellten Universität ein vortreffliches Grabmal hat, so würden solche die vielen ungereimten Disputirübungen längst ausgerottet haben, oder vielmehr niemals haben einführen lassen, in dem sie nur dazu dienen, die Hörsäle vom Schreien wiederhallen zu lassen, und die Vorhöfe der Universität zu einem Aufenthalte des Getümmels und Geräusches zu machen, wo alle schreien und keiner den andern versteht. Doch setzt der Verfasser in der

Note

Note hinzu, kann man bey den jetzigen Einrichtungen und Verordnungen des Staatsraths von Castilien hoffen, daß die Universitäten dieses Königreichs wieder in Flor kommen werden, indem alles Unnützliche daraus verbannet, und eine bessere Methode und Lehrart eingeführt wird.

Der achte Brief fängt mit sehr lesenswürdigen Bemerkungen über den Unterschied von Originalen und Kopien bey Gemälden an. Ueber den einreissenden Holzmangel und die schlechte Wirthschaft mit den Waldungen stehen in diesem Briefe und an mehrern Orten Klagen, dergleichen die Freunde der guten Polizey, und die guten Wirthe in vielen andern Ländern ebenfalls führen.

Der zweyte Theil im nächsten.

IX.

Fortsetzung der Nachrichten von Böhmischen Künstlern, meistens Ausländer, die sich aber theils in Prag niedergelassen, theils daselbst einige Zeit gearbeitet haben.

Johann Spitzer, Anno 1711. in Prag geboren, hat die Anfangsgründe der Malerey bey Frabz Dominicus Barbieri, einem Italiener, der sich einige Zeit in diese Stadt aufgehalten, zu seinem Vortheile erlernt. Er gieng hierauf nach Wien, wo er drey Jahr lang in dasiger Aka-

demie studirte. Nachdem er sowohl in Portrait- als Historienmalen eine Fertigkeit erlanget, so begab er sich wieder in seine Vaterstadt, und legte verschiedene Proben von seiner Geschicklichkeit in Oel und Fresco malen, ab Im J. 1770. ward er Oberältester bey der Gülde in Neustadt, und starb 1774.

Franz Theodor Dallinger ward i. J. 1710. zu Linz in Oberösterreich geboren, und lernte sowohl das Zeichnen als Malen von seinem Vater, welcher Maler und Rathsherr in dieser Stadt war. Doch, da ihm dieser Unterricht kein Genüge that, so reisete er nach Italien, und nachdem er sich dort eine Zeitlang aufgehalten, auch in der Kunst geübt, gieng er nach Frankreich, und kehrte durch die Niederlande wieder nach Deutschland zurück, und ließ sich häuslich zu Prag nieder, wo er auch 1771. gestorben ist. Er hat vorzüglich Landschaften, Frucht- und Viehstücke gemalt.

Wilhelm Kleinhard, ein Dresdner, ist 1695. geboren, und war eigentlich ein Miniaturmaler. Nachdem er sich zu Leipzig, Augspurg, Nürnberg und Wien einige Zeit aufgehalten und gearbeitet, kam er nach Prag, wo er sich 1725. verheurathete, niederließ, und 1773. starb. Er malte sowohl Portraite, als historische Stücke.

Jacob Eberle ein geschickter Bildhauer, ward den 21sten April 1720. zu Maschau in Böhmen geboren, und hatte zuerst bey Simon Thaler in Prag gelernt. Hierauf gieng er auf Reisen, besuchte Italien, und hielt sich etliche Jahre in Rom auf,

auf, daher er auch bey seiner Zurückkunft in Prag, il Romano genannt wurde. Nachdem er Verschiedenes in dieser Stadt und in den umliegenden Gegenden sowohl in Stein als Holz gearbeitet, ließ er sich endlich an seinem Geburtsort nieder, wo er auch vor einigen Jahren gestorben ist.

Anton Hannot, von Mons aus dem Hennegauschen gebürtig, war ein Historienmaler, und kam gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nach Prag, wo er auf der Altstadt zu S. Michel, die schmerzhafte Mutter Gottes, mit vieler Geschicklichkeit gemalt hat, zu welchem letztern Bilde zwo Figuren von Brandel und einige arme Seelen von J. Quirin Jahn hinzugefügt worden. Hannot wurde in Prag Anton Schram genannt, wegen einer Narbe im Gesichte, welche er bey einer Schlägerey bekam.

Abraham, Isaac und Jacob Gutteni, drey Brüder von Antwerpen, alle dreye Maler. Isaac kam gegen 1730. nach Prag und malte Flügelwerk in Lebensgröße, nach der Natur. Sein Bruder war schon 1724. verschrieben worden, den Saal im Schlosse Troja bey Prag zu malen, welcher seinen jüngsten Bruder Jacob mitbrachte. In diesem Saale hat Abraham die Figuren, Isaac die Thiere, und Jacob die Bluhmen gemalt. Isaac ist gegen 1753. nach Dresden gegangen.

Hörner, ein Maler im Stilleben, hielt sich einige Zeit in Grunau auf, und gieng endlich nach Budweiß, wo er auch gestorben ist.

Schummer, war im Anfange dieses Jahrhunderts in Prag ansäßig und malte Landschaften mit Vieh- nach Art der Berghems, die viel Beyfall fanden.

J. D. Tepper, lebte seit 1731. bis 1750 in Prag. Das Bild, welches man von ihm in der Gräflich Tscherninischen Sammlung sieht, zeiget von seiner Kunst und ist so gut als Brandels Arbeit.

Sebastian Spör, ein Historienmaler, hat ein Altarblatt, die heilige Rosa vorstellend, bey S. Aegidy auf der Altstadt gemalt.

Wilhelm von der Creutz, ein Niederländer, malte 1666. in Prag.

Hermann Wachtel, aus Maynz, ein guter Landschaftmaler, machte sich 1704. in Prag ansäßig. Er verlor endlich den Verstand, und zerschnitt seine Malereyen, so viel er davon noch hatte.

Johann de Cordua, ist bereits als ein geschickter Maler in Stilleben, von Sandrart angeführt worden. Er hat aber auch Historien und Figuren, mit vieler Geschicklichkeit gemalt, und sich einige Zeit zu Prag, und zwar zu Brandes Zeiten, aufgehalten. J. E. Haid hat ein Blatt nach ihm in schwarzer Kunst gestochen.

Peter Keck, ein Historienmaler, hat einige Zeit in Prag gewohnt. Man kann von seiner Arbeit, die nicht zu tadeln ist, drey Altarblätter bey S. Jacob auf der Altstadt sehen.

Frantz

Frantz Luycx war Hof- oder nach dortiger Art zu reden, Kammermaler bey Kayser Ferdinand III. Er hatte unter Anton van Dyck studiert, und besaß große Geschicklichkeit in Historienmalen. Der Kayser erhob ihn in Adelstand, mit dem Beynamen von Luxenstein. Er war ein Niederländer und hatte, ehe er nach Wien kam, verschiedene Länder durchreiset. Er starb in Wien, und seine Nachkommenschaft lebet noch in Böhmen in gutem Ansehen. Einer von ihnen, Julius Franciscus Luycx genannt, der sich ebenfalls auf die Malerey gelegt, befand sich 1719. in Prag. Ich habe einen Kupferstich, so den Leichnam Christi auf der Marien Schoß vorstellet, worauf steht: Franc°. Luycx S. C. M. Pict. delineavit, Fran°. van de Steen S. C. M. sculp.

Kindermann, ein Niederländer und Bluhmenmaler, der in Rom den Bentnamen Tulipan bekommen hatte, ist ebenfalls in Prag gewesen, und hat daselbst eine Zeitlang gearbeitet.

Johann Schnell ein Maler, kam 1730. aus Sachsen, nach Prag, wo er verschiedenes gemalt, aber ein solches Leben führte, daß er bey den barmherzigen Brüdern starb.

Tobias Querfurt, ein Bruder von Angnet, dem er zwar nicht beykam, dem ungeachtet aber verschiedenes in seiner Manier gemalt hat, so für des Bruders Arbeit verkauft worden. Er war 1732. zu Prag und hat sich dort einige Zeit aufgehalten.

Georg Christoph Groth, ein guter Portraitmaler, und Sohn von Johann Christoph aus

Stuttgard, hielt sich 1740 in Prag auf, und gieng von dort nach S. Petersburg als Hofmaler in Kayserliche Dienste.

Ein Daniel Preisler ist 1668. in Prag gewesen, und hat nach dem Malerprotocoll, 6. fl. Strafe, wegen Störerey, zahlen müssen. Dieß kann Daniel Preißler aus Nürnberg nicht seyn, indem derselbe bereits 1665 gestorben war.

Simbrecht oder Zimbrecht aus Antwerpen hat 1650. in Prag gemalt.

Alexander Bredal, ein geschickter Bataillen- und Landschaftmaler, ist auch in Prag gewesen, und hat allda gemalt.

Ein gewisser Maler Namens Graker, hat sich zwey Jahr in Prag aufgehalten, und während der Zeit das Schiff der Jesuiterkirche in Fresco, desgleichen zwey Altarblätter, die Heimsuchung Mariä und den sterbenden Joseph, in Oelfarben in eben der Kirche, auch die Kapelle der heiligen Thekla bey den Elisabettinerinnen gemalt.

Frantz Hoffmann, Michael Willmanns Schüler, kam nach Prag, und malte daselbst, starb auch alda gegen 1766. Er hat ebenfalls, nach Art seines Lehrmeisters, in Kupfer geätzt.

Nachricht von der Schorschen Familie.

Johann Schor, ein geschickter Maler, der in Rom viele Jahre studirt hatte, gieng wieder nach Deutschland, und setzte sich zu Inspruck, wo er im Rathe aufgenommen, und auch Ertzherzoglicher Hofmaler worden. Kayser Maximilian der II. hatte

bereits

bereits 1570. sein Geschlecht, zu Speyer, mit einem Wapen begnadiget, und 1618. vermehrte der Erzherzog Maximilian dieses Wapen unserm Johann. Er hatte zwey Söhne, Johann Paul, und Egidius, welche beide er in der Malerey unterrichtete, und sie hiernächst nach Rom sandte, sich dort vollends zu bilden.

Johann Paul Schor zu Inspruck geboren, als er nach Rom kam, spürte, neben der Malerey, bey sich eine große Neigung zur Architektur, und zwar besonders zu den Verzierungen, deshalb er auch auf deren Verbesserung mit vieler Aemsigkeit sann, und in dieser Art eine so große Geschicklichkeit erlangte, daß er von allen Künstlern, die dergleichen verfertigten, zu Rathe gezogen ward, wie er dann auch ihnen gern hülfreiche Hand leistete: dadurch fanden einige allgemeinen Beyfall. Er selbst aber, als der Erfinder dieses neuen Geschmacks in Zierrathen, kam in solches Ansehen, daß er nicht nur von den Vornehmsten in Rom, sondern auch von denen, zu seiner Zeit lebenden Päbsten, vornemlich von Alexander VII. gebraucht ward. Er hat ein besonderes Werk von verschiedenen Zierraten, die er erfunden, in groß Folio herausgegeben, welches anjetzt ungemein rar ist, indem es damals als etwas Neues, gleich vergriffen wurde. Es sind ebenfalls geschickte Schüler aus seiner Schule gekommen, unter welchen, wegen der Architectonischen Verzierungen, Jean le Pantre, und in der Malerey, Michelangelo Ricciolini, die berühm-

testen sind. Man muß nicht glauben, daß er bey dieser Neigung zu Zierrathen die Malerey hintenangesetzt habe, vielmehr hat er verschiedene Gemälde verfertiget. In Inspruck ist ein Altarblatt von ihm, unter dem Titel: Mariä Hülf, zu sehen, und seine in Rom gefertigten Bilder hat Titi, in seiner Ammaestramento della Pittura, angeführet. Es ist zu merken, daß der Name Schor bey den Italienern nicht bekannt ist, und daß er von ihnen Giovan Paolo Tedesco genannt wird. Orlandi nennt ihn eben so, setzet aber doch hinzu di casa Scor. In den Sammlungen von Scacciati findet man eine Zeichnung, nach ihm, unter den Namen, Johann Tedesco gestochen. Desgleichen haben wir von ihm das Leben des heil. Thomas à Villanoua in funfzehn Blättern, von J. de Rossi in Kupfer gebracht. Das Titelblatt zu Kircheri Musurgia ist von ihm gezeichnet, und von Baron geätzt, auch haben wir von seiner Erfindung, die Wiege oder das Bette für den erstgebornen Sohn des Connetable Colonna in Kupfer, worauf sein ordentlicher Name, Giov. Paolo Schor da Inspruck inv. et del. steht. Außerdem finde ich noch eine Vignette, welche Petrini nach seiner Zeichnung stechen lassen. Wenn dieser Künstler eigentlich gestorben, hat man nicht in Erfahrung bringen können.

Er hinterließ zwey Söhne, davon der ältere Christoh und der jüngere Philip hieß. Beide waren in der Malerey von ihrem Vater unterrich-

tet worden, sie hatten sich aber mehr auf die Baukunst gelegt. Christoph gieng nach Neapel und von da nach Spanien, wo er von dem Vicekönig hingesandt ward. Philip, nachdem er die Portugiesische Kirche zu S. Jacob, nebst andern Gebäuden in Rom aufgeführet, ward ebenfalls nach Neapel berufen, wohin ihn sein Schüler in der Baukunst, Johann Bernhard Fischer, begleitete, welcher, nach der Zeit, K. K. Hofarchitekt in Wien und unter dem Nahmen von Erlach geadelt worden.

Egidius Schor, des Johann Pauls jüngerer Bruder, ward zu Inspruck 1626. gebohren, und folgte seinem Bruder nach Rom, bey dem er auch über eilf Jahr blieb, und ihm in seinen Arbeiten treulich half. Endlich aber kehrte er nach Deutschland zurück, und nachdem er zu Linz, München, Augspurg, Nürnberg, Wien, Saltzburg, und in verschiedenen Klöstern auf dem Lande gearbeitet, ließ er sich zu Inspruck häuslich nieder. Da ihn sein Bruder zu Rom in allen Arten, also auch in Verzierungen gebraucht hatte, so war er nicht weniger geschickt in Theatralischen Decorationen, in Feuerwerken, in Festivitäten und dergleichen, wie er dann auch von dem Hofe zu Inspruck und von vielen Großen bey dergleichen Gelegenheiten sehr gebraucht ward. Jedoch war er im Malen eben so berühmt, wie die vielen Altarblätter zu Inspruck und in dortiger Gegend noch heutiges Tages beweisen. Es sind auch einige Theses, nach seiner Zeichnung in Kupfer gestochen, vorhanden.

den. Er ist endlich 1701. den 2ten Julius in seiner Vaterstadt gestorben.

Das Leben seines Sohns, Johann Ferdinand, nebst dessen Bildniß, findet man im zweyten Theile der Abbildung Böhmischer und Mährischer Gelehrten und Künstler.

Nachrichten von einigen Künstlern, so theils auf Reisen gesammlet, theils von den Künstlern selbst eingesandt worden.

Christian Gotthelf Brand ist zu Frankfurth an der Oder 1693. geboren worden. Sein Vater war von einem guten Hause und ein ansehnlicher Kaufmann daselbst, welcher seinen Sohn dem Studiren gewidmet hatte. Da er aber nach Regenspurg zu seinen Vetter, Namens Beschenhol, gesandt ward, und seine Studien daselbst fortsetzen sollte, gerieth er mit dem Landschaftmaler Bemmeln in Bekanntschaft. Er sahe ihn öfters malen, und bekam dadurch so viel Lust zu der Kunst, daß er sich von ihm unterrichten ließ. Im J. 1722. gieng er nach Wien, wo er viele Künstler antraf, und sattsame Gelegenheit fand, sich durch seinen Fleiß immer mehr und mehr zu bilden, wie er denn auch unter die besten Landschaftmaler kann gezählet werden. Im J. 1723. verheirathete er sich in Wien, und nachdem er vieles mit allgemeinem Beyfal gearbeitet, starb er daselbst den 22ten Julius 1756. im 63sten Jahre seines Alters, indem er schon 1755. einen Anfall vom Schlage gehabt.

Von seiner zahlreichen Familie haben sich nur zwey von seinen Söhnen auf die Kunst gelegt.

Der

Der älteste Johann Christian ist den 15ten November 1723. in Wien geboren, und von seinem Vater im siebenten Jahre bereits im Zeichnen, im 15ten aber in der Malerey unterrichtet worden. Bis ins acht und zwanzigste Jahr ging er demselben an die Hand, und half ihm in seinen Arbeiten. In diesem Jahr begab er sich hiernächst, als Hofmaler, in des Grafen Nicolas von Palfy Dienste, welcher Iudex Curiae in Ungarn war. Er blieb bey diesem Herrn fünf Jahr; als aber sein Vater in kränkliche Umstände gerieth, kehrte er nach Wien zurück, setzte sich daselbst, und verließ ihn nicht bis an sein Ende. Er hat zwar nicht fremde Länder besucht, indessen aber nicht weniger Ruhm durch seine Landschaften erlanget, als welche allenthalben viel Beyfall finden, und von denen auch einige in Kupfer gestochen worden. Im J. 1765. haben S. M. die Kayserinn Königinn ihm das Decret als Kammermaler ertheilet, und ihn zugleich als Rath und Professor bey der neuen Akademie angestellet.

Friedrich August Brand, welcher sich ebenfalls der Kunst gewiedmet hatte, war eigentlich der vierte Sohn, und 1735. zu Wien geboren. Sein Vater unterrichtete ihn ebenfalls, da er aber zur Historienmalerey die meiste Neigung bezeigte, so suchte er unter Paul Trogern und Daniel Gran, die damals in Wien arbeiteten, zu studiren, und sich zu bilden. Er hatte es sonderlich im Zeichnen weit gebracht, deshalb ward er 1754. als Zeichenmeister der Kayserlichen Herrschaften angenommen, und

hat

hat sowohl die Erzherzoge Leopold und Carl, als auch die Erzherzoginnen Amalien und Marien Annen, in dieser Kunst unterrichtet. Es haben sich auch unter seiner Anweisung viele von hohem Adel im Zeichnen geübt. Es blieb ihm also zum Malen wenig Zeit übrig, und weil er viele Lust zum Kupferstechen bey sich spürte, so legte er sich unter der Direction des Herrn Schmutzers auf diese Kunst, welche er dann jetzo mit vielem Beyfall ausübet.

Nachricht von den drey Brüdern und Künstlern, Johann Adam, Joseph, und Andreas Schmutzer.

Alle drey sind in Wien geboren. Ihr Vater, war der Sohn eines Generals, welcher in Kayserlichen Diensten das Seinige verloren: Er befand sich nach dessem frühem Tode, zumal da die Vormünder mit dem, was ihm sein Vater noch hinterlassen, sehr übel umgegangen waren, in so schlechten Umständen, daß er sich, um sein Brod zu gewinnen, auf das Stechen in Stahl und Eisen legen mußte. In dieser Art hat er verschiedene Büchsen, Flinten, auch Schlößerarbeit verfertiget. Er zog seine Söhne zu eben dieser Kunst heran, die sie aber bald verließen, und sich bloß aufs Kupferstechen legten.

Johann Adam konnte seines Fleißes ungeachtet, seinen Brüdern niemals gleich kommen. Seine besten Stücke sind die Bildnisse der drey Kayserinnen, Eleonora, Amalia und Elisabeth. Er starb

starb den 22sten December. 1739. im 59sten Jahre seines Alters.

Joseph und Andreas haben fast immer zusammen gearbeitet, auch ihren Namen neben einander auf ihre Kupferstiche gesetzt; doch so, daß allemal derjenige, welcher den meisten Antheil an der Platte hatte, seinen Namen zuerst schrieb. Also findet man auf etlichen Blättern, Joseph et Andreas, auf andern aber Andreas et Joseph. Alle drey haben keinen andern Meister als ihren Vater gehabt, der doch eben in der Kunst nicht stark war. Sie hatten auch nicht so viel Vermögen, daß sie reisen, und sich in andern Schulen bilden konnten, mußten also, durch ihre Neigung und durch ihren unermüdeten Fleiß sich forthelfen. Joseph war sonderlich im Aetzen geschickt, und wußte seine Platten mit den Grabstichel vortrefflich auszuarbeiten. Andreas suchte dem von Bolswerth und dem van Dalen beyzukommen, wie er denn seinen Grabstichel mit leichter Hand führete. Wir haben von diesen beyden Brüdern, außer sehr vielen andern Kupferstichen, drey große Blätter, die Geschichte des Römers Decius nach den Gemälden des Rubens, in der Lichtensteinischen Gallerie vorstellend, welche mit vielem Fleiße gefertiget sind. Unter den übrigen kann man die Bildnisse Kayser Carl VI. und der Grafen von Fürstenberg, von Gotter, von Wurmbrand und von Stahrenberg, als die besten ansehen.

Joseph ist den 19ten Januar 1740. im 57sten Jahre seines Alters, und Andreas den 13ten März 1740. im 40sten Jahr, beide zu Wien gestorben.

Jacob

Jacob Schmutzer ist des Andreas Sohn, und zu Wien den 5ten April 1733. geboren. Er verlor seinen Vater im achten Jahre seines Alters, der ihm wenig hinterließ. Er ward also zu einem Verwandten gethan, der ein Fleischer war, und ihn zu eben diesem Handwerke heranziehen wollte. Den Anfang seiner Lehrjahre mußte er mit Hütung der eingekauften Hammel machen. Solches geschah auf der Weide bey der Akademie, und weil der junge Schmutzer eine Neigung zum Zeichnen bey sich empfand, so vertrauete er seine Heerde den andern mithütenden Knaben an, und gieng fleißig in die Akademie, wo er nebst den andern Lehrlingen unterrichtet ward. Allein, der Geruch von seinen Kleidern, war so unangenehm, daß man seine Gegenwart nicht länger dulden wollte, bis der bekannte Professor Matthes Donner ihm von dem Fleischerhandwerk rettete, und zu sich nahm. Nachdem er nun hauptsächlich die Baukunst studiret, so ward er drey Jahr lang als Architekt in Ungarn gebraucht, wobey er sich jedoch, so bald er eine Stunde übrig hatte, im Historienmalen übte. Als er seine Arbeit in Ungarn vollendet, mußte er nach Wien zurück kehren, und auch dort mit Besorgung einiger Gebäude sein Brod erwerben; wo er dann bey müßigen Stunden sich aufs Kupferstechen legte. Indessen hatte ihn der Baron von Kettler, ein Liebhaber und Beförderer der Künste kennen lernen; er erhielt von diesem, eine gute Besoldung, und weil ihm sonderlich seine Versuche im Kupferstechen wohlgefielen, brachte er es durch den Fürsten von Kaunitz Rittberg,

berg dahin, daß die Kaiserinn Königinn den jungen Schmutzer nach Paris an Herrn Willen sandte, damit er von ihm in dieser Kunst unterrichtet würde. Die Zeichnenschule, welche dieser berühmte Künstler für seine Landsleute in Paris hält, diente Schmutzern in der Kunst sich festzusetzen, um den Grabstichel mit Verstand zu führen. Nach Verfließung fast von vier Jahren, ward er nach Wien zurückberufen, nnd von der Kayserinn Königinn zum Director der von ihr neu errichteten Akademie ernannt. Mit welcher Würde und Beyfall er derselben vorstehet, ist zur Genüge bekannt.

IV.

Vermischte Nachrichten.

Deutschland.

Nürnberg. Daselbst ist noch im vorigen Jahre eine Handausgabe von des Cicero Büchern, de oratore herausgekommen, welche der Herr Hofrath Harles besorget hat, der sichs zum Verdienste zu machen scheint, brauchbare Ausgaben von guten alten Schriftstellern zu liefern. Wenigstens kann man diese Bücher de oratore nicht leicht einzeln bekommen, da die Ausgabe vom Strebäus fast nicht mehr zu finden, und die vom Pearce immer zu kostbar und selten ist. Den Text selbst hat H.

H. aus der neuesten Ausgabe der Werke des Cicero von Ernesti unverändert abdrucken lassen. Und dieser ist auch, unter allen bisherigen, am meisten bearbeitet. Das schöne Erlangische Manuscript, das Ernesti gebraucht hatte, hat H. H. von neuem verglichen, und manches bemerkt, das Aufmersamkeit verdiente, und doch in der Ernestischen Ausgabe übergangen war. Die Anmerkungen gehen auf die Kritik, wo die Ernestischen zum Theil wörtlich sind beybehalten worden, auf den Sinn der Stellen selbst, welcher oft überaus faßlich paraphrasirt ist, auf die Alterthümer und Geschichte, ohne die man in solchen Büchern, wo die sprechenden Worte auf etwas anspielen, gar nicht fortkommen kann, endlich auf das, was sich im Aristoteles, Quintilian, und in neueren Schriften von den schönen Wissenschaften findet, und entweder zum Verständniß der Sache, oder zur glücklichen Anwendung und Nachahmung dienet. Die Heinzische deutsche Uebersetzung dieser Bücher ist fleißig verglichen, und ungeachtet H. H. nicht allemal damit zufrieden ist, dennoch sehr bescheiden beurtheilet. Wir glauben also, daß wir Lehrern, die keine große Büchersammlung besitzen, Männern, die oft gute Schriften aus dem Alterthume zu lesen wünschen, aber nicht Zeit und Gelegenheit genug haben, alle Hülfsmittel selbst aufzusuchen, und Studierenden, die eine beständige Handleitung bedürfen, diese Ausgabe mit Recht empfehlen können.

Leip=

Leipzig. Der Verfasser des Werks, welches i. J. 1771. unter dem Tittel Idée génerale d'une Collection complette d'Estampes erschienen, hat sich auf Ansuchen seiner Freunde und Liebhaber der schönen Künste entschlossen, sein Künstler-Lexicon, nebst einem Verzeichnisse ihrer verfertigten Werke, der Welt durch den Druck bekannt zu machen. Es sind selbige die Frucht einer vierzigjährigen Arbeit, und man ist überzeugt, daß dieß Unternehmen allen denen angenehm seyn wird, die ihre Kenntnisse hierinnen zu erweitern suchen. Beyde sind in alphabetischer Ordnung abgefaßt, und der erste Band wird den Buchstaben A. das heißt: alle diejenigen Künstler, deren Nahmen sich mit einem A anfangen, nebst dem Verzeichnisse der Arbeiten, die sowohl von ihnen selbst, als auch nach ihren Stücken gemacht worden, enthalten. Man wird folglich auch die Werke des Marcus Antonius, und Augustins von Venedig in diesem Bande finden, weil diese Meister mehr unter diesen, als unter den Nahmen von Raimondi und de Musis bekannt sind.

Der Verfasser versteht unter dem Worte Künstler alle diejenigen, welche in Kupfer gestochen haben, oder nach deren Arbeiten man Kupferstiche gemacht hat, also Maler, Bildhauer, Baumeister, Holzschneider, Kupferstecher, und Liebhaber; mit einem Worte alle, von denen man dergleichen Stücke aufzuweisen hat.

Dieß Werk soll in groß Octav, auf gut Papier, auf die Art wie die Idée générale gedruckt werden, wovon es eigentlich die Fortsetzung ist. Das Titelkupfer wird Herr Berger in Berlin, nach der Zeichnung des Herrn Chodowiecki stechen.

Um den Liebhabern die Anschaffung dieses Werks zu erleichtern, hat man den Weg der Pränumeration gewählt, und den Preis des ersten Bandes auf 2 Rthlr. gesetzt, wovon die Hälfte bey Einzeichnung der Nahmen, gegen einen Schein von uns, oder von den Herrn Commissionairen, entrichtet wird. Wer seine Exemplarien lieber zugeschickt haben will, zahlt für Transportkosten 6 Groschen mehr für jedes Exemplar. Der erste Band ward in der Michaelis-Messe 1777, gegen Abgebung des Scheines, und Entrichtung des auf selbigen bestimmten Nachschusses, ausgegeben.

Die Herrn Commissionairs, welche auf 12 Exemplarien pränumeriren, erhalten das 13te für ihre Bemühung, und wir ersuchen nicht nur sämmtliche Herren Buchhändler, und Addresſ- und Zeitungs-Comtoirs, sondern auch jeden Liebhaber und Freund der bildenden Künste, diese Mühe über sich zu nehmen.

Uebrigens können sämmtliche Liebhaber versichert seyn, daß nicht nur alles oben angezeigte rich-

richtig erfüllt, sondern auch die Fortsetzung des Werks keinesweges unterbrochen werden solle.

Bernhard Christoph Breitkopf und Sohn.

Ebend. Der Nutzen, den die Erfindung alle Arten Zeichnungen durch Kupferstiche und Holzschnitte zu vervielfältigen, geschafft hat, ist einleuchtend. Jackson, Pond, Knapton, Gautier, Cochin, N. und V. Lesueur, Caylus, Rugendas, François, Demarteau, Bonnet, Ploos von Amstel, Cortryck, Van Noorden, Saint, Bylaert, le Prince, St. Non, Bartolozzi, Schweickart, Krüger, Lorenz, Ryland, Sandby, Pye, Prestel und mehrere haben sich, nach den Beyspielen eines Bloemaert, Parmeggiano, Hub. Goltz, Dürer, L. van Leyden, Burgmaier, Beccafumi, Peruzzi, da Carpi, oder vielleicht älterer deutschen Meister hervorgethan.

Keiner hatte nöthig des andern Schüler zu seyn: keiner brauchte aber auch den andern die Ehre der Erfindung streitig zu machen. Jeder konnte, weil er mit dem Mechanismus seiner Kunst genau genug bekannt war, von eigener Erfindungsfähigkeit Gebrauch machen, wenn er beym Anblicke eines gelungenen Werkes, von der Art, zum Nachdenken gereitzt ward.

Die von Kunstliebhabern erfundene schwarze Kunst trat kaum ans Licht: so drangen Sherwin

oder Wren in die Geheimnisse des Van Sichem oder Prinz Rupert, der beym Anblicke der ersten genauen Nachahmung irrig vermuthete, daß man ihm seine Werkzeuge entwendet, nicht sich eines davon unterschiedenen bedient habe. So hat vermuthlich auch Finiguerra, beym Anblicke unserer ersten Kupferblätter, der Erfindung nachgedacht, und ohne von einem seiner Vorgänger mündlich oder schriftlich unterrichtet zu werden, das Geheimniß ergründet. Die Holzschneiderkunst mag wohl die Kupferstecherkunst veranlaßt haben, und der spätern Erfindung, aller in Holz oder Kupfer, auch mit beiden zugleich nachzuahmenden Zeichnungsmanieren, war dann, zu Anwendung neuentdeckter Geheimnisse für mehrere Zeichnungsgattungen, ein freyes Feld gelassen.

Ob es gleich angenehm ist, die mannichfaltigen Behandlungsarten zu wissen: so ist doch die Bekanntschaft mit den Mitteln, die jeder zur Erlangung seiner Absichten gebraucht und mit der Verschiedenheit der Werkzeuge, die er nach seiner Bequemlichkeit zum Theil selbst erfindet, für den wahren Kenner oft eine sehr unbedeutende Bekanntschaft; denn er ist nur geneigt die Nachbildung zu schätzen, wenn er darinne den Geist des Autors und dessen Größen in der gelungenen Nachahmung seines Ausdrucks wieder findet. Darnach prüfe man nur jene Meister, wenn man sehen will, wie verdienstvoll und nachahmungswürdig sie sind.

Daß auch die Lehrer und Scholaren unserer Akademien längst das Studium dieser Kunst für eine

eine ihrer vornehmsten Pflichten angesehen haben, davon haben wir genugsame Proben vor uns. Außer Herr Bausens befreytem Paulus, nach Bloemaert, seinen alten Wendler, nach Oeser, und den Arbeiten des Herrn Boetius, davon wir nur die Maccabeer, nach Picart, Cimon und Pero, nach G. Segers, die Wasserfahrt nach P. Brill und die Portraitte der Herrn Mengs und Hutin erwähnen wollen, sehen wir noch verschiedene glückliche Beweise von Herr Holzmanns, Steins, Felbers, Sahlers, Ganzens, Dauthens, Lud. Oesers, Wiesens und Gottlobs Eifer um diese Kunst. Erstere haben mehr als eines Meisters Manier nachgeahmet, der jüngere Herr Oeser aber seine eigene Pinselzeichnung eines ländlichen Vorhauses nach einem Gemälde von Kalf, Herr Dauthe Ruinen nach Breenberg, die Herren Wiese und Gottlob nach Wille und Trautmann gebeitzt.

Viele von diesen und andern dergleichen Blättern, die wir meistens zur Zeit ihrer Fertigung angezeigt haben, sind als bloße Versuche, die die Künstler zu eigener Prüfung anstellten, nur ihren Freunden zu Gesichte gekommen. Noch mangelte aber die bessere Verfassung der französischen Kupferdruckerey und manches Bedürfniß bey Zubereitung der Farben und Platten zu sehr, als daß der Fortgang auf der betretenen Bahn mit schnellen Schritten hätte geschehen können.

Die vortreffliche Erfindung Pinselzeichnungen in Kupfer nachzuahmen, hat unstreitig Mr.

Le Prince besser, als seine Vorgänger genutzt, und zu einem noch unerreichtem Grade der Vollkommenheit gebracht. Diese Manier in aqua tinta, wie sie der mit ihm rivalirende Sandby nennt, hat aber nicht sowohl ihren besondern Werth dadurch, daß sie eine dergleichen Zeichnung bis zur Täuschung nachahmt, sondern daß jeder Artist, der auf die Art seine Erfindung, wie Le Prince, sogleich aufs Kupfer bringen will, sein Werk in Original vervielfältigen kann. Wer wollte nicht dergleichen Kupferblättern einen großen Vorzug vor den besten Stichen nach Werken des höhern Rangs zusprechen!

Unser Bause hat uns zehen von den vorm Jahre angekündigten zwölf in Kupfer gebrachten Pinselzeichnungen geliefert; wobey er sagt: daß er zu Vollendung der übrigen zwey, bis zu Michael seiner Freunde Nachsicht bedarf. Er zeigt uns nun, wie glücklich er zum Geheimnisse hindurch gedrungen ist, das Mr. Le Prince zum Verkaufe ausbot und einen Preis darauf setzte, der für einen forschenden Kopf zu hoch war. Welchen ältern Quellen Herr Bause eigentlich nachgegangen ist, wird für diejenigen am schwersten zu erkennen seyn, die aus seinen gestochenen Blättern, an ihm einen Nachahmer des verdienten Strange nicht zu verkennen glauben. Die Verschiedenheit der Meinungen beeinträchtiget den Ruhm des Meisters nicht; aber für die unsrige können wir doch wohl keinen bessern Bürgen haben, als seine eigene Erklärung!

Wir haben zu verstehen gegeben, mit welchem Maaße wir diese seine neuen Blätter messen, und

wir

wir zeigen sie bloß an, weil sie keiner weitern Empfehlung bedürfen. Nur denen zu Gefallen, welchen sie später als den Pränumeranten zu Gesicht kommen möchten, sagen wir ein paar Worte davon; und für die, welche sie gelegentlich mit den Originalen zu vergleichen wünschen, setzen wir die unangemerkt gebliebenen Namen der Besitzer hinzu.

Die ersten fünfe sind nach Dietrich. Das erste, sechs ein halben Zoll hoch, fünf Zoll breit, ist das Kleinste, und das vierte, dreyzehn ein halben Zoll hoch, funfzehn ein halben breit, das Größte unter allen.

Ein Kopf in Rembrand's Geschmacke, der einen Knebelbart hat und über der Stirnbinde mit einem breiten Barette bedeckt ist, macht den Anfang.

Ihm folgt das Studium zweyer über einander hingeworfenen Köpfe eines bärtigen Greises und eines Knabens.

Das Dritte ist ein schwarzer Kreidenaufriß zu dem durch Willens Stich bekannt gewordenen Musiciens ambulans.

Alle drey nach Originalen aus Herr Winklers Sammlung.

Das vierte ist Petri Reue: eine Composition von zwölf Figuren. Der Apostel kömmt über eine Stufe herab von der am Feuer hinter sich gelassenen Versammlung weinend und mit gefaltenen Händen herzugetreten. Er hat durch die Heftigkeit, mit der er läugnete, die Aufmerksamkeit der Schaar rege gemacht, und sie wird noch, durch die, die wider ihn zeugten, in Bewegung erhalten.

Herr Bause selbst ist der Besitzer der Zeichnung.

Das fünfte Blatt zeigt, wie Dietrich, der so viele Meister glücklich nachahmte, auch versuchte sich dem Geiste des Lairesse nachzuschwingen. Weil er stärker im Pinsel und andern Theilen der Malerey als in der Dichtkunst war, läßt er uns seine Gedanken mehr errathen als mit Sicherheit erklären. Eine weibliche Figur, — Wir halten sie für die Kunst — sitzt an einer Ara, worauf bey einer stehenden Buste eine kleinere liegt. Dahinter erhebt sich, in einiger Entfernung, eine mit Hieroglyphen bezeichnete ägyptische Pyramide. Die Studirende scheint, indem sie das Antike und die Natur, deren kleine Bildsäule sie in der Hand hält, verglich, vom Apollo, der von Minerven begleitet, mit der Fackel in der Hand zu ihr tritt, überrascht und erleuchtet zu werden.

Diese studirende Kunst ist eine Zeichnung aus der Sammlung des Herrn von Kregel.

Das erste der vier folgenden Blätter, nach Oeser, ist Isaac und Esau. Der Patriarch redet mit seinem Sohne. Er sitzt auf seinem Bette, und der Hintergangene ist eben mit dem erlegten Wildprete herzugetreten. Der Greis macht mit der flachen Hand eine schüchterne Bewegung, die die Blödigkeit seines Gesichts verräth; und Rebecca erwartet, mit auf den Mund gelegtem Finger, an der Thüre, die Folgen ihrer gelungenen List.

Das zweyte ist der Samariter. Er ist eben im Begriffe die Barmherzigkeit zu vollenden, und

den

den armen Verwundeten auf sein Thier zu heben. Er hat sich hinter den Ermatteten aufs Kniee gestützt, ihn unter den Armen gefaßt und sammlet, selbst hülflos, im Aufstehen, alle seine Kräfte ihn weiter aufzurichten. Der vorüber gegangene Priester hat sich umgewandt und erwartet den nachkommenden Leviten, der mit der Hand ein bedeutendes Zeichen seiner Gesinnung giebt.

Das dritte ist Noa und seine Söhne. Er liegt berauscht unter einem Baume. Hinter ihm am Stamme hat sich der Spötter auf Knie und Arme hingeworfen, verräth, mit grinzendem Gesichte, sein unreines Herz, da seine Brüder mit abgewandtem Antlitze herzutreten, und ein von beider Schultern herabfallendes Gewand über den schlummernden Vater ausbreiten wollen.

Das vierte ist Abrahams Brandopfer. Der an Isaacs statt geschlachtete Widder brennt. Der Vater kniet vor dem Altare. Sein Arm umfaßt den wiedergeschenkten Sohn, der mit aufgehobenen zusammengedrückten Händen an der väterlichen Brust bethet. Beider Augen sind gen Himmel gerichtet: man liest darinne das ganze Gefühl der Dankbarkeit und glaubt von ihrem Munde feurige Seufzer aus vollen Herzen aufsteigen zu hören.

Die ersten beiden Originale sind noch in der Hand ihres Erfinders, die andern beiden in der Sammlung des Herrn Winkler.

Das letzte Blatt, Damon und Musidora, in einer Landschaft, von Johann Sebastian Bach, ist unter den beliebten Werken dieses besten Scholaren

ren unsers Oesers das erste, das durch den Kupferstich bekannter wird. Sein Vater, Carl Philipp Emanuel, der mit drey Brüdern und Ruhmsgenossen unser Eingeborner ist, zeugte ihn während seines Aufenthaltes zu Berlin, und sandte ihn von Hamburg aus, wo er noch lebet, seiner Va-Vaterstadt Leipzig wieder. Unser junger Artist will den Ruhm des Namens, den schon sein Großvater, Johann Sebastian, hier gründete, aus dem Gebiethe der Musik auch über das Reich der bildenden Künste ausbreiten. Er wohnte drey Jahr lang bey Oesern, genoß seinen Unterricht und die Rechte seiner Kinder. Des Lehrers kleiner Landsitz bey Leipzig ward der erste Sammelplatz landschaftlicher Studien für den jungen Nachahmer der Natur. Darauf studirte er Jahr und Tag die Gemälde- und Antikengallerien in Dresden. Nun ist er in Rom, und wird den Schätzen nachgehen, die man, ohne seine erlangten Geisteskräfte, dort und überall vergebens aufsucht. Da er auf der betretenen Bahn fortgeht, auf welcher er sich noch durch kein schmeichelndes Lob, durch keine schale Kritik hat irre machen lassen: so hoffen wir in der Folge auch an ihm bewiesen zu sehen, wie die geübte Hand eines kunstfähigen Kopfes, bey Darstellung der Geschöpfe seines Geistes, sich nicht nur auf den Gebrauch des Pinsels einschränkt. Es sind viel vortreffliche Zeichnungen, und unter andern auch eine sehr schöne Kopie nach Oesers berühmtem Theatervorhange von ihm in unsern Händen geblieben. Er zeigt sich nicht allein als Landschafter auf der nächsten Stufe zur Ge-

schichts-

schichtsmalerey, sondern ist auch nicht weniger glücklich, wenn er mit Compositionen und Allegorien versucht, ob er sich zum Dichter in seiner Kunst empor schwingen könne. Sein Charakter erwirbt ihm Freunde, wie seine Verdienste Verehrer, und alle lernen ihn schätzen, je mehr sie an ihm Lehrbegierde, Bescheidenheit und die wärmste Verehrung gegen seinen Lehrer entdecken. Es sind ihm noch zween ältere sehr verdiente Scholaren unserer Akademie, Herr Mechau von hier und Herr Füger von Heilbrunn, nach Italien vorausgegangen. Ersterer ist bereits unter die Pensionisten des Churfürsten versetzt, der andere wird vom Wiener Hofe besoldet.

Das Original der Landschaft, womit uns Herr Bause ein so gemeinnütziges Geschenk macht, gehört dem Herren De Yverdün. Wir wollen den Liebhaber nicht näher mit ihr bekannt machen: er suche sie selbst auf, und fühle, wenn er sie findet, was Damon fühlte als er Musidoren fand.

Herr Geyser hat Netschers Kinder, ein schätzbares Gemälde aus dem Richterischen Kabinette, gestochen. Seitdem er sich durch seine Hagar, nach Sal. de Bray, besonders aber sein Johannesfest, nach Knupfer, zur Vervielfältigung solcher Werke, die bestimmt sind in der Nähe betrachtet zu werden, rühmlichst anbot: nöthigte er uns den Wunsch ab, seine feine Nadel ganz der Nachahmung jenes verständigen Fleißes widmen zu können, der Netschers Namen auf die Nachwelt bringt, ihn von seinen Zeitgenossen Fr. und Willh. Mieris, Gab.

Me-

Metzu, Eglon v. d. Meer und Ochterfelt auszeichnet und selbst über seinen Lehrer, Terbourgh, erhebt. Mußten wir aber nicht unsern Wunsch einschränken, wenn wir nicht die Verminderung seines Eifers für eine andre edle Beschäfftigung veranlassen wollten! Wir meinen die Verzierung der Ausgaben unserer besten Schriftsteller, um die er sich besonders verdient gemacht und nur noch an der neuen Auflage des Weißischen Theaters, nach Bachs Zeichnungen, mit Beyfall erwiesen hat.

Ein junger Kupferstecher Roßmeßler allhier hat ein großes Blatt Promenade de Leipzig, la place de la Barfuspforte jusqu'à la petite porte de St. Thomas herausgegeben. Wenn wir auch weder mit der Zeichnung, noch der Perspektiv dieser Vorstellung zufrieden seyn können, so zeigt doch der junge Künstler in den Karrikaturen der vielen Figuren so viel Laune, daß wir ihn ernstlich ermuntern, auf der Laufbahn fortzugehen, und durch ein fleißiges akademisches Studium das nachzuholen, was ihm zur Vervollkommung fehlet.

Berlin. Herr Rode, der immer reich und neu in Ideen, geistvoll und mannichfaltig in ihrer Ausführung ist, einer unserer größten deutschen Artisten, der, wie Chodowiecky und Meil, ohne höhere Unterstützung, auf der Höhe des Ruhms zu der er sich aufgeschwungen, fest steht, hat uns vergangene Messe drey neue Blätter, in der Größe seines Pfingstfestes, gegeben.

Eins ist Simeis Reue, die er hingebeugt zu Davids Füßen, an der kleinen Brücke, auf welcher er

er über den Jordan tritt, ausschüttet. Seine Begnadigung ist leicht und edel dadurch erklärt, daß der König den ihm vom Abisai mit dem Speere gedrohten Stoß liebreich abwendet.

Das andere ist der Augenblick, in dem Joseph, nach vollendeter Rede des Juda, vom Sitze aufsteht, die wache Stimme der Natur und seine Thränen nicht länger zurückzuhalten vermag, und sich seinen Brüdern, ohne andere Zeugen entdecken will. Dieses Blatt kann dem folgenden Augenblicke dieser Scene, den Lairesse so schön komponirt hat, als ein würdiger Gesellschafter zur Seite gelegt werden.

Das dritte Blatt ist Pauli Predigt zu Athen. Hierinne hat er sich einen der beiden besten von den berühmten sieben Cartons des Raphael zum Muster gewählt, und sich darüber, nach seinem Sinne, anders ausgedrückt, ohne dem Zeit- und Gesichtspunkte ungetreu zu werden. Welche ruhmvolle Bescheidenheit! Nur ein selbst denkender Künstler, wie Rode, darf es wagen einen Gegenstand aufs neue zu behandeln, den ein Raphael schon so tief durchgedacht und mit so vieler Weisheit behandelt hat.

Herr Chodowiecky hat vor kurzem zwey Portraite radirt. Eins ist Herr Doctor Brückmann, Leibmedicus des Herzogs von Braunschweig; das andere Herr Weitsch, der aus eigenem Antrieb, ohne Unterweisung, Landschafter und Thiermaler worden ist. Vom Verdienste der Aehnlichkeit des Letztern schlüßen wir auf den Erstern, den wir nicht,

wie

wie diesen, von Angesichte kennen. Beide sind in Profil, von einem uns noch unbekannt gebliebenen Herrn Eich, gemalt. Der erfindungsreiche Chodowiecky gab ihnen Medaillenform und Ornamente, welche Beziehung auf sie haben.

Presburg. Herr Akademiedirector Oeser zu Leipzig, ein Eingeborner der evangelisch deutschen Gemeine zu Preßburg, hat ihrem neuen Bethause, das sie am ersten Advente vergangnen Jahres einweihte, die schönste Zierde gegeben. Er verehrte ihr, aus innigst patriotischer Gesinnung, in einem vortrefflichen Gemälde, zum Altarblatte, Christum mit den zu Emmaus eingekehrten Wandrern, und errichtet sich, durch dieses selbst erfundene und dargestellte Geschenk, in seiner Vaterstadt ein unvergeßliches Denkmal.

Das Gemälde, auf Leinwand, ist oben gerundet: 7 Fuß 4 Zoll hoch, 4 Fuß 5 Zoll breit.

Christus sitzt zur Linken, seinen Gesellschaftern gegen über. Der kleine Tisch nützt dem Helden des Gemäldes, bey Entgegenstellung der untergeordneten Figuren, und erhält die Einheit der Gruppe. Der Lehrer redet, und die Stellung der Zuhörer zeigt, daß seine heiligen Worte ihre Seele durchdringen. Der Evangelist erwähnet nichts vom Innhalte ihres Gespräches bey der Mahlzeit und ließ den Maler Freyheit zu dichten. Der ernste Blick von dem im Profil gerichteten Antlitze des Erstandenen und die Bewegung seiner Rechten, die er gegen sie aufhebt, indem er mit der andern das ergriffene aber noch unaufgenommene Brod näher

an

an sich bringen will, zeigt deutlich, daß er das am Wege gepflogene Gespräch fortsetzt und den gegebenen Verweis wiederholt. Der zur Rechten sitzende hat die Augen zu seinen auf die Brust über einander gedrückten Händen niedergeschlagen. Er ist ganz in sich gekehrt: sein gefühlvolles Herz brennt noch, wie auf dem Wege, in ihm. Der andere erhebt sich jenseit des Tisches neben ihm, von seiner Stelle, wirft einen muthvollern Blick auf Christum und äußert, mit zu sich gewendeter Linken und etwas vorgestreckter Rechten, in einer zur Seite weichenden Stellung, die Ahndung der herannahenden Entdeckung.

Wir wollen uns bey Zeichnung, Wahrheit, und der geschmackvollen Leichtigkeit des Ausdrucks eines den Kennern zu sehr bekannten Pinsels nicht aufhalten, sondern nur von des Gemäldes eigenthümlicher Seltsamkeit, welche nie durch die Kupferstecherkunst nachgeahmt werden kann, eine Idee zu geben versuchen; wir meynen das, was wir der Zauberey des Colorits zu verdanken haben.

Fast alle große Maler haben dieser Scene Tageslicht gegeben. Dichter und Maler sind Herrn der Zeiten und Stunden. Rembrand malte sie, und machte Abend. Er hat sie aber auch, wie Rubens, Dürer, P. Veronese, M. A. da Caravagio und Tizian, bey Tage vorgestellt. Fast sollte man glauben, daß keiner die Schwierigkeiten, welche die Nachahmung einer in der Natur so selten bemerkt werdenden Beleuchtung, als die beschriebene Begebenheit veranlaßt, habe zu überwinden

versuchen wollen. Hier sehen wir, daß es Abend werden will und der Tag sich geneigt hat. Wir sehen in dem geöffneten Zimmer, neben der Aussicht ins Freye, von oben, eine aufgehangene Pfanne mit vier röthlichen Flammen, bey gemäßigten, aber noch wirksamen Tageslichte leuchten. Hieraus entsteht ein unentschiedener Kampf zwey verschiedener Lichter, wobey nicht sowohl die schwankende Kraft des Tages noch im Uebergewichte zu schweben scheint; als daß sich beide, nur noch für wenige Augenblicke, in eine bleiche Helligkeit aufgelöset haben. Das Tageslicht läßt in allen von der Leuchte entferntesten Parthien noch viele Lokalfarben hervorblicken, die, ohne dieses, durch die von der brennenden Gluth kräftiger erzeugten Schatten verschlungen worden wären. Man hat sich durch angestellte Vergleiche überzeugt, daß die stille Heiterkeit dieses Gemäldes neben andern, denen das glänzendste Licht eigen ist, mit anziehender Kraft wirksam bleibt.

Der Herzog Albert ließ dieses Gemälde zu sich aufs Schloß bringen, und betrachtete es, nach dem Genuße des ersten lebhaften Eindrucks, mit anhaltendem Vergnügen. Er bewunderte selbst und unterhielt die Aufmersamkeit der Anwesenden durch lehrreiche Bemerkungen. Kann der Beyfall der Großen dann nur ein ein ehrendes Lob für den Künstler seyn, wenn es vom Munde eines Fürsten, der, wie dieser Held aus der Familie, die allen deutschen Fürsten als Beschützer der Kün-

ste

sie voran gieng, gegeben wird: so ist sein Ausspruch, da er nicht nur Kenner ist, sondern Sich auch selbst in den bildenden Künsten rühmlichst übet, gewiß für den würdigen Oeser sehr schmeichelhaft.

Augspurg. Kennern und Freunden der schönen Künste und Alterthümer muß es zum Vergnügen gereichen, daß sich Herr Kilian entschlossen, die Kupfertafeln der Antichità d'Ercolano e Contorni esposte, nacheinander in der Größe der Originalkupferplatten, und mit den nämlichen Umrissen in Kupfer zu bringen. Es wird alle drey bis vier Monate die Hälfte jeden Bandes von fünfundzwanzig bis dreyßig Kupfertafeln, auf gut weiß Papier abgedruckt, mit fortlaufendem Text herauskommen. Dieser wird in möglichster Kürze und Deutlichkeit theils aus dem italiänischen Original, theils aus eignen Bemerkungen vom Herrn von Murr in Nürnberg abgefasset, unter dem Titel:

Abbildungen der Gemälde und Alterthümer in dem königl. Neapolitanischen Museo zu Portici, welche seit 1738 sowohl in der im Jahre C. 79. verschütteten Stadt Herkulanum, als auch in Pompeji, und in den umliegenden Gegenden an das Licht gebracht worden. Nebst ihrer Erklärung, von Christoph Gottlieb von Murr. Nach den Original-Kupferstichen in richtigen Umrissen geätzet, und herausgegeben von Georg Christoph Kilian, Kunstverleger in Augspurg. Mit Kayserl. Francisc. akademi-

 schem

schem Privilegium. Gemälde. Erster Theil, funfzig Kupfertafeln, in Folio.

Die erste Hälfte des ersten Bandes, nämlich fünfundzwanzig Kupfertafeln, ist mit dazu gehörigem Text fertig, und wird gegen Empfang dreyer Gulden ausgeliefert. Es wird aber jedesmal zugleich ein Gulden auf die folgende Suite voraus bezahlt, sowohl wegen vieler Kosten bey diesem Werke, als auch in der Auflage sich darnach zu richten. Man kann sie in den vornehmsten Kunst- und Buchhandlungen Deutschlandes, vornämlich in Nürnberg in der Monathischen, und in Leipzig in der Dyckischen Buchhandlung, insonderheit aber bey dem Verleger selbst zu allen Zeiten haben.

Titel und Vorrede werden mit der zweyten Hälfte des ersten Bandes geliefert, und so allemal bey jedem der folgenden. Jeder Band kostet in Italien zwölf Ducaten, der jetzt für sechs Gulden zu haben ist. Es wird auch nächstens ein italiänischer Text folgen.

Von Haids Portraiten von Gelehrten, ist zu den p. 142. des XVIII. B. der n. B. der sch. W. 2c. angeführten weiter gekommen.

Fried. Heinr. Wilh. Martini, Joh. Casp. Hirzel, Joh. Aug. Ernesti, Joh. Bern. Baßedow, Gottl. Wilh. Rabener, Felix Nyscheler, Joh. Rudolph Ulrich, Joh. Stephan Pütter, Ludw. Pfyffer von Weiher.

nächs

nächstens kommen dazu Seiler, Schröder in Erlangen, Harles.

Von dem Ridingerischen Thierwerke ist jetzt der erste Theil, meistens von hufigten Thieren, vollständig und besteht aus 64 Platten, nebst einer Erläuterung.

Kopenhagen. Von dem berühmten Johann Martin Preißler haben wir wieder drey neue Portraite erhalten: 1) Friedrich Erbprinzen von Dännemark nach einem Gemälde von C. Hoyer. 2) Fr. Gabr. Resewitz, Abts des Klosters Bergen nach einer Zeichnung von Preißler selbst und 3) Joachim von Wässerschlebe nach einer Büste von Jacques François Joseph Saby, zu Kopenhagen 1754 verfertiget. Man kennt schon die Meisterhand dieses großen Künstlers zu gut, als daß wir zu seinem Lobe etwas hinzuzufügen brauchen.

England.

Neue Kupferstiche.

London. Von neuen hiesigen Kupferstichen, die uns zugekommen sind, finden wir folgende einer Anzeige würdig.

Das Bildniß einer Sultanin, ein Bruststück in Oval, nach einer Zeichnung des Cipriani, von Bartolozzi in Röthelart, die Platte etwa 13 Zoll Höhe, zu eilf Zoll Breite. Ein sehr angenehmes Stück, wie man es von beiden Meistern erwarten kann, kostet 5 Schillinge.

The Virgin Mary, Infant Jesus, and Elizabeth, nach einem Gemälde des Guido Reni im Besitze des Matheus Duane, von Robert Menageot in Röthelart gegraben. Die sitzende Mutter hat das Kind auf dem Schooße, welches eben eingeschlafen zu seyn scheinet, und von ihr liebreich betrachtet wird, so daß sie ihre Lektüre aus einem in der andern Hand haltenden Buche darüber unterbrochen hat. Elisabeth steht hinter ihr, das Haupt auf einen Arm gestützet. Die unbeschreibliche Grazie des Malers ist auch hier wohl ausgedrückt. Die Maße ist im Ovale zu 11 Zoll Höhe und 12 Zoll Breite, und der Preis 5 Schillinge.

Die bekannte Madonna della Pesce vom Raphael im Escurial, welche Bartolozzi zu der Spanischen Reise des Twiß gestochen, und dieser umständlich beschrieben hat, wird auch besonders für 5 Schillinge verkauft. Die Platte ist etwa 9 Zoll in der Höhe zu 7 Zoll Breite, und verdient allerdings einen Platz in dem Werke des großen Meisters.

The Dishabille und The Dutch Cook-Maid, zwey Blätter nach Metzu, von J. Watson in schwarzer Kunst. Wohl ausgedruckt, in der Höhe 12 Zoll und in der Breite 8 ein halben Zoll. Kosten das Stück 4 Schillinge.

Die Geburth des Heilandes, und derselbe am Kreutz zwischen den Schächern. Zwey sehr wohlgerathene Nachstiche von R. Laurie in schwarzer Kunst nach bekannten Stücken von Rubens. Erstes zu 16 ein halben Zoll Höhe und 13 Zoll Breite;

te: letzters 22 ein halben Zoll zu beinahe 16 Zoll. Jedes kostet im Probedruck eine halbe Guinee.

Ein Seestück, Schiffe im Hafen, nach einem Gemälde des Vande Velde, im Besitze Herrn James Connel, von Picot sehr gut gestochen. Kostet 3 ein halben Schillinge, und hält in seinem Oval 11 ein halben Zoll in der Höhe zu 14 Zoll Breite.

Ein junger Jesus, halb aus stehend, auf einen Tisch gelehnet, in den Händen eine Schriftrolle haltend, nach Le Brun von Bartolozzi in der Röthelart. Ein allerliebstes ovales Stück, zu etwa 6 Zoll Höhe und 5 ein halben Zoll Breite, kostet 6 Schillinge.

The Sepherdefs of the Alps, la Bergere des Alpes, und Laurette, zwey Stücke nach Louterburg, wovon W. Byrne und S. Middiman die Landschaften. und Bartolozzi die Figuren gestochen haben. Die Gegenstände sind aus Marmontels Erzählungen in der rührendsten Vorstellung, besonders im letztern Stücke, welches den Auftritt enthält, da der Graf Luzy seine, nach ihren Vater Bazile zurückgekehrte Laurette im Weinberge wiederfindet, und auf den Knien die Vergebung des Geschehenen vom Vater auswirket. Daß Bartolozzi den Figuren allen möglichen Reitz und Ausdruck gegeben habe, wird man wohl nicht bezweifeln; aber auch die Landschaften stimmen damit überein, und machen den Meistern Ehre. Sie sind in der Ründe, zu etwa 14 Zoll Höhe und 13 Zoll Breite, und kosten beide eine halbe Guinee.

Faith und Hope, Glaube und Hofnung, zwo weibliche Brustbilder, welche diese Tugenden in zwei Blättern vorstellen. Die Gemälde von Angelika Kauffmann, und der Stich von W. Wynne Ryland in Röthelart. Der richtigste, erhabenste Ausdruck, mit aller, dieser Kupfermanier eigenen Zärtlichkeit dargestellet. Erstere hält in der einen Hand den Kelch, und hat die andre auf die Brust gelegt. Die Unterschrift ist aus dem Pope:

For Modes of Faith let graceless Zealots fight;
His can't be wrong whose life is in the right.

Die andere ist, wie gewöhnlich, auf einen Anker gestützet, und hat ihr ruhiges Haupt nach den übergeschlagenen Händen geneigt, mit folgender gleichfalls aus dem Pope entlehnter Unterschrift:

Hope springs eternal in the human Breast:
Man never is, but always to be blest,
The Soul, uneasy and confin'd from home,
Rests and espatiates in a life to come.

Sie sind beide in der Ründe und von einer Größe, das Bild an sich zu 6 ein halben Zoll im Durchschnitte, und der Preis von jedem ist nur 3 und ein halber Schillinge.

A Lady in a Turkish Dress, auch von A. Kauffmann und Wynne Ryland in der Röthelart, vielleicht ein Portrait und Nebenstück vor dem letzthin angezeigten Bildnisse der Herzoginn von Richmond. Sie sitzet im Grünen nahe bey einem Baume, auf einem ländlichen Kanapee von geflochtenen Aesten,

Aesten, und zeigt in ihrem zur Seite gerichteten Haupte das schönste Profil. Es kostet dieses angenehme Blatt 5 Schilling, und ist in ovaler Form von 13 ein halben Zoll Höhe zu 10 ein halben Breite.

Noch zwey Stücke, die zusammen gehören, von eben diesen beiden Meistern, in der Röthelart, wovon die Gemälde in der Sammlung des Herzogs von Northumberland sind. Das eine zeigt das Bild des Gottes Pan, und zu beiden Seiten zwo allerliebste Bachantinnen, die es bekränzen, mit der Unterschrift: Olim truncus eram ficulnus, inutile lignum. In dem andern liegt der Liebesgott schlafend, welchen zwo schalkhafte Nymphen beschauen, und wovon die eine ihm mit einem Rohr ins Ohr kitzelt. Die Unterschrift ist: Dormio innocuus: vix impune expergefeceris. Man kann in dieser Art nichts Angenehmers sehen. Sie sind in der Ründe, von etwas über 11 Zoll Durchschnitt, und kosten zusammen eine Guinee.

Mr. Garrick and Mrs. Pritchard in the Tragedy of Macbeth, Act. 2. Sc. 3. Es ist die Scene, da Macbeth so eben den König Duncan ermordet hat und mit blutigen Händen und den beiden Dolchen zu seiner Frauen kommt, welche ihm diese wegnimt, um sie bey dem schlafenden Kammerherrn des Königs niederzulegen, damit der Verdacht des Mords auf selbigen falle. Zoffany hat sie gemalet und Green in schwarzer Kunst meisterlich gegraben. Die Maße ist 16 Zoll 9 L. in der

Höhe zu 20 Zoll 3 L. Breite, und der Preis 12 Schillinge.

Emma, or the Child of Sorrow, und the Young mendicant, sind zwey weibliche Brustbilder von Josias Boydell gemalet, und von V. Green in schwarze Kunst gebracht, halten 9 Zoll 6 L. in der Höhe zu 7 Zoll 3 L. Breite, und kosten zusammen 6 Schillinge.

Lord Apsley and his Brother, des jetzigen Großkanzlers junge Söhne, von Dance gemalt, und von Tho. Watson in schwarzer Kunst gegraben. Sie stehen beide Hand in Hand unter einem hohen Baume, in gewöhnlicher Kleidung. Die Höhe des Blatts ist 18 ein halber und die Breite 13 Zoll; kostet 7 Schillinge.

Abelard, ein Brustbild und das Nebenstück zu der im 18ten Bande von uns angezeigten Heloise, auch von Gardner gemalet und von Tho. Watson in schwarzer Kunst gegraben. Er sitzt am Tische, darauf ein Buch und ein Brief von seiner Heloise liegt, der seinen Kummer dergestalt aufweckt, daß er mit der einen Hand in seine Haare fährt. Die Maaße und der Preis sind einerley mit jenem Nebenstücke.

Sir George Nares, one of the Justices of the Court of Common Pleas, sitzend in seinem Amtsornat. Ein schönes Bildniß in schwarzer Kunst nach N. Hone von W. Dikinson, kostet 7 Schillige 6 Pence, und hält 18 ein halben Zoll Höhe zu 13 Breite.

Sixtus Pompejus befragt die Zauberinn Erichtho wegen des Ausgangs der Pharsalischen Schlacht;

Schlacht; nach einem Gemälde des J. Mortimers von R. Dunkarton in schwarzer Kunst, wie Lukan im sechsten Buche die Geschichte erzählet, im stärksten Ausdruck der schauervollen Umstände. Erichtho sitzt in ihrer Höle.

— — — quam pallida pronis
Vrguet sylua comis, et nullo vertice coelum
Suspiciens, Phoebo non peruia taxus opacat.
Marcentes intus tenebrae, pallensque sub antris
Longa nocte situs, nunquam nisi carmine factum
Lumen habet. — — —
Discolor et vario furialis cultus amictu
Induitur, vultusque aperitur crine remoto,
Et coma vipereis substringitur horrida sertis.

Der von ihr herbeygeschleppte Leichnam eines eben gebliebenen Pompejanischen Soldaten liegt zu ihren Füßen, und die durch ihre Zauberkraft von den Schwellen der Hölle zurückgerufne Seele desselben steht daneben in einer Wolke, um den Ausspruch zu geben. Sextus stutzt zurück, und seine Gefährten haben sich ganz umgekehrt. Man muß die Kunst bewundern; ein so scheuslicher Gegenstand, als die Erichtho, solte aber billig nicht gemalt werden. Indessen scheint Mortimer sich darin zu gefallen, und wir haben schon von ihm eine Pythonisse im achtzehnten Bande angezeigt, wozu dieses das Gegenbild ausmacht, wie es denn auch von gleicher Maaße u. gleichem Preise ist.

Noch ein Stück von demselben, entgegen gesetzten Inhalts, ist eine Scene aus der Komödie The West-Indian, nemlich Mr. Parsons and Mr. Moody in the Characters of Varland and Ma-

Major O' Flaherty, da dieser jenen mit dem Stocke über den Kopf nöthiget, das untergeschlagene Testament des Sir Olivers herauszugeben. Aehnlichkeit der Schauspieler und Ausdruck der Handlung sind meisterlich: zu den interessanten, lehrreichen Gegenständen aber können wir auch diesen nicht zählen. Der Stich ist von Dickinson, in schwarzer Kunst, vortreflich. Er hat etwa 17 Zoll in der Höhe zu 20 Zoll Breite und kostet eine halbe Guinee.

Ein ander Werk von eben diesem Mortimer kann, sowohl den Verächtern als Freunden der Physiognomik, reichen Stoff zur Betrachtung geben. Es sind die charakteristischen Köpfe nach dem Shakespear, wovon wir die erste Ausgabe schon angezeiget haben. Jetzt ist die zwote gefolget, die abermals aus sechs Blättern besteht. 1) Falstaff, aus den zweyten Theil Henrichs IV. Act. 5. Sc. 4. da er dem Herrn Silence eine Gesundheit zutrinkt. 2) König Lear im Ungewitter, da er die Klagen über seine unnatürlichen Töchter gegen die Elemente ausschüttet. 3) Beatrice, wie sie den Benedikt verächtlich abfertigt. Muchsado about nothing. Act. 1. Sc. 2. 4) Cassandra, Trojens Untergang verkündigend, aus Troilus und Cressida, 2 Aufz. 4 Auftr. 5) Shylock aus dem Kaufmann von Venedig, 4 Aufzug, 1 Auftr. wie er mit teufelscher Bosheit darauf besteht, das ihm verschriebene Pfund Fleisch aus seines Schuldners Körper zu schneiden. 7) Der Herzog von York benetzt mit Thränen das, vom Blute seines Sohnes befleckte Tuch, aus dem

drit-

dritten Theile Königs Henrich IV. ersten Aufzug, letzter Auftritt. Maaße und Preis sind wie vom ersten Hefte, und die Ausführung ist auch demselben vollkommen gleich.

A Cremonese Lady, A Parmesan Lady, The Venetian Dress of the Sindall, und A Sclavonian, vier niedliche Brustbilder in schwarzer Kunst von J. R. Smith nach W. Peters. Sie sollen vielleicht eine Folge haben, und dann werden unsere Damen noch manchen besondern Kopfputz daraus nehmen können. Jedes Blatt hat 9 ein halben Zoll in der Höhe zu 7 ein Viertel Zoll Breite und kostet drey Schillinge 6 Pence.

Mistriß Sheridan, eine berühmte Sängerin, sonst als Miß Linley bekannt, vom Ritter Reynolds gemalet, und von Dickinson in schwarzer Kunst gegraben. Sie ist unter dem Charakter der heil. Cecilie abgebildet, auf einem Clavier spielend, hinter welchem zwey Engel stehen, die dazu singen. Ein vortrefliches Stück, das 18 ein halben Zoll in der Höhe und 13 in der Breite hat. Unser Probedruck kostet eine halbe Guinee.

Lady Charles Spencer, ein ander schönes Bildniß in schwarzer Kunst, von eben gedachten beiden Meistern, in gleicher Größe. Sie ist im Reitkleide vorgestellet, wie sie eben vom Pferde gestiegen ist, und solches liebkosend umfasset. Der Preis ist auch dem vorhergehenden gleich.

Der jetzige Herzog von Devonshire, halb aus, von Reynolds gemalet, und von J. R. Smith in schwarzer Kunst gegraben. Ein sehr ähn-

ähnliches Bildniß, im Morgenkleide, kostet fünf Schillinge, und hält 14 Zoll in der Höhe zu 10 ein Viertel in der Breite.

Das Bildniß der Mistriß Moutagu, in schwarzer Kunst von denselben beiden Meistern. Sitzend und ganz gekleidet; zu 18 ein halben Zoll Höhe und 13 Zoll Breite. Kostet im Probedruck eine halbe Guinee.

Mistriß Morris, ein Bruststück von Reynolds, durch J. R. Smith in schwarzer Kunst, zu etwa 14 Zoll in der Höhe und 10 Zoll Breite. Kostet drey Schillige.

Lady Townshend mit ihren beiden Schwestern, Mistriß Beresford und Mistriß Gardiner, nach einem Gemälde des Ritters Reynolds, von Thomas Watson in schwarzer Kunst. Ein kapitales kostbares Stück, von der reichsten Erfindung und herrlichsten Ausführung. Unter hohen dicken Bäumen steht die Bildsäule des Gottes der Ehre, und daneben ein rauchender Altar. Von den dreyen Schwestern, in malerischem Gewande, bekränzt die älteste, Lady Townshend, die Statue, und die andern beiden sind ihr darunter zur Hülfe geschäftig. Alles ist im wahrem Costume, und macht ein vollkomnes Ganzes. Das Blatt hält 20 Zoll 9 L. in der Höhe zu 25 Zoll 4 L. Breite. Unser herrlicher Probedruck kostet zwey Guinee.

The Grisette, aus Sterne's empfindsamer Reise 1 B. von J. R. Smith, nach eigner Erfindung in schwarzer Kunst. Ein artiges Brustbild dieser französischen Modekrämerinn auf ihren

Laden=

Ladentisch gelehnet und die Handschuh, welche Sterne von ihr kaufte, vor sich liegen habend. Die Maaße ist etwas über 9 Zoll in der Höhe zu 7 Zoll Breite, und der Preis 3 Schillinge.

John Taylor, ein berühmter Landschaftmaler zu Bath hat zwo Landschaften, nach eignen Zeichnungen, selbst in Kupfer gestochen, und solche mit einem gedruckten Bogen einer Erklärung und Zuschrift an die Liebhaber der Kunst herausgegeben, darinnen er noch mehrere dergleichen Stücke verspricht, und von dem Landschaftszeichnen einigen Unterricht giebt. In diesen beiden Stücken hat er sich hauptsächlich bemühet, den Unterschied der Natur im Silberthau und Dunste des Morgens, und in der reinern mehr verdünntern Abendluft auszudrücken. Er ist auch nicht ganz unglücklich gewesen, und man bemerkt allerdings in den Umrissen der Gegenstände, die mindere und mehrere Bestimmung, welche die verschiedne Beschaffenheit des Dunstkreises dem Auge gestattet. Das erstere Stück ist eine bergichte Landgegend, wo Schaafe weiden, und im Vorgrunde ein Bauerwagen am Fluße hält, woraus die Pferde trinken: im andern zeigt sich ein Seehafen mit Schiffen, und verschiedene kleine beschäftigte Figuren auf dem Lande. Sie kosten beide 5 Schillinge, und die Platten sind etwas über 12 Zoll in der Höhe, und 17 Zoll Breite.

Cupid stung by a Bee, is cherished by his Mother, nach dem Anakreon: ein schönes Stück von B. West, durch V. Green in schwar-

zer Kunst. Venus sitzet, umfasset ihren vor ihr stehenden schreienden Sohn, und besieht den verwundeten Finger, da in der Ferne noch einige kleine Liebesgötter bey einem Bienenstock übel zugerichtet werden. Das Gemälde ist im Besitze des Herrn A. Vesey, mit der Platte von gleicher Größe, rund und etwa 10 Zoll im Durchschnitte. Unser Probedruck kostet eine halbe Guinee.

Erasistratus, the Physician, discovers the Love of Antiochus for Stratonice, und Agrippina lands at Brundusium with the Ashes of Germanicus. Wir fassen diese beiden herrlichen Stücke von B. West, zusammen, und bemerken zuförderst, daß das Gemälde des Erstern Lord Grosvenor, und des Andern, der jetzige Erzbischoff von York besitzet, beide in schwarzer Kunst, jenes von Green, und dieses von Earlom gegraben sind; Namen, die schon was vorzügliches vermuthen lassen. Die Geschichte von beiden ist bekannt, und mehrmals abgebildet, hier aber mit einer solchen Kenntniß aller Umstände und des Costume vorgestellet, daß wenigstens darinn alle andere nachstehen müssen. Beide erfordern eine Menge von Personen; sie sind aber sowohl geordnet, daß der Hauptgegenstand sogleich den Anblick auf sich zieht, und durch die meisterlichen Nebengruppen nur noch mehr ausgezeichnet wird. Im Erstern liegt der kranke Antiochus auf dem Bette, das Haupt und den einen schlaffen Arm im Schoße seines darneben sitzenden betrübten Vaters gesenket. Zur andern Seite steht der Arzt, fühlt den Puls,

und legt die andre Hand auf des Kranken Herz, an welchen beiden er beym Hereintritt der Stratonice die Ursache der Krankheit entdeckt. Alle Umstehende sind äußerst niedergeschlagen, in verschiednen Ausdrücken, und der auf dem Gesichte der jungen, schönen Königinn gemalte Kummer scheint ihren Reitz noch zu erhöhen. Das zweite Stück hat ungleich mehrere Figuren, und mußte sie auch nach der Geschichte haben, da eine Menge edler Römer der Agrippina zum Empfang entgegen gezogen waren. Sie ist eben aus dem noch mit verschiedenen Personen angefüllten Schiffe getreten, und in dem Anfange des feyerlichen Aufzugs, die Urne ihres Germanikus in den Händen, ihre beiden jüngsten Kinder, die ihr Trauergewand anfassen, zur Seiten, und von ihrem Frauenzimmer begleitet. In einer kleinen Entfernung voran gehen die Liktoren, da dann längst des Weges eine Menge Zuschauer, verschiedenen Alters, Geschlechts und Standes, höchst gerührt und betrübt sich sehen lassen, wovon sich auch viele auf den schönen Architekturstücken der Stadt vertheilet befinden. Welchem von beiden Stücken der Vorzug gebühre, ist leicht zu bestimmen. Da die Scene des erstern in einem Zimmer ist, so finden dabey stärkere Massen des Lichts und des Schattens statt: doch hat das letzte gewiß mehr Arbeit erfordert. Jenes hält 18 und einen halben Zoll in der Höhe und 24 ein Viertel Zoll in der Breite, und kostet im Probedruck 1 Pf. 5 Schillinge: dieses ist 19 einen halben Zoll hoch und 16 u. ein Viertel breit, und im Preise 2 Guineen.

Noch ein Blatt von B. West, das schon im vorigen Jahre erschienen, holen wir besonders darum nach, weil wir daraus einen fremden Kupferstecher, G. Scorodoomcw, der ein Russe ist, und in London arbeitet, kennen lernen. Es ist unterschrieben und stellet vor: The Departing of Romeo et Juliet. Dedicated to the unhappy Lovers. Blos die beiden Figuren, halb aus, sich einander umfassend, und Juliet an des Romeo Brust gelehnet. Es ist eigentlich in Röthelart ausgearbeitet: man hat aber auch Abdrücke in Farben, die dem Mangel der Ründe in den Figuren etwas abhelfen. Von erstern kostet das Blatt 5 Schillinge und von den letztern noch einmal so viel. Die Form ist oval, zu 12 Zoll Höhe und 10 Zoll Breite.

Lieutenant Colonel Biddulph of the 3d Regiment, ein Kniestück eines schon bejahrten Officiers, der aber im Gesichte noch Feuer und viel Laune zeigt. Anton Poggi hat es gemalt, und Thomas Watson in schwarzer Kunst gegraben. Ein Probedruck kostet eine halbe Guinee, und die Größe ist in der Höhe 15 Zoll 9 L. zu 11 Zoll 10 L. Breite.

Charles Stanhope, Viscount Mahon, ein Bruststück nach Prudhomme von T. Watson in schwarzer Kunst, sehr kräftig: 14 Zoll in der Höhe und 10 ein Viertel Zoll in der Breite. Der Preis eines Probedrucks ist 7 und einen halben Schillinge.

Vier Aussichten und Vorstellungen von Warwick Castle, in Aqua tinta, oder der gewaschenen Ma-

Manier, wodurch Le Prince bey den Franzosen sich berühmt gemacht, von P. Sandby gezeichnet und gestochen. Sehr schön und von herrlicher Wirkung. Der Preis ist überhaupt 1 und eine halbe Guinee, und die Maße jedes Stücks 12 u. ein halber Zoll in der Höhe zu 17 u. einen halben Zoll Breite.

Sechs Blätter dergleichen Aussichten von dem königlichen Schlosse zu Windsor, in eben der Manier, von demselben Meister, mit vielen Figuren nach dem Leben. Jede Platte hält 12 u. einen halben Zoll in der Höhe zu beinahe 18 Zoll Breite, und der Preis ist, wie von der vorhergehenden Folge.

Auch hat dieser Meister das zweite Dutzend der Aussichten in Wallis, in eben der Manier und Größe, wie das von uns angezeigte erstere Heft, geliefert, welches dann diesem am Werth und Preiſe völlig gleichkommt.

Saint Stephen. Der heilige Stephanus wird von gottesfürchtigen Männern zu seiner Ruhestatt getragen. Ein Altarblatt, das Benj. West für die Kirche zu St. Stephen Walbrook gemalet, und nun von V. Green in schwarzer Kunst gegraben ist. Eines der vortreflichsten und kostbarsten Blätter, welches in dieser Kunst erschienen ist. Die frommen Männer haben den so eben verscheidenden Heiligen von dem mit den Werkzeugen seines Todes ganz beworfenem Marterplatze aufgenommen. Einige Wunden fließen noch, und die tödtliche am Haupte wird von einem nebenstehenden mit der Hand bedeckt. Eine Menge von Gefolge, Alte und Junge, Männer und Weiber legen ihre

Klage und Bekümmerniß aufs lebhafteste an den Tag, wovon ein edler Jüngling die Hand des Märterers mit Thränen benetzt. Dieser hat schon den Blick eines Verklärten, und der grausame Tod hat in seinem Angesichte nicht die mindeste Verstellung hervorgebracht. Hinter ihm entfernen sich ein paar freche Thäter des Mordes, und in dem äußern Theile des Gemäldes, der eine schöne Architektur enthält, zeigen sich noch verschiedene Zuschauer und Theilnehmer der verruchten Handlung. Die Zeichnung ist sehr richtig, und das Helldunkel in Kupfer von der größesten Wirkung. Unser Probedruck kostet drey Guinees.

Edward Wortley Montagu Esqd. Dieser seltsame gelehrte Wanderer im Orient, Sohn der berühmten Lady Montague, in der zuletzt von ihm angenommenen Tracht eines arabischen Prinzen: nach einem, Mylord Courtenay zuständigen Gemälde des W. Peters, von J. R. Smith in schwarzer Kunst. Ein Kniestück, wie von Rembrant, meisterlich gegraben; kostet 7 u einen halben Schillinge und hat in der Höhe 18 u. einen halben Zoll zu 13 Zoll Breite.

A brisk Gale und A Tempest, zwey wohl ausgeführte Seestücke von Robert Pollard in Kupfer gestochen, jenes nach Taylor und dieses nach Vandevelde. Sie sind von der Größe der Gemälde, zu etwa 8 Zoll Höhe und 11 einen halben Zoll Breite: im Preise 1 Schilling das Blatt.

St. Cecilia, ein ovales Brustſtück, voll Entzückung, nach Cipriani, von Bartolozzi in Röthel

chelart. Kostet 5 Schillinge, und hält ungefähr 9 Zoll in der Höhe, zu 7 einen halben Zoll Breite.

Der Engel Gabriel und die Jungfrau Maria, zwei Brustbilder aus der Geschichte der Verkündigung, von denselben Meistern und in eben der Manier. Allerliebste Köpfe, 5 Zoll in der Höhe und 3 u. einen halben in der Breite. Das Stück kostet 3 Schillinge.

Nachricht von der Gemäldeausstellung in London im Jahr 1776.

Wir geben auch diesmal eine, wiewohl bloß historische, Anzeige von den Gemäldeausstellungen der hieselbst vereinigten Künstlergesellschaften.

I. Die königliche Akademie hat allerdings auch in diesem Jahre einen großen Vorzug sowohl in der Menge, als im Werthe ihrer Stücke, ob sie gleich gegen das vorhergehende Jahr etwas zurück geblieben ist. Die merkwürdigsten waren:

Der Tod des Generals Wolfe, von James Borry. So oft und meisterlich auch das Ende dieses neuern Helden von Künstlern behandelt worden, so hat doch diese abermalige Vorstellung gefallen, und, gleich den besten, Eindruck gemacht.

Ulysses und seine Gefährten aus der Höhle des Polyphems entwischet, von demselben

Thetis bittet den Jupiter um Rache wegen des Unrechts, so ihrem Sohn Achilles vom Agamemnon zugefügt worden. Ilias I. von Joseph

seph Ceracci. Die Schmeicheley der Thetis und insonderheit ihr bezaubernder Blick nach den Jupiter ist schön ausgedrückt.

Orythia wird vom Boreas entführet, von J. B. Cipriani. Ein schönes Stück, zumal in den Gewändern und im Kolorit; auch sind die Flügel vortreflich gemalet.

Der junge Jupiter mit Ziegenmilch und Honig genährt, von George Cut. Eine schöne Almathea, die den jungen Gott tränket, und ihr Vater, der mit Bewunderung zusieht.

Der Tod des Markus Antonius, von N. Dance. Er liegt in den Armen der Kleopatra, in der zärtlichsten Stellung. Der Ausdruck von beiden ist rührend, besonders der Gram der Königinn.

Maria von Schottland legt die Krone nieder, von Gavin Hamilton. Kräftig und wohl vorgestellet.

Madonna mit dem Kinde, von Nathanael Hone. Ein schätzbares Stück; die Farben nur etwas zu scheinend.

Das Bildniß einer Dame als Hebe, von demselben, wo die im vorhergehenden Stück tadelhaft befundenen krellen Farben dem Bilde der Gesundheit besser zu statten kommen.

Eleonora saugt den Gift aus der Wunde ihres Gemals, Königs Edward, von Angelika Kauffmann. Herrlich ausgeführt. In der Stellung und im Blicke des Königes ist der größeste Ausdruck, der sich auch in seinem Gefolge zeigt.

Eleo-

Eleonore aber ist mit der Ausführung ihrer heroischen Handlung so beschäftigt, daß sie auf nichts, was um ihr ist, zu achten scheinet.

Elisabeth Gray erbittet vom König Edward IV. die Rückgabe der ihrem Manne entzogenen Güter, von derselben. Ein in Engelland öfters behandelter Gegenstand, dem aber diese große Malerinn ein ganz neues Interesse zu geben gewußt hat.

Armide bemüht sich umsonst den abreisenden Rinaldo aufzuhalten, Tasso 16. von eben derselben. Armide ist in ihrem größesten Reitze, und aus Furcht diesem nicht wiederstehen zu können, hat vermuthlich Rinaldo sein Angesicht abgewandt.

Ein Sommerabend, und eine felsigte Gegend mit einem Wasserfall. Zwo schöne Landschaften, von P. J. Loutherburg mit vielen lebhaften und zum Theil drolligten Figuren angefüllet.

Der gute Hirt, von Thomas Major, erhabenen Ausdrucks.

Jane Shore zur Kirchenbüße geführet, von Edward Penny. Die ganze Unschuld in der Büßenden, und die äußerste Härte und Uebermüthigkeit in den Gerichtsbedienten.

Mr. Worthley Montague, in seiner Tracht, als ein arabischer Prinz, und

Eine venetianische Dame, beide von Wilhelm Peters. Wir haben davon schon schöne Kupferblätter, woraus der Werth sich beurtheilen läßt, wenn man die kräftigste Carnation des Pinsels hinzudenket.

Dreyzehn Bildnisse vom Ritter Reynolds, bey deren Schätzbarkeit man doch beklagen muß, daß dieser große Meister die edlern Zweige der Kunst nicht mehr bearbeiten kann, oder will.

Agrippina landet mit der Asche des Germanikus, eine schöne, sehr charakterische Zeichnung von J. F. Rigaud.

Die Zusammenkunft des Belisars und seiner Tochter Eudoxia, nach dem Marmontel, von Wilhelm Tait. Ein rührender Auftritt, wobey die Tochter ihr Gesicht verhüllet, um den über allen Ausdruck gehenden Gram zu vorenthalten.

Der sterbende Stephanus von den Gläubigen weggetragen. Ein Altarstück von B. West. Wir können von diesem herrlichen Stücke gleichfals schon ein schönes Kupferblatt ankündigen, und werden alsdann mehr davon sagen.

Daniel deutet dem Belsazar die Handschrift an der Wand: von demselben. Die Furcht und Bestürzung des König, und die ernste Ueberzeugung des Daniels sind besonders wohl ausgedruckt.

Isaaks Bedienter bindet das geschenkte Armband um den Arm der Rebekka, vom demselben. Eine simple genug bekannte Scene, aber durch die meisterliche Behandlung sehr interessant gemacht.

Rinaldo und Armide, durch eben denselben. Diese, eine wahre Liebesgöttinn: jener der brünstige Liebhaber, der seine Schöne in den Armen hält. Es ist die Scene, wo der Held von den ihn aufsuchenden

Rit-

Rittern Karl und Ubald, im Garten entdeckt wird, da diese in der Ferne dem beglückten Paare zusehen. Tasso B. XVI.

Ein Griechischer und ein Englischer Jahrmarkt. Zwo Stücke von einem ungenannten Liebhaber, worinn besonders der Kontrast beider Nationen in der Mäßigkeit und Völlerey lebhaft vorgestellet ist.

II. Von der Societät der Künstler, bemerken wir nur einige wenige Stücke.

Ein indianisches Weib, das sich mit der Leiche ihres Mannes verbrennen will, und von ihren Angehörigen Abschied nimmt: von M. T. Kettle. Eine gute Vorstellung eines rührenden Auftritts.

Don Quixotte vor dem Thore des Wirthshauses, und

Derselbe von den Galeerensklaven gesteinigt. Beide von Mortimer, eben so lebhaft, als die Beschreibung des Cervantes.

König Johann übergiebt die magna Charta, von demselben. Voll Gewühl, doch ohne Verwirrung, und stark im Ausdruck.

Banditen, von eben demselben. Entschlossenheit und starker Muth, in dessen Ausdrucke dieser Maler eine vorzügliche Kunst besitzet.

III. Die nicht privilegirte Gesellschaft von Künstlern, zum Unterhalte ihrer Wittwen und Kinder hat folgende vorzügliche Gemälde ausgestellet.

Ein nackter Pfau bemüht sich die ihm genommenen Federn dem Kopfputze der Damen wie-

der zu entreißen: von Collet, diesem Nachahmer des Hogarth.

Ein heiliger Franciskus, von Camillus Hone, der jedoch seinem Vater Nathanael noch nicht gleich kömmt.

Der Spartanische Junge, von demselben, ungleich besser, und schon aus dem schönen Kupferstiche bekannt.

Ein Frauenzimmer, so nach dem Bade sich abtrocknet, von Morland, sehr reitzend.

Ein Satyr und eine Venus, zwey Nebenbilder von Peregrine Philips.

Christus und der ungläubige Thomas, von dem demselben, Stücke von gutem Werthe.

Ein Seesturm von Wilkins, sehr wohl vorgestellet.

Georg Smith von Chichester, der berühmte Landschaftsmaler, und überlebende Bruder von dreyen großen Künstlern in diesem Zweige, ist den siebenden September 1776. an obigen seinem Geburthsort verstorben.

Neue Schriften.

Miscellanies. By the Rev. *Shepherd.* In 2. Vol. *Flexney.* Der erste Band besteht aus Gedich-

dichten, die der Verfasser in seiner frühen Jugend geschrieben. Aristoteles Päan an die Tugend, eine Nahahmung. Oden an die Zufriedenheit, den Ehrgeitz, an den Gotteslaugner, an das Licht, an die Melancholey, an den Neid, an die Einsamkeit: Unglückliche Liebe, eine Elegie; des Verf. Zurückkunft ins Collegium, eine Elegie; der Philogamist; der Misogamist, der Einsiedler: die Wahl: die Oekonomie der Zeit: das Weib, eine Epistel: die Hochzeitfeyer, ein didaktisches Gedichte: Hektor, ein dramatisches Gedichte, und drey kleinere. In den Oden ist er lebhaft und bilderreich: in Satyren ernsthaft und beissend. Der zweyte Band enthält acht Briefe an S. Jennys, über seine Uebersetzung vom Ursprung des Uebels. Reden über das Gewissen und die Inspiration u. s. f.

A General History of the Science and practice of Music, by Sir *John Hawkins*. In Five volumes in 4to. *Payne*. Dieß große Werk erscheint um so viel unvermutheter, da kaum Herr Burney das seinige geliefert hatte. Herr Hawkins sagt uns in der Vorrede, daß es das Resultat einer sechzehnjährigen Arbeit und aus Materialien gesammelt worden, die einen doppelten Zeitraum erfodert hätten. Der Verfasser hat alles in England aufgesucht, was ihm nur darinnen einiges Licht geben können, und weder Kosten noch Fleiß gesparet. Selbst die Wohnungen der Todten sind unter seiner Aufsicht durchsucht worden, um durch Grabmäler und Ausschriften gewisse Facta und Data zu bestim-

men

men. Aus diesem allen läßt sich schon vermuthen, wie vielerley höchst merkwürdige Dinge in Absicht auf die Grundsätze und den Fortgang der Musik diese Bände enthalten und es wäre zu wünschen, daß uns ein Musikgelehrter Deutscher aus den verschiedenen Geschichten der Musik, die wir nun in verschiedenen Sprachen haben, mit einer klugen Wahl einen Auszug oder vielmehr den Versuch zu einer vollständigen Geschichte machte. Wir müssen noch erwähnen, daß viele Ausschweifungen in diesem Buche vorkommen, die eigentlich die Musik nichts angehen: aber doch in so mancher Absicht wichtig und unterhaltend sind.

Poems, supposed to have been written at Bristol by Thomas Rowley *and Others in Fifteenth Century;* the greatest part now first published from the most authentic Copies, with an engraved Specimen of One of the Mss. To which are added, a preface, an introductory Account of the several Pieces, and a Glossary. 8vo. *Payne* 1777. Sind diese Gedichte wirkliche Produkte des funfzehnten Jahrhunderts, wie es nach den kritischen Beweisen, die hier beygebracht werden, höchst wahrscheinlich ist, so ist es eine der größten litterarischen Seltenheiten und ein Beweis, daß das Sylbenmaaß und die Verfeinerungen der poetischen Melodie, den ersten Stiftern der englischen Poesie, schon zugehörte. Auch die Gedichte verdienen dem Inhalte nach große Aufmerksamkeit.

Cara-

Caractacus. A Dramatic Poem. Written on the Model of the ancient Greek Tragedy. By M. *Mason* 8vo. *Dodsley*.

The Lyric part of the Drama of *Caractacus*, as altered by the Author, and as spoken and sung. 8vo. *Dodsley*.

Schon im Jahre 1759. gab Herr Mason dieß dramatische Gedichte heraus. Auf Verlangen des Direktors der Schaubühne von Covent-Garten hat es der Verfasser durch mancherley Veränderungen zu einer theatralischen Vorstellung geschickt gemacht, deren es auch mit vielem Beyfalle theilhaft geworden.

Bedukah, or the Self devoted. An *Indian* Pastoral. 4to. *Dodsley*. Dieß Gedichte hat einen Indier zum Verfasser, der sich schon durch ein anderes St. Thomas's Mount bekannt gemacht. Der Innhalt ist die traurige Gewohnheit unter den Gentoos, wo ein Weib den Scheiterhaufen, der ihren verstorbenen Mann verzehren soll, besteigen muß. Die Angst und Verzweiflung einer zärtlichen Mutter und der Heldenmuth der schönen Bedukah sind in einem schicklichen Kontrast vortreflich geschildert, und mit vielem Pathos und Enthusiamus ausgedrückt.

Hagley. A Descriptive Poem. 4to Dodsley. Der Verfasser dieses Gedichts, das sich weit über die gewöhnlichen dieser Art durch lebhafte und blühende Einbildungskraft und warme Empfindung erhebt, ist ein gewisser Herr Maurice, und dieses das dritte, das er bereits in dieser Gattung geliefert.

Old

Old Ballads, historical and narrative, with some of modern Date, now first collected, and reprinted from rare Copies with Notes. 2 Vols. 8vo. *Evans*, *Strand*. Seit Dr. Percy in England alte Balladen herausgegeben, haben sich mehr Sammler von dergleichen veralteten Gesängen gefunden: und in der That, wenn sie auch nicht allezeit großes poetisches Verdienst haben, so verdienen sie es doch oft bloß aus der Betrachtung, das sie uns die Sitten und Gewohnheiten der Zeit und die alte Sprache aufbehalten und zur Geschichte der Poesie gehören. Die gegenwärtige Sammlung macht der Wahl des Herrn Evans Ehre.

An Essay on the Application of Natural History to Poetry. By *J. Aikin* 12mo. London 1777. *Johnson*. Die natürliche Verbindung der Künste und Wissenschaften, so einleuchtend sie auch ist, ist von den Künstlern nicht allezeit beobachtet worden. In nichts fällt aber ein Mangel der nöthigen Kentnisse mehr auf, als in der Poesie, deren Pflicht es ist, aus allen Wissenschaften geschickte Bilder zu sammeln und sie gehörig zu vereinigen. Der geschickte Verfasser, der Kritik mit Geschmack verbindet, zeigt hier, wie viel eine genaue Naturkunde dem Dichter zu richtigen poetischen Beschreibungen dienen könne, wie viel aber durch den Mangel derselben zu verwirrten, unrichtigen und falschen Schilderungen verführt werden. Er erläutert dieses durch wohlgewählte Beyspiele aus

den Alten, und auch aus neuern englischen Dichtern.

Kunstnachrichten aus Frankreich.

Tableaux topographiques, pittoresques, physiques, historiques, moraux, politiques, litteraires, de la Suisse et de l'Italie. Unter diesem Titel wird ein Werk in sechs großen Foliobänden auf dem schönsten Papiere, mit Kupfern von den besten Künstlern nach Zeichnungen von Robert, Perignon, Fragonard, Paris, Poyet, Raymond, Lebarbier, Barthelemy, Menageot, Le May, Houel u. a. verzieret und auf Subscription angekündiget. Es soll eine getreue Geschichte von allem, was in der Schweitz und Italien merkwürdig ist, werden, es mag Sitten, Gewohnheiten, Religion, Cärimonien, Münzen oder Wissenschaften betreffen, ja aller vorzüglichen Werke der Natur und Kunst. Nächst der Beschreibung und Geschichte merkwürdiger Begebenheiten soll die Beschreibung der Oerter hinzugefüget werden, wo sie vorgegangen: von antiken Denkmälern Plane, Höhen und Ueberbleibsel: auch die neuern Gebäude, Feste, Schauspiele, Denkmünzen, Aufschriften, Bildsäulen, Gemälde, von denen allezeit eine getreue Abbildung folgen soll. Der erste Band wird die Schweitz enthalten: der zweyte und dritte Rom und den Kirchenstaat: der vierte Neapel und ein Theil dieses Königreichs: der fünfte Toskana, die Staaten von Lucca, Genua, Modena, Parma:

Der

Der sechste Venedig, Mayland, die übrigen Staaten des Kaysers in Italien, Piemont und Savoyen. Die erste Lieferung von Kupfern, welche den ersten Band ausmachet, hat den ersten Jenner jeztlaufenden Jahres, und dann von Monat zu Monat und allezeit 6 Blatt, für die Subscribenten für neun Livres erfolgen soll. Zu der letzten Lieferung wird der Text umsonst ausgegeben.

Discours sur les Monumens publics de tous les ages & de tous les peuples connus, suivi d'une description de projet du Monument à la gloire du Roi régnant *Louis* XVI, & de la France avec les gravures au premier trait, des principales Faces de ce Monument; terminé par des observations sur les principaux Monumens de la Capitale de la France, par M. l' Abbé de *Lubersac* &c. A Paris chez *Lacombe*, in Fol. Die Abhandlung selbst ist bereits erschienen: die beiden Kupferstiche aber, die das Monument vorstellen, welche der Verf. zur Ehre des itzigen Monarchens entworfen, die 35 Zoll hoch und 22 breit, und von Laurent, einem Lehrling des berühmten Balechou, gestochen worden, sollen auf Subscription für 48 Livres folgen, wovon man 12 vorher und 36 beym Empfange bezahlt. Diejenigen, die beides, den Discours und die Kupfer zugleich haben wollen, bezahlen für das erste gleich 36 Livres, und eben so viel beym Empfange. Der Verf. theilt seine Rede in drey Abschnitte und zugleich die Denkmäler, die entweder den öffentlichen Nutzen, oder die Verzierung,

oder

oder belohnte Verdienste zum Gegenstande haben, in drey Zeitalter. In dem ersten findet man Babilon, den berühmten Thurm und die Zerstreuung der Völker. Dieß Zeitalter begreift alle Denkmäler von Assyrien, Persien, Aegypten, Palestina und China. Das zweyte die Monumente Griechenlands und des alten Italien. Das dritte das neue Italien. Der Verfasser geht alsdann die Türkey, Afrika, Spanien, Amerika, England, Schweden, Rußland u. s. w. mit allen alten und neuern Denkmälern durch, und kömmt endlich auf Frankreich, wo er ebenfalls nicht nur die Denkmäler der Hauptstadt, sondern auch der Provinzen anführet.

Das Projekt, das er für einen öffentlichen Platz zur Ehre Frankreichs vorschlägt und gestochen werden soll, ist folgendes:

Auf einem Felsen, der mit tiefen Höhlen umringt ist, woraus sich Wasserströhme mit großem Geräusche hervorstürzen, und sich wieder in Abgründe verlieren, erhebt] sich ein Obelisk von weißem Marmor, dessen Höhe der Pracht der Gebäude, die ihn umgeben, entspricht; auf seinem stumpfen Gipfel liegt eine azurnene Kugel mit drey Lilien bezeichnet und oben drauf ein Hahn von vergoldeter Bronze der die Flügel schlägt. Der Ruhm mit ausgebreiteten Schwingen hängt an der Mitte des Monuments, und ladet durch seine Trompete die Völker ein, die Tugenden des Königes zu preisen: die Zeit heftet durch wiederhohlte Schläge den Medail-

 lon,

lon des Fürsten an den Obelisk: die Horen und Säkeln, nachdem sie unten den Medaillon an den Obelisk angekettet haben, zerbrechen die Sichel der Zeit, die unter den Zügen des weisen Mitwirkers vorgestellet wird, den sich der König gewählet. Unter dem Medaillon sind zwey Genien: der eine setzt der Büste des Königes die Krone der Unsterblichkeit auf: der andere bietet dem Ruf einen Lilienstengel. Die Büste, die auf dem porphyrnen Medaillon steht, ist von Gold und mit Eichen, Palmen, Loorbeer- und Olivenblättern umkränzt. Eine große Medaille von rothem Bronze, die zwey an einander geheftete Büsten vorstellet, mit der Devise: Concordia Fratrum, das Sinnbild des Castor und Pollux und mit der Aufschrift: Monsieur K. M. le Comte d'Artois ist auf der, dem Medaillon des Königs gegenüber stehenden Seite des Obelisks, mit derselben Kette, die diesen Medaillon festhält, angekettet.

An einer Ecke des Fußes des Obelisks, steht die Tugend, halb verschleyert, als ein Sinnbild der Prinzeßinn Tochter des verstorbenen Königes; sie erhebt den rechten Arm und zeiget mit der Hand auf die Dedications-Innschrift: Regi Benefico: ist mit einem weiten Gewande umgeben, hat halb aufgeschlagene Flügel und eine Flamme auf dem Kopfe.

Frankreich, unter dem Bilde der Königinn sitzt der Tugend zur Seite und zu Füßen mitten auf dem Fußgestelle, mit ihrem königlichen Mantel bedeckt, die Krone auf ihrem Haupte und hält unter dem linken Arm ein Bündel, ein Sinnbild der vereinigten Kraft und Stärke, und in ihrer Rechten das Zepter. Zu ihren Füßen liegen die unterscheidenden Charaktere der Krone, und die Kennzeichen, Attribute, und Belohnungen der Geburth, der Tapferkeit, des Verdienstes. Sie ermuntert den rächenden Genius des Fürsten, die Ungeheuer zu zerschmettern, die die Völker durch ihre Raubsucht, Ränke und Kühnheit verwüstet haben.

Einer von diesen Genien droht, und schlägt in der lebhaftesten Stellung mit dem Donnerkeile auf die Ungeheuer los: der andere, Genius, der Königinn und Frankreichs hat die Gestalt eines Adlers angenommen. Sein Kopf zürnt, seine Federn sträuben sich vor Unwillen, und er droht, sich auf das Ungeheuer zu stürzen. Diese beiden Genien sind am Rande des Abgrunds gruppirt, wo die Ungeheuer herabfallen, und ihre Wuth gegen sich selbst kehren, wozu sie sich ihrer Fackeln, Schlangen und Dolche bedienen, womit sie ihre Hände zum Untergange von Frankreich bewaffnet haben.

Mit dieser lebhaften Scene contrastiren die Figuren der Pallas und des Friedens und zeugen von Frankreichs Triumpf: die eine unter den Zügen der Madame de France, mit einem Helme auf dem

Haupte, sitzet stolz auf einem Löwen: ihre rechte Hand ruht auf der Mäne dieses Thiers, das seinen Kopf nach Frankreich zu dreht und ihm die Füße leckt: den linken Arm stützt sie auf ihren Schild: sie ist von verschiedenen Genien begleitet, die, nachdem sie eine Kanone auf ihre Lavette geschleppt haben, mit ihren Waffen und einer Fahne spielen. Mitten unter diesen Gruppen erscheint eine Figur, unter der Kleidung eines französischen Schiffers, mit allerhand Producten der Erde, des Meeres und der Luft umgeben, und mit der Hand auf einen Ballen zeigend, woran protectio geschrieben steht.

Der Pallas im Gesichte erhebt sich der Friede auf einem Wagen unter den Gesichtszügen der Madame la Comtesse d'Artois; in einer Hand beut sie den Oelzweig dar und mit der andern zeigt sie dem Fürsten die Früchte, die aus einem Füllhorn fallen, welches ein Zephyr umstürzt.

Am äussersten Ende des Wagens der Handlung gegen über, erscheint ein Landmann auf ein Joch gestützt: einen Pflugschaar zu seinen Füßen und einen Schäferhund zur Seite, das Wort Libertas, auf einem Scheffel geschrieben. Er erscheint unter der Gestalt eines Bürgers unter dem bekannten Namen L'Ami des hommes in alter gallischer Kleidung.

Unten am Felsen, auf der der Hauptfläche des Obelisks gegenüberstehenden Seite ist eine große Höhle woraus ein Schiff hervorgeht, auf dessen Vordertheil der Seine sitzt, und die Huldigungen und

den

den Tribut der Göttinn der Marne empfängt, die aus dem Wasser von Najaden begleitet, hervorkömmt: die eine hat die Züge der Madame Clotilde und die zweyte der Madame Elisabeth.

Neptun, mit seinem Dreyzack bewaffnet, führt das Schiff der Göttinnen, dem Syrenen, Delphine und ein Triton, der das Horn bläset, vorgehen; dieß Schiff wird durch die Wappen der Stadt Paris charakterisiret.

Auf einer der vier Seiten des Fußgestelles von dem Obelisk ist ein Basrelif, das die Sitzung des wiederhergestellten Parlements vom eilften November 1774. vorstellet.

Die drey andern Seiten sind zu neuern großen Begebenheiten bestimmt, die man von der Regierung Ludwigs des sechzehnnten erwartet.

Dieß ist der Innhalt der Vorstellung, den die beiden angekündigten großen Kupferblätter liefern werden.

Neue Kupferstiche.

1776.

October. Repos de la Vierge. Ein Blatt von unserm Wille nach Dieterich 11 Zoll hoch, 8 breit. Die Komposition besteht aus drey Figuren. Die Jungfrau hält das Jesus Kind, das auf einem Steine sitzt: Joseph steht darhinter. Die Feinheit und Reinigkeit nebst der Einsicht in das

Helldunkle, das man schon an dem willischen Grabstichel kennet, zeigt sich auch hier in vollem Glanze.

November. Zwey allegorische Kupferblätter, den König und die Königinn vorstellend, nach Zeichnungen von Cochin sind von Longueil gestochen.

Ein anders, das die Königinn in Lebensgröße vorstellet, und die sauberste Zeichnung nachahmet, nach einem Originalgemälde von Dagoty dem Aeltern, wird um 12 Livres verkauft.

Portrait de Charles Frey de Neuville, Predicateur du Roi, gestochen von Bradel, in 12.

December. La Mort d'Abel, prima mors, primi parentes, primus luctus: Ein Blatt 20 Zoll hoch und 15 einen halben breit, nach einem schönen Gemälde des van der Werf von Porporati, mit ausnehmendem Fleisse gestochen: kostet 16 Livres.

La Philosophie charitable, ein Blatt 14 Zoll hoch, 10 breit, nach einer Zeichnung von Careme, von Voyez dem ältern gestochen, und stellt einen wohlthätigen Mann vor, der einen armen Hausvater mit Gelde unterstützt, dessen Frau in Wochen liegt. Dieser und seine Kinder vereinigen sich, ihrem Wohlthäter Dank zu sagen. Es kostet 5 Livres und kann der Dame de Charité zum Gegenbilde dienen, die eben dieser Künstler nach Eisen gestochen hat.

Li-

Lison dormoit. Ein junger Mensch überrascht ein junges Mädchen, von P. H. Triere, nach einer Zeichnung von Freudenberg.

1. Arrivée de Telemaque dans l'Isle de Calypso.

2. Termosiris enseigne à Télemaque qu'il doit suivre l'Exemple d'Apollon. Zwey Blätter nach Boucher, von Martini und Patas gestochen.

La Parure naturelle nach Netscher von L. Arselin.

Die zweyte Lieferung von der Histoire Romaine durch M. Philippe, ist nunmehro auch erschienen; sie besteht wieder aus 20 saubern Kupferstichen in 4to, die kleine malerische Dramen vorstellen, nebst ihren Auslegungen.

1777.

Januar. Le Charlatan Allemand, le Charlatan François, zwey Blätter 9 und einen halben Zoll hoch und 7 und einen halben breit von Helman, nach Zeichnungen von Bertaux.

Fête de Campagne Hollandoise zwey Fuß breit, 19 Zoll hoch: eine reiche Zusammensetzung mit viel Figuren nach einem Gemälde von Scovart nach Deqvevauviller gestochen.

Le Porte-Balle oder le Voyageur. 12 Zoll breit, und 8 Zoll hoch, nach Teniers, von Mr. und Mademoiselle Chenu.

La pleine Moisson, nach einer Zeichnung von Isaac Moucheron, gestochen durch F. von Ghend ein fleißiges Blatt.

La Philosophie endormie 18 Zoll hoch, 13 breit, nach einer Zeichnung von Greuze, unter der Aufsicht des Aliamet gestochen.

Ein Blatt von L. A. de Buigne nach einer Zeichnung von Gravelot aus einer Scene von Heinrich IV. wo dieser König für einen Wilddieb gehalten wird: man liest darunter die Worte; je tenons le coquin qui vient tirer sur les cerfs de notre bon Roi: dienet einem andern zum Gegenbilde, das der Kupferstecher Ponce verkaufet, wo Sülly Heinrich dem IV. zu Füßen liegt und der Prinz ihn aufzuheben sucht, mit den Worten; relevez vous, ils vont croire que je vous pardonne.

Februar. Première suite de 12. Estampes, de format in 4to. Nach verschiedenen berühmten Meistern unter der Aufsicht des de Lebrun, Malers, von guten Künstlern gestochen. Die gegenwärtige Suite enthält verschiedene Vorstellungen nach Lingelbach, P. Potter, J. Steen, Terburg, Rembrant, Metzu, Berchem, Wouvermans, Winants, Cuyp, und Van der Meulen,

len. In sechs Monat wird eine zweyte Lieferung folgen. Sie kostet 18 Livr.

Le Portrait de Gerard Dow, nach ihm selbst, von Ingouf dem jüngern, sehr sauber gestochen. Er spielt auf der Baßgeige.

Portrait de Jean - François Regnard, nach Rigaud, von Fiqvet. Dieß Blatt gehört in die Folge der schönen Miniaturporträte des Moliere, Lafontaine, Crebillon, Montaigne, J. B. Rousseau, Descartes, Lamotte le Va er, Voltaire, J. J. Rousseau, von diesem Künstler.

Le Portrait de M. de Montesquieu, nach dem Gemälde, das in der französischen Akademie steht, de M. de Voltaire, nach Bonart, 1774. zu Ferney gemalt: de M. Diderot, nach L. M. Vanloo, und de M. d'Alembert nach Pollani. Diese Bildnisse sind in groß Folio und so, daß sie zu dem großen Dictionaire Encyclopedique als Titelkupfer dienen können: für die übrigen Bände wird er noch die Bildnisse des Rousseau, Büffon, Dumarsais u. s. w. liefern.

Portrait de feu M. de Beauteville, Evêque d'Alet in 4. von Voyez dem Aeltern.

April. La Pêche du jour, la pêche de nuit. Zwey Blätter von Le Gouaz nach Vernet.

May.

May. La Fuite en Egypte, ein kleines Blatt nach Tenier 10 Zoll breit, 8 hoch von G. Weisbrod, stellt eine heil. Familie vor, die über einen Fluß in einem Boot setzt, wo mehr Passagier sind, und das Ufer mit Schafen und andern Thieren umgeben ist.

Sacrifice à Ceres, 8 Zoll hoch, 6 breit und la Recréation du Philosophe von F. N. D. Martinet.

Die übrigen litterarischen und Kunstnachrichten müssen wir wegen Mangel des Raums aufs nächste Stück versparen.

Register.

Register.

A.

B.

D.

E.

F.

G.

Hug-

H.

J.

K.

L.

M.

Pet-

Q. Quer-

Q.

R.

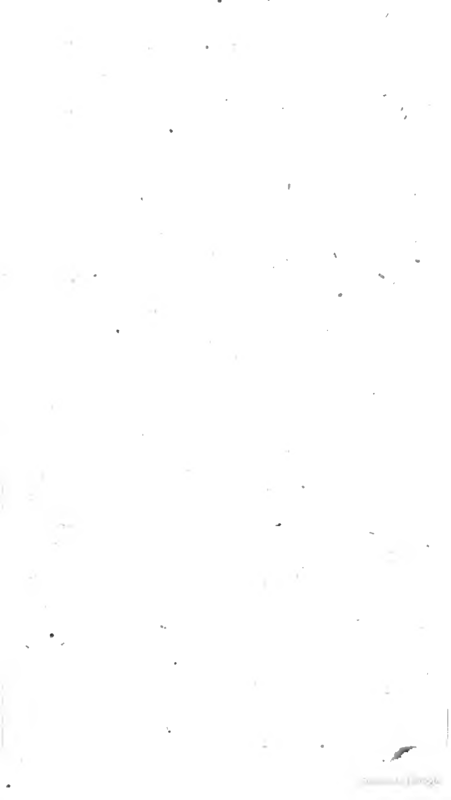
S.

W.

W.

X.

Z.




Forrestal
ANNEX

